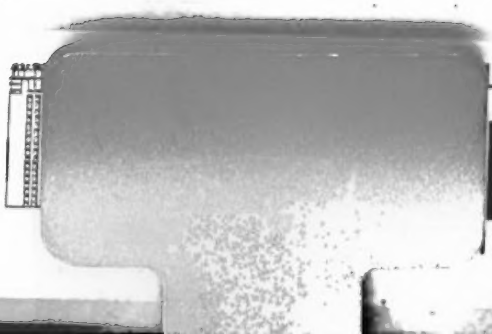
B. L. 2777



LIOTHEEK GENT

2840

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Walter von Montbarry,

Großmeister des Tempelordens.

YOUNG.

We ranſack Tombs for Paſtime; from the Duſt
Call up the sleeping Hero; bid him tredd
The Scéne for our Amuſement.

Erſter Theil.

Frankfurt und Leipzig
1789.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Hunberga von Montbarry.

Wüßte ich, meine Leser! daß ihr jenen Trieb, der mich von meiner Kindheit an zu den Begebenheiten der Vorwelt hinriß, und mir so manche Stunde der Wonne und seligen Schwermuth gewährte, mit mir gemein hättet; wüßte ich, daß ihr gern in dem heiligen Dunkel weiltet, das die Zeiten des grauen Alterthums dekt, und euch an den seltsamen Gestalten ergötzet, die die Geschichte aus jenen Dämmerungen hervorgehen heißt, ich würde glauben, der bloße Titel dieser Blätter müßte eure Neugier reizen, und ihr würdet es gern sehen, daß ich noch einmal die Feder ergreife, um euch etwas von längst verflossenen Zeiten

Digitized by Google

zu erzählen; Mährchen oder Wahrheit, oder wie es euch dasselbe zu nennen beliebt.

Ich will es einmal annehmen, daß ihr dieses Buch mit der Begierde ergreift, wie ich wünsche, aber was erwartet ihr von demselben? Habt ihr vielleicht zuweilen von alter deutscher oder brittischer Treu und Redlichkeit gehört, von jenem hohen Grad von Frömmigkeit, Andacht, Freundschaft und Liebe, welche man bey unsern Vorfahren angetroffen haben soll, und freut ihr euch, an meiner Hand in ein Land voll Heiliger und Helden überzugehen, und in ihrer Gesellschaft auf einige Zeit die Mängel der Welt, in welcher ihr lebt, zu vergessen? — Solltet ihr so hohe Begriffe von denenjenigen haben, mit welchen ich euch bekannt machen will, so rathe ich euch, diese Blätter ungelesen zu lassen, ihr werdet nur wenig von dem finden was ihr sucht: Menschen, bloße Menschen, wie sie jezt sind und wie sie jemals waren, werdet ihr sehen. Vielleicht hier und da einen Zug von Tugend, welcher jezt aus der Mode gekommen ist, aber auch auf der andern Seite, Unordnungen, von welchen unsere Zeiten, dem Himmel sei Dank! nichts wissen. Vielleicht Irrthümer von anderer Art, als ihr sie an euren Zeitgenossen gewahr werdet, aber immer doch Irrthümmer, und solche, die unsern Vorfahren eben so schwer zu überwinden waren, als uns die unsrigen, die wir vielleicht

selbst kaum kennen, und die erst unsere Urenkel mit Namen nennen, und sie bewundern oder belachen werden.

Vielleicht gehört eine lange Vorrede zu einem Roman auch zu der Zahl belachenswürdiger Thorheiten, und ich will also die gegenwärtige nicht verlängern, sondern euch den Anfang meiner Geschichte ohne weitern Umschweif geben, und es euch überlassen, wie viel Nutzen und Vergnügen ihr daraus schöpfen könnt oder wollt —

Unter welchem Grad der Länge oder der Breite der Ort lag, an welchen ich euch in meiner Erzählung zuerst führen will, ist mir nie kund worden, nur so viel weis ich, daß er ein stattlich befestigtes Schloß, mit Namen Montçon war, welches ihr aber nicht mit jenem Schloß Montçon verwechseln müßt, welches Raimund Berengar, Graf von Barcellona, weiland den Tempelherren schenkte. — Das Schloß von welchem ich spreche, gehörte dem Grafen von Flandern Theoderich, der es kurze Zeit vor seinem Zuge ins heilige Land hatte erbauen lassen, und es seiner jungen Gemahlinn Hunberga zur Wohnung in seiner Abwesenheit hinterließ.

Sehr jung war Hunberga aus dem Hause Montbarry, als ihr alter Gemahl nach Palästina zog, aber

eine Zeit von funfzehn Jahren in welcher Theoderich sie einer Art von frühem Wittwenstande überließ, hatten freylich in dem Jahre da meine Geschichte eigentlich anhebt, etwas von der ersten Blüthe ihrer Reize hinweggenommen; doch blühte sie noch, und zwar mit jenen höhern dauerhaftern Reizen, die nur wenige besizen und die ihr den Vorzug vor ihren Töchtern und Enkelinnen gaben, deren sie unterschiedliche hatte.

Man will behaupten, daß diese Donnen es ihrer Mutter und Großmutter sehr verdacht haben sollen, daß sie es wagen durfte, sie zu verdunkeln; aber wenn man die Sache beym Lichte besieht, so hatten sie wenig Recht ihr Vorwürfe zu machen; Hunberga war nie selbst Mutter gewesen, und diejenigen, welche ihr diesen Namen gaben, waren Kinder aus Theoderichs erster Ehe, und an Jahren ihr zum Theil völlig gleich, wo nicht überlegen.

Indessen sagt man, daß diese Gleichheit an Jahren der Grund mancher Zwistigkeiten in dieser Familie ohne Oberhaupt war. Hunberga ließ sich in ihrem zwey und dreißigsten Jahre ungern Mutter und Großmutter nennen, und nüzte diese Namen nur dann, wenn sie Gehorsam foderte; ihre sogenannten Kinder hingegen, vornehmlich die Töchter, gebrauchten sich dieses Prädikats nie anders, als wenn sie zu verstehen geben wollten, daß sie mehr Ansprüche auf Jugend und

Digitized by Google

Schönheit hätten, als diejenige, welche ihre Mutter vorstellte.

Verdrüßlichkeiten von dieser Art waren Ursach, daß Theoderichs Gemahlin nie bereitwilliger war, den Töchtern ihres Gemahls zu dienen, als wenn sich Gelegenheit zeigte, sie zu vermählen. Weder Vorbitten, noch Bottschaften an Theoderichen nach Palästina, weder Puz die jungen Damen in den Augen ihrer Liebhaber reizender zu machen, noch Lob ihrer Verdienste, noch verschwenderische Ausstattung aus ihren eignen Mitteln, wurde alsdann gespart, und sie trieb dieses Werk so eifrig, daß um das Jahr 1174, als wo unsere Geschichte eigentlich ihren Anfang nimmt, niemand mehr von ihnen zu verheirathen übrig war, als ein paar Enkelinnen Theoderichs, welche aber nicht bei ihr, sondern bei ihren Eltern lebten, daß sich also damals keine von diesen unangenehmen Kreaturen mehr zu Montçon befand.

Hunberga lebte die meiste Zeit auf ihrem einsamen Schlosse ganz glüklich, ausser wenn Graf Philipp, Theoderichs ältester Sohn, welcher in seines Vaters Abseyn die Regierung führte, etwa mit seiner Gemahlin und seinen beiden Töchtern — eben den vorerwähnten noch zu verheurathenden Enkelinnen Theoderichs — etwa an hohen Festtagen das Schloß besuchte, und Hunbergen durch seine und der Seinigen lästige

Gegenwart, die ehemaligen Drangsalen wieder ins Gedächtniß brachte. — Um meinen Lesern zu erklären wie das geschah, brauche ich nichts weiter zu sagen, als: Philipp war ein heimtükischer, bösartiger Mann, seine Gemahlin Remigia war am französischen Hofe erzogen, und ihr Kopf war mit allen Thorheiten der damaligen Mode erfüllt, so wie ihr Herz dem Herzen ihres Gemahls vollkommen gleich war. Ihre Töchter, Anna und Edita — doch wir werden diese Damen näher kennen lernen; jezt laßt uns Hunbergens Hofhaltung etwas genauer betrachten.

Auch sie war am Hofe erzogen worden, aber nicht an dem fantastischen Hofe von Frankreich, sondern in England, wo es zwar auch nicht an Thorheiten fehlte, aber doch immer Thorheiten von einer feinern und edleren Art, als die, von welchen Remigiens Kopf schwärmte. Hunbergens Hauptleidenschaft war Liebe zur Pracht, und zu dem damaligen herrschenden Ton der Galanterie. Die erste hatte sie in den ersten Jahren ihres Ehe- oder vielmehr Wittwenstandes veranlaßt, ihrem Schlosse das Ansehen einer ziemlich königlichen Residenz zu geben, und die andere nebst ihrer Schönheit und Liebe zu den schönen Künsten, hatte ihr aus England ein Gefolge von Minstrels, — oder um mich deutlicher auszudrüken, von Harfnern, Dichtern und Sängern nachgezogen, dessen sich selbst Kö-

nig Alfred, glorwürdigsten Andenkens, nicht hätte schämen dürfen.

Ich hoffe, meine Leser werden nicht so unbewandert in den Sitten damaliger Zeiten seyn, sich unter diesen Minstrels blos einen Haufen lohnsüchtiger Schmeichler oder herumziehender Tonkünstler aus dem niedrigsten Stande vorzustellen; es ist wahr, es gab auch schlechte Leute unter diesem ruhmvollen Orden; aber im Ganzen genommen, war der Name Minstrel ein Titel, dessen sich selbst Könige nicht schämten, und der von den jüngern Söhnen der höchsten Häuser sehr oft als eine Art einträglicher Bedienung angenommen ward. Auch befanden sich diese Herren bei dieser Stelle wirklich nicht übel; Gold und Kleinodien flogen ihnen zu wo sie hinkamen, und man sagt, daß ihnen von den zärtlichen und empfindsamen Damen jener Zeit, ihre süßen Lieder oft noch mit etwas besserm, mit dem höchsten Grad schwärmerischer, romantischer Liebe belohnt wurde, welcher das Karakteristische der damaligen schönen Welt ausmachte.

Wir haben keine Ursache zu glauben, daß Hunberga jemals einem von den Sängern ihrer Schönheit auf diese Art gelohnt habe, da wir aus glaubwürdigen Nachrichten wissen, daß ihr Herz nach dem frühen Verlust ihres ersten und einigen Liebhabers, nie einer neuen Liebe fähig war; dem ungeachtet ließ es die Lä-

ſterſucht der Kinder Theoderichs nicht an Winken fehlen, die ſie bei der Welt in ſo einen Verdacht hätten bringen können. Sie bemühten ſich, allen ihren Handlungen eine falſche Auslegung zu geben, und Hunberga war zu ſtolz, oder nicht behutſam genug, ſich allemal für Dingen zu hüten, welche ein zweydeutiges Licht auf ihre Aufführung werfen konnten. Man rechnete es ihr in jenen ſtrengen Zeiten zur Sünde, daß ſie in Abweſenheit ihres Gemahls, da es der Wohlſtand erfodert hätte, ſich in ein Kloſter einzuſchlieſſen, oder mitten in der Welt ein klöſterliches Leben zu führen, ihr Schloß zum Schauplaz der Pracht und der Freude machte. Man ſprach mit Achſelzuken von gewiſſen Reiſen, die ſie in der fünfzehenjährigen Abweſenheit ihres Gemahls, zwei oder dreymal nach England gethan hatte, vornehmlich von der lezten, von welcher ſie in einer ſehr verdächtigen Begleitung zurükkam. — Doch ich ſehe mich genöthigt, ehe ich von dieſer Sache ſpreche, um meinen Leſern verſtändlich zu ſeyn, einige Begebenheiten aus dem vorigen Leben der Gräfin von Flandern etwas genauer anzuführen.

Hunberga von Montbarry bekam nach dem frühzeitigen Tode ihrer Eltern, einen weitläufigen Anverwandten ihres Hauſes, Lord Walter Clifford zum Vormund, und ward alſo genöthigt, in ihrem zwölften Jahre nach England zu gehen, wo ſie mit Lord Walters Tochter, der ſchönen Roſemunde, erzogen ward.

Rosemundens Liebe zur Einsamkeit, und Hunbergens Sehnsucht nach dem Leben in der großen Welt, trennte diese beiden Freundinnen in ihrem fünfzehenden Jahre. Heinrich des andern Gemahlin, Eleonore, foderte beide Fräuleins nach Hofe, aber nur Hunberga folgte dem königlichen Rufe, dahingegen Rosemunde das Landleben vorzog.

Daß es der reizenden Hunberga an einem Hofe, wie König Heinrichs Hof war, nicht an Verehrern fehlte, und daß einer derselben den Weg zu ihrem Herzen fand, ist fast unnöthig zu sagen; auch meldet anfangs die Geschichte nichts umständliches von dieser Sache, nicht einmal den Namen des Liebhabers, nicht einmal die Art, wie er in den ersten Jahren seines Glüks seiner Gebieterin entrissen wurde; man kann nicht einmal mit Zuverläßigkeit muthmassen, ob die Trennung dieser beyden Liebenden durch den Tod des Liebhabers oder auf andre Art geschah. — Unwiederbringlich mußte der Verlust des Geliebten seyn, denn untröstlich war Hunberga über denselben, und sie war in ihrer tiefen Schwermuth so schön, daß sie die Augen des vornehmsten und schönsten Ritters am ganzen Hofe, die Augen des Königs selbst auf sich zog.

Heinrichs Absichten auf Hunbergen, konnten nicht die rechtmäßigsten seyn, denn ach! er war verheyrathet; verheyrathet mit einer Gemahlin, welche seine

Mutter hätte seyn können, und die sich auch so ziemlich ein strenges mütterliches Ansehen über ihn zu geben wußte.

Königin Eleonore bewachte ihren Gemahl immer mit hundert Augen, und seine aufkeimende Leidenschaft für Hunbergen konnte ihr also nicht lange verborgen bleiben. Das Fräulein von Montbarry wurde die Liebe des Einen und die Eifersucht der Andern fast zu gleicher Zeit gewahr, und sann eben auf Mittel, wie sie nicht allein den Hof, sondern, um vor Heinrichs Nachstellungen sicher zu seyn, England ganz und gar verlassen wollte, als zu glüklicher Stunde ihr Bruder, der Tempelherr Andreas, aus dem heiligen Lande zurük kam. Der alte Graf Theoderich von Flandern befand sich in seiner Gesellschaft. — Eben war er von seinem ersten glüklichen Kreuzzuge zurük gekommen, in welchem er mit dreyhundert Mann Thaten gethan hatte, welche vorher die vereinigte Macht der Ludewige, Balduine und Konrade nicht hatte ausrichten können. Ein wenig aufgeblasen durch dieses Glük, dachte er schon auf den zweyten Kreuzzug und kam nur deswegen nebst seinem Gefährten Andreas nach England, um in dem Herzen des Königs das Feuer der Andacht und der Tapferkeit anzuzünden, das in dem seinigen glühte, um zu sehen, ob er hier Verstärkung seiner Macht finden, und durch dieselbe die Herrschaft der Ungläubigen aus dem Grunde tilgen könnte.

Theoderichs Absicht schlug fehl, aber er erreichte eine andere, die er sich zu Anfang nicht vorgesezt hatte. Andreas schöne Schwester eroberte sein Herz, und sie, die einen Beschüzer brauchte, trug kein Bedenken ihm ihre Hand zu geben, und ihm die Treue zu geloben, die sie nicht so wohl ihm, als ihrem verlohrnen Liebhaber unbrüchig zu halten gedachte.

Ihre Abreise nach Flandern, welche Königin Eleonore auf alle Weise beförderte, und welcher der König keine Hindernisse in den Weg legen konnte; ihre baldige Trennung von ihrem Gemahl, welcher seinen heiligen Grimm wider die Ungläubigen ihr zu Liebe nicht aufgab, und die Verdüßlichkeiten mit ihren Stiefkindern sind theils unnöthig zu erwähnen, theils schon erwähnt worden, und ich habe also meinen Lesern über nichts weiter Aufklärung zu geben, als über die Ursache ihrer Reise nach England, deren ich vorhin gedachte, und die ihr bei ihren Feinden eben nicht zum besten ausgelegt wurden; aber man wird mir verzeihen, daß ich der Welt hierüber zur Zeit noch wenig Licht zu geben weis; vielleicht bin ich in der Folge glüklicher. Die lezte Reise Hunbergens ist indessen zu wichtig für meine Geschichte, als daß ich sie ganz mit Stillschweigen übergehen sollte; aber was werde ich von derselben sagen können? Nichts — als Hunberga kehrte zurük, doch nicht wie sonst allein, sondern in einer Begleitung,

die zu seltsamen, und dem guten Ruf der Dame sehr nachtheiligen Muthmassungen Anlaß gab.

Ihr vornehmster Begleiter war ein Knab von fünf oder sechs Jahren, schön wie die Liebe, und ihr so theuer, daß er nicht von ihr aus den Augen gelassen ward; ihm folgte ein anderer, der etwa noch einmal so alt, etwas weniger schön, Hunbergen weniger wichtig, und mehr blos um des ersten willen da zu seyn schien.

Ganz Montçon richtete sich hoch auf über diese Erscheinung. Einige Töchter und Enkelinnen Theoderichs, welche in Hunbergens Abwesenheit das Schloß besucht hatten, schikten in der Eile Boten zu ihrem Bruder und Vetter Graf Philipen und an Dame Remigien, und an Theoderichs zweyten Sohn Mathias von Boulogne, und an den Verwandten des Hauses Montbarry, Sankt Bernharden, Abt von Clairvaux, und wer weis an wen alles, um ihnen, eben nicht auf die mildeste Art, von Hunbergens Rükkunft und ihrer seltsamen Begleitung Nachricht zu geben.

Alle diese genannten Personen erschienen, und hatten sich theils mit neugierigen Fragen, theils mit spizigen Anmerkungen, theils mit frommen Vorstellungen zur Gnüge versehen; aber sie vermogten wenig von dem allen anzubringen, denn Hunbergens Freimüthigkeit,

und

und die lächelnde Miene, mit welchen sie ihnen die beyden mitgebrachten Kinder vorstellte, sezte sie aus aller Fassung. Meine Freunde, sagte sie, indem sie die beiden schönen Knaben ihnen zeigte, hier seht ihr meine Söhne, Walter von Montbarry und Blondel von Nesle. — Und das Recht, fiel ihr Graf Philip in die Rede, das diese jungen Herrn haben, Söhne unserer Mutter zu heisen? — Mein Gemahl ist von allem benachrichtiget, erwiederte Hunberga, und wie mich dünkt, ist dieser der Einige, dem ich von meinen Handlungen Rechenschaft zu geben habe. — Philip schwieg, und warf einen hämischen Blik auf die Kinder, welcher ihm von Hunbergen mit einem verächtlichen Lächeln vergolten ward.

Zweites Kapitel.

Walter und Blondel.

Die Nachrichten auf welche ich mich gründe, fangen eigentlich zu der Zeit an, da die beiden Knaben schon fünf oder sechs Jahr zu Montçon gelebt hatten, und Walter also zehn oder eilf, Blondel aber etwa funfzehn Jahr alt war; weil mir aber die Lüke von ihrer Ankunft auf dem Schlosse bis dahin zu groß dünkte, so bin ich genöthigt gewesen, um sie auszufüllen, und das ausfindig zu machen, was ich meinen Lesern in diesem Kapitel liefere, unterschiedliche Schriften nach zulesen, welche sich oft sehr widersprachen, und es hat mir in der That einige Mühe gekostet, das zu treffen, was der Wahrheit am nächsten kam. — Was ich fand, will ich Auszugsweise hersezen.

Die Gäste, welche sich zu Schloß Montçon eingefunden hatten, um die beiden jungen Fremdlinge in Augenschein zu nehmen, fanden nicht für gut, dasselbe sobald zu verlassen. Der heilige Bernhard, der mit verschiedenen Theilen von Hunbergens Lebensart nicht zufrieden war, und über den gegenwärtigen Vorfall gar viel zu sagen und zu fragen hatte, ohne ihr doch

im Grunde etwas tadelnswürdiges mit Recht vorwerfen zu können, empfahl sich am ersten. Sein wirklich frommes und argloses Herz, die Neigung die er für Hunbergen so wohl als für ihren Bruder Andreas von Kindheit auf gehabt hatte, und vor allen die Schönheit und Holdseligkeit der Kinder, von denen hier die Rede war, und die er sich nicht enthalten konnte zu lieben, machten ihn geneigt, seine Ohren von dem boshaften Geschwäz der Kinder Theoderichs abzuwenden, die Aufklärung des Geheimnisses von der Zeit zu erwarten, und so lange diese noch mangelte, Hunbergen lieber selten zu sehen, als sie durch Fragen und Vorwürfe zu beunruhigen.

Mathias von Boulogne, Theoderichs zweiter Sohn, ein ganz gutartiges Geschöpf, das niemand leid that, von niemand aus eignem Antriebe Böses dachte, und immer nur dahin gieng, wo es von andern hingeführt ward, folgte diesesmal, wider seine Gewohnheit, nicht dem grössern Haufen, sondern dem Abt von Clairvaux, und verließ Graf Philippen und seine zahlreiche Familie zu Montçon, welches noch so bald nicht von diesen Gästen befreyt ward.

Neugier, blosse Neugier war es, was diese Herren und Damen bei der Gräfin von Flandern zurük hielt. Sie sahen, daß es ihnen unmöglich war, die beiden Knaben, welche ihnen so zuwider waren, von der

Stelle, auf welche sie Hunberga gesezt hatte, hinweg zu drängen, und sie wollten wenigstens nachforschen — zu erfahren suchen — wie? — woher? — warum? und was die Fragen alle waren, die sie sich selbst wegen Walters und Blondels thaten.

Hunbergen oder ihren treuen Leuten etwas abzufragen, war vergebliche Mühe; man beschloß also endlich, sich an die Hauptpersonen, an die beiden Kinder selbst zu wenden, und durch Liebkosungen und Geschenke etwas aus ihnen zu bringen zu suchen. Auch dieses war umsonst. Walter war zu jung und viel zu flüchtig, als daß man etwas mit ihm hätte anfangen können, und Blondel war für sein Alter so schlau, behauptete schon so ganz den Charakter, den er in der Folge bei tausend Gelegenheiten zeigte, daß die jungen Fräuleins, Anna und Edita, welche mit ihm von einem Alter waren, und von ihrer Mutter immer an ihn abgeschikt wurden, entweder immer ganz unverrichteter Sachen, oder mit so verwirrten abentheuerlichen Erzählungen erfüllt zurük kamen, daß niemand daraus klug werden konnte.

Hunberga ward endlich von ihren Aufmerkern befreit, und behielt nunmehr freie Hand, ihre Kinder in Ruhe zu erziehen, wie es ihr beliebte. Wie sie solche aber erzog, das zu sagen, bin ich nicht im Stande, denn theils ist es mir unbekannt, theils trage ich auch

Bedenken die Gräfin von Flandern, welche das Erziehungswesen nie systematisch studirt hatte, und folglich tausend Fehler machen mußte, dem Tadel der heutigen Welt bloszustellen. Gnug Walter und Blondel wuchsen heran, und das was sie nachmals wurden, mag beweisen, wie ihre Erziehung beschaffen gewesen seyn mag.

Ein grosses Glük für die Knaben mogte es wohl seyn, daß Hunberga zu der Zeit, da sie die meiste Aufsicht brauchten, bereits von den Lieblingsthorheiten ihrer ersten Jugend, der Liebe zur Pracht und Bewunderung zurükgekommen war, und beinahe keine Leidenschaft mehr kannte, als die für ihre sogenannten Kinder. — Was diese grosse Aenderung bei der Gräfin von Flandern verursachte, sollen meine Leser gleich erfahren.

Der Zuwchs von etlichen Jahren, die Entfernung ihrer ehemaligen Höflinge, welche theils vom Schiksal hin und her zerstreut wurden, theils jüngern und neuern Schönheiten zugeflattert waren, würde wohl allein nicht im Stande gewesen seyn, sie von ihrer ehemaligen Denkungsart abzukehren, wenn es nicht eine unumgängliche Nothwendigkeit erfodert hätte, sich zu ändern, und die ganze Einrichtung zu Montçon umzuschmelzen und einzuschränken. — Zu der Zeit, als Hunberga Theoderichen die Hand gab, war so wohl

dieſer als ihr Bruder der Tempelherr mit unermeßlichen Schäzen aus Paläſtina zurük gekehrt. Theoderich machte ſeiner jungen Gemahlin verſchwenderiſche Geſchenke, und richtete ſie zu Montçon faſt königlich ein. Andreas war noch freigebiger gegen ſeine Schweſter, und man kann alſo nicht zweifelhaft ſeyn, wo ſie die Mittel hernahm, ihren Hof auf ſo eine glänzende Art zu halten. Als wenig Jahre darauf Tempelherr Andreas, Großmeiſter ſeines Ordens ward, und Theoderich und er immer gleiches Glük wider die Ungläubigen hatten, ſo fehlte es kein Jahr an Botſchaften aus Paläſtina und an reichem Zuwachs, von der Beute der Sarazenen zu Hunbergens Schäzen; aber, o Unbeſtändigkeit des Glüks! Theoderichs Siege wurden geringer; Andreas ſahe ſich genöthigt der Kabale zu Liebe ſein Großmeiſter-Amt nieder zu legen; Botſchaften aus dem heiligen Lande kamen noch fleißig an, aber was ſie mitbrachten, waren höchſtens von den Sarazenen eroberte Siegszeichen, und was ſie abholten — die Schäze, welche Hunbergens Gemahl nnd Bruder, in glüklichern Zeiten von ihren Feinden erbeutet hatten.

Ruhig ſahe die großmüthige Hunberga ihre Reichthümer nach der Quelle zurük fließen, aus welcher ſie gekommen waren. Philipp, Theoderichs Sohn, ſo from und gottſelig auch ſein Aeuſſeres nach der Weiſe ſeiner Zeiten war, gab die kleinſte Beiſteuer zu Unter-

jochung der Ungläubigen, nicht ohne Murren, ungeachtet er sie aus den Schäzen seines Vaters gab. Immer sprach er von Verpfändung dieser oder jener Herrschaft, wenn von der Eroberung einer morgenländischen Festung die Rede war, und von Vermehrung seiner Familie und seines Aufwands, wenn neue Völker nach Palästina geschikt werden sollten. Er schien gänzlich vergessen zu haben, daß er nur seines Vaters Stadthalter war, und nichts von dem was er verwaltete, noch zur Zeit als sein Eigenthum ansehen konnte.

Hunberga, deren Vorstellungen bey ihm ganz fruchtlos waren, ward endlich seines unedeln Betragens überdrüßig, und sah es gern, wenn Theoderichs Foderungen allein an sie gerichtet waren, die sie allemal ohne Murren und überflüßig befriedigte. Sie war zu fromm, irgend etwas zu schonen, wenn es zum Besten der Christenheit nöthig war, zu edelmüthig, dem etwas zu versagen, von dem alles herkam was sie besaß, und — sollen wir es sagen, zu unbedachtsam, als daß sie hätte denken sollen, wie sie einst selbst in Mangel gerathen und dann bei ihres Gemahls Kindern wenig Hülfe finden könnte. Der Segen des Himmels, die natürliche Folge eines jeden guten Werks, und die Eroberung aller christlichen Festungen welche in den Händen der Sarazenen waren, und die ihnen, ihren Gedanken nach, unausbleiblich entrissen werden

würden, mußte, wie sie meynte, jede Lüke wieder ausfüllen, welche die fatale ewig dauernde Kreuzfahrt ihres Gemahls in ihren Schäzen machte.

Ziemlich groß war diese Lüke; die wenigen Höflinge welche ihr die Zeit noch gelassen hatte, verminderten sich immer mehr, die Freude und Krone ihres Hofs, die Sänger ihres Glüks und ihrer Schönheit, die Minstrels, waren bis auf einen alten redlichen Briten, den sie noch mit von König Henrichs Hofe gebracht hatte, verschwunden, der Raub der Ungläubigen, das Gold und die Kleinodien, welche ehedem zu Montçon dem Auge eines jeden entgegen schimmerten, wurden jezt in wohlverwahrte Kasten verschlossen, und bald darauf auch da nicht mehr gefunden; kurz, die Residenz der Gräfin von Flandern, ward gar bald in das Schloß einer mäßig bemittelten Edelfrau verwandelt.

Hunberga sah dieses anfänglich mit Bedauren, und nach und nach mit philosophischer Gleichgültigkeit an. Das Wachsthum und die Schönheit Walters, und Blondels munterer Geist, täuschten ihr die Sorgen wegen der Zukunft hinweg, und versüßten ihr alles Ungemach, das sie theils schon erfuhr, theils in der Folge noch befürchten mußte.

Ich erwähnte vorhin des einigen Minstrels, welcher sich noch bei der Gräfin von Flandern aufhielt,

und er ist für unsern Walter eine zu wichtige Person, als daß ich meinen Lesern nicht noch etwas von ihm sagen sollte. War er nicht der Erste, der unserm Helden und seinem liebenswürdigen Gefährten Tugend und Frömmigkeit in die Seele goß? War ers nicht der dich, o Walter, jene unbewegliche Festigkeit, jenen Heldenmuth in der Sache der Tugend, jene Größe im Unglük lehrte, durch welche du dich in der Geschichte deiner Zeiten verewigtest? — Und du, lieblicher Sänger Blondel, schmükte er nicht deine Seele bei dem heiteren frohen Muthe, der ihr von Natur eigen war, auch noch mit Dankbarkeit, Edelmuth und Treue, Treue bis zum Tode? War ers nicht, der dich die zauberischen Harmonien lehrte, mit denen du den Helden, den meine Leser jezt noch nicht kennen, der Nacht des Gefängnisses entrissest, und ihn seinem traurenden Volke wieder gabst? — Doch dies sind Geheimnisse, welche hinter den Vorhang der Zukunft gehören, und die ich meinen Lesern nicht zu früh entdeken darf.

Rollo hieß der Barde, von welchem ich spreche, zwar in England gebohren, aber wie sein Name ausweist, von alter normännischer Abkunft, und wie er sich oft rühmte, ein Urenkel des berühmten Talifer, welcher mit seinem Gesange von Karls und Rolands Thaten, die Engländer schon fast aus dem Felde schlug, ehe Wilhelm des Erobrers Schwerdt, sie berührte. — Nicht selten sang Rollo dieses Lied seines Uranherrn,

Blondel, der es für den höchsten Triumph der Ton- und Dichtkunst ansah, welche er über alles schäzte, hatte es zu seinem Lieblingsgesange gemacht, den er bald mit eben dem Feuer, mit eben dem Ausdruk, wie sein Meister spielte und sang. — Der kleine Walter hörte weit lieber das Lied von König Alfreds Thaten, den er einst im Heldenmuth nachzuahmen gedachte, oder, wenn ihn ein Trieb zu stiller Schwermuth, eine Ahndung seiner eignen Schicksale überfiel, den traurigen Gesang vom französischen Prinzen Klodowig, den seine boshafte Stiefmutter auf dem Schlosse Noisi umkommen ließ.

So wuchsen die Knaben heran, und erreichten ihr zehntes und fünfzehntes Jahr, mit welchem, wie ich schon gesagt habe, die Nachrichten anheben, welche den Grund meiner Geschichte ausmachen, und mit dem ich auch vor gut halte ein neues Kapitel anzufangen.

Drittes Kapitel.

Die Weihnachtsfeyer.

Es war Weihnachten. — Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich euch, lieben Leser! erst einen Begrif von diesem Feste, und der Art machen, wie es in Altengland und Frankreich gefeiert wurde. — Der Geist der Andacht, welcher damals nebst der Liebe zum Vergnügen, die ganze christliche Welt gleich stark beherrschte, hatte das Weihnachtsfest, nebst dem Pfingstfeste zu den vornehmsten des Jahrs gemacht. Von dem lezten sehen wir aus den ältsten Balladen, den Denkmahlen, und beinahe einigen Urkunden des grauen Alterthums, daß es zu König Arthurs Zeiten immer mit ritterlichen Spielen, und andern rauschenden Lustbarkeiten gefeiert ward. Das Weihnachtsfest konnte zwar wegen der rauhen Jahrszeit nicht auf diese Art ausgezeichnet werden, demohngeachtet aber war seine Feier nicht minder herrlich und glänzend. Von den entferntesten Gegenden des Landes versammelten sich dann alle Glieder der adelichen und fürstlichen Familien, zu der Person, die sie für ihr Oberhaupt erkannten, oder der sie mit diesem Vorzuge schmeicheln wollten, und brachten drey oder auch wohl noch einmal so vil Tage

in dem Hauptſiz der Familie zu. Die Morgen dieſer heiligen Tage wurden dem Gottesdienſte gewidmet, bei welchem man ſich in einer langen feierlichen Prozeßion einfand; die Mittage vergiengen mit Schmauſen, und die Abende unter Tanz, Geſang, Trunk und Saitenſpiel, wobei man, wie die Geſchichte meldet, nicht eben allemal in den löblichen Schranken der Mäßigkeit blieb.

Ein vornehmes Stük der Weihnachtsfeier habe ich zu erwähnen vergeſſen, nemlich die chriſtliche Mildthätigkeit. Niemand ward an dieſen Tagen von den Thoren der Paläſte unbeſchenkt zurük gewieſen. Die Reichen hielten ofne Tafeln, an welchen die Aermſten und Elendeſten willkommen waren. Die Hungrigen wurden geſpeiſt, die Nakenden gekleidet, und die Pilger mit ſolchem Triumph, ſolcher Freude aufgenommen, als glaubte man in ihrer Perſon denjenigen ſelbſt zu bewirthen, zu deſſen Andenken das Feſt gefeyert ward.

Man wird vielleicht denken, daß die Ausübung dieſer Werke der Liebe, den Hausbedienten überlaſſen ward damit nicht die Herrn und Gebieter, durch den Anblik und die Bewirthung elender, kranker und das zärtliche Auge beleidigender Perſonen, im Genuß der Freude geſtört würden; aber man kennt die Sitten der damaligen Zeiten noch nicht, wenn man ſich ſolche Gedanken machen kann. Kein Fürſt, kein König ſchämte

ſich zu ſolcher Zeit, das Recht der Gaſtfreiheit ſelbſt zu verwalten, und als etwas weiter hin, ohngefähr um die Jahre, in welche unſere Geſchichte fällt, die Groſſen anfiengen, es ſich hierinnen etwas bequemer zu machen, ſo trugen ſie, unter dem Vorwand, die Jugend bei Zeiten zu den Werken der Wohlthätigkeit zu gewöhnen, die Bewirthung der Armen ihren Kindern auf, wobei ſie auch noch den Vortheil hatten, ihre aufblühenden Söhne und Töchter mit guter Art von dem Anblike ihrer Ausſchweifungen ausſchlieſſen zu können, von denen ſie ſich nicht allemal allzugewiſſenhaft enthielten, und die ſie zwar auf andre Art zu verbüſſen dachten, aber es für die ſchwerſte, und weder durch Gebet noch Wallfahrt auszuſöhnende Sünde hielten, der Jugend durch ſolche Auftritte ein Aergerniß zu geben.

In Hunbergens Hauſe herrſchte nun freilich keine Art von Zügelloſſigkeit, wenn nicht zuweilen ihre Gäſte ſich mehrere Freiheit heraus nahmen, als ihnen vergönnt war, auch war ſie fromm genug, die Werke der Liebe mit eigner Hand auszuüben, und ſie hatte alſo keine Urſach, ihren Kindern dieſes Amt aufzutragen; indeſſen war es einmal ſo gewöhnlich, ſie bequemte ſich nach der Mode, und ſeit etlichen Jahren, waren Walter und Blondel, und die jungen Fräuleins, Anna und Edita, allemal diejenigen, welche die Bewirthung der Armen und Fremdlinge zu verwalten hatten.

Die beiden Fräuleins, welche schon frühzeitig jenen Trieb zu Neid, Geiz und Hochmuth sehen ließen, welcher Graf Philippen und Dame Remigien beseelte, hatten diese Mühe allemal ungern über sich genommen; theils mißfiel ihnen die ganze Sache, und sie meynten, daß man seine Gastfreiheit und Freigebigkeit, wohl bei andern Gegenständen als schmuzigen Bettlern könnte sehen lassen, theils schämten sie sich der Gesellschaft, in welcher sie ihr aufgetragnes Amt verwalten mußten. Walter und Blondel, ob sie gleich den Namen der Söhne vom Hause führten, waren doch viel zu gering in ihren Augen, als daß sie sich gern in eine Reihe mit ihnen hätten stellen lassen, und das, was sonst Kinder von einem Alter mit einander verbindet, gleicher Geschmak an unschuldigen Kleinigkeiten, gleich wenig Ansprüche auf Glanz und Grösse, gleicher Hang zur Freude und Geselligkeit, hatte nie statt bei ihnen gefunden, denn wenn sie gleich, dem Verstande und dem Aeusserlichen nach, noch lange Kinder blieben, da andere ihres Alters schon längst wie Erwachsene dachten und handelten, so waren sie dem Herzen nach doch nie Kinder gewesen.

Jezt hatten sie ihr fünfzehendes Jahr zurük gelegt, und dieses Jahr war für sie so wichtig gewesen, daß ich es nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann. — Frau Remigia, ihre Mutter, hatte den unglük-

lichen Einfall, ihre beiden Töchter mit an den franzöſiſchen Hof zu nehmen, und wer Ludwigs Hof kennt, wie er damals war, der kann ſich vorſtellen, daß der Aufenthalt an demſelben vollends alle Reliquien von Frömmigkeit und guter Denkungsart aus den Herzen der jungen Fräuleins hinweg räumen mußte. — Ich ſage, wer Ludwigs Hof kennt, dieſes Königs, der, ob es gleich ſelbſt Vater war, doch boshaft genug dachte, einen andern Vater, den König von England, in beſtändiger Uneinigkeit mit ſeinen Söhnen zu erhalten, ihn, der ihre noch unverdorbenen Herzen durch Schmeicheleien von ihrem Vater abzuwenden, der durch die Schönheit und Liebe ſeiner Töchter, Margarethe und Alice, denen er alle Ausſchweifungen geſtattete, dieſe jungen Prinzen ſo künſtlich zu verführen wußte. — Was konnte ein Hof, wo es ſo zu gieng, wo Argliſt, Politik und Ausgelaſſenheit Staatsklugheit genannt wurde, für eine Schule für junge Perſonen ſeyn!

Die Vermählung von König Ludwigs Tochter Margarethe, mit König Heinrichs von England Sohn, der mit ſeinem Vater gleichen Namen führte, war in eben dem Jahre vollzogen worden, da Remigia mit ihren Töchtern nach Hofe kam, und die Feſte, welche dieſe Eheverbindung, und die darauf folgende Krönung der Neuvermählten zu König Heinrichs Nachfolgern,

nach sich zog, waren so glänzend und so mannigfaltig, daß das Gehirn der Mutter und vornehmlich der Töchter von welchen wir sprechen, ganz schwindelnd davon gemacht ward. Was zu Rouen, wo alle diese Feyerlichkeiten gehalten wurden, mit unsern Damen vorfiel, ob sie gefielen, ob sie überhaupt gar nur bemerkt wurden, weis ich nicht; genug sie glaubten, am Hofe in ihrem eignen Elemente zu seyn, verlieſſen ihn ungern, wollten sich gern von dem diesmaligen Weihnachtsfest bei Hunbergen ausschlieſſen, fanden Montçon abscheulich, und begegneten der vortreflichen Gräfin von Flandern störriger und unehrerbietiger als jemals. — Diese Dame fand auch an ihnen weniger Wohlgefallen als zuvor je, und fand sie auf alle Art zu ihrem Nachtheil verändert. Schon ihr Anzug beleidigte das Auge, und der Abt von Clairvaux, welchen sie zu Montçon antrafen, machte ihnen ihre langherabhangenden Haare, und die zugespizten hohen Schuhe, welche sie trugen, und deren Schnäbel mit goldnen Ketten an den Knien vermittelst eines Demantknopfes befestiget waren, welcher das Gewand auf eine leichtsinnige Art zurükwarf, zur schweren Sünde, und that sie beinahe gar in den Bann. Diese, vornehmlich in den Augen der damaligen Geistlichen, abscheuliche Tracht, war schon vor hundert Jahren von dem Bischof Anselm in den Abgrund der Hölle verwiesen

wiesen worden, und man stelle sich das Aergerniß des heiligen Bernhards vor, als er solche, seinen Gedanken nach, längst vergessene Unziemlichkeiten, aus der Asche wieder hervorkommen sahe. — Was die Fräuleins zu ihrer Vertheidigung sagten, ist in meiner Urkunde nicht umständlich aufgezeichnet; es wird nur erwähnt, daß sie die jezige Mode, und das Beyspiel der frnzösischen Prinzeßin Alice, welche auch dergleichen zu tragen pflegte, vorwandten; welches Letztere wir doch zu ihrem Besten nicht glauben wollen; denn wehe ihnen, wenn sie zu Rouen mit Alicen Umgang hatten, und sich nach ihr bilden wollten, nach einer Prinzeßin, welche schon damals, so jung sie auch war, wegen ihrer zügellosen Lebensart in ganz Europa bekannt war, und von welcher wir wünschen, daß sich unsere Leser ihren Namen merken mögen, weil wir in diesen Blättern, vornemlich in andern Theile dieses Buchs, noch mehr von ihr hören werden.

Nach dem, was ich bisher gesagt habe, kann man wohl denken, daß Anna und Edita bey der diesmaligen Weihnachtsfeyer, weniger Lust als jemals zu dem Amte hatten, das sie bisher bey ähnlichen Gelegenheiten mit Walter und Blondel gemeinschaftlich zu verwalten pflegten. — Man hatte ihnen zu Rouen gesagt, daß ein funfzehnjähriges Fräulein kein Kind mehr sey, und sie wollten

diese neuerlernte Wahrheit zuerst dadurch beweisen, daß sie sich von der Bewirthung der Armen, die sie im vorigen Jahre, da sie noch Kinder waren, hatten mit übernehmen müssen, ausschlossen. Ungeachtet sie diese Weigerung bey ihrer Großmutter mit dem gewöhnlichen Uebermuthe vorbrachten, so schwieg doch Hunberga, weil sie dem Abt von Clairvaux keinen neuen Anlaß zu Unwillen geben wollte. Anna und Edika setzten sich mit der höfischen Miene die sie von Rouen mitgebracht hatten, an die Tafel der Erwachsenen, und Walter und Blondel hüpften freudig zu ihrem angenehmen Geschäft, entzückt, daß sie es diesmal allein, ohne ihre lästigen Gehülfinnen verwalten sollten, denen alles, was die Knaben bey solchen Gelegenheiten für die Armen thaten, immer zu viel, immer überflüßig zu seyn schien, und die auf diese Art oft Anlaß zu tausend kleinen Zänkereyen gaben.

Viertes Kapitel.

Die Pilgerin.

Walter und Blondel hatten noch nie ein so glückliches Weihnachtsfest erlebt als das Gegenwärtige. Heiterkeit und laute Freude herrschten unter den Gästen, welche sie bedienten. Gewiß, daß

daß niemand sie bemerkte und ihre Handlungen tadelte, hatte ein jeder die Gaben der Gräfin von Flandern, die er auszutheilen hatte, mit seinem eignen kleinen Vermögen vermehrt; sie freuten sich über die Freude der Armen, und vergassen über die Anmuth ihrer Beschäftigung ganz und gar, daß sie das Recht hatten, nachdem die ersten Bedürfnisse ihrer Gäste durch ihre eigne Hand befriedigt waren, ihre fernere Bewirthung den Bedienten zu überlassen, und den ihnen an Hunbergens Tafel aufbehaltnen Plaz einzunehmen. — Blondel, welcher glaubte, daß keine Freude ohne Saitenspiel vollkommen sey, war eben im Begrif seine Harfe zu holen, und die Gesellschaft der gesättigten und erfreuten Armen, mit dem Gesang von Karl und Roland zu bewirthen, als dem jungen Walter, welcher diesesmal die Hauptdirektion des Fests der Armen auf sich hatte, angesagt ward, es hätten sich noch zween Pilger an der Pforte gemeldet, welche begehrten eingelassen zu werden. Mit der reizendsten Freundlichkeit und mit geflügelter Eil lief der Knabe hin die Fremdlinge zu bewillkommen, aber als er sie zu Gesicht bekam, und der ältere von ihnen den braunen Mantel in den er gehüllt war ein wenig zurückschlug, so zeigte sich ihm eine so herrliche majestätische Gestalt, daß er voll Bestürzung stehen blieb, und kein Wort

aufzubringen vermogte. Er ward mit glühender Röthe übergossen, schlug die Augen nieder, glaubte dem der vor ihm stand zu wenig Ehre erzeigt zu haben, und konnte sich nach einer langen Weile erst entschliessen, die Hand des Mannes, der ihn mit Verwunderung betrachtete, zu ergreifen und ihn mit dem Ton der kindischen Unschuld, welcher in seinem zehnten Jahre, das er eben erst zurückgelegt hatte, noch ganz sein eigen war, um Verzeihung zu bitten, wenn er ihm nicht ehrerbietig genug entgegen gekommen wäre. Um meinen Fehler wieder gut zu machen, sezte er hinzu, will ich euch nicht an die Tafel der übrigen Pilger setzen, sondern euch zu meiner Mutter führen. Ihr seyd so edel und groß, daß kein Fürst euch einen Plaz an seiner Seite versagen würde. Der Pilger schwieg, und winkte seinem Begleiter, einer jugendlichen dicht verhüllten schlanken Gestalt, ihm zu folgen. Auch Blondel folgte, weil ihm die Erscheinung der beyden Waller eben so aufgefallen war wie seinem Freunde.

Wie der junge Walter seine Worte bey Hunbergen anbrachte, als er um einen Plaz an ihrer Tafel für die beyden Pilgrime bat, ist unnöthig zu erwähnen. Hunberga willigte mit einem gefälligen Lächeln in die Bitte ihres Lieblings. Philipp und Remigia richteten sich hoch auf. Der Abt von Clairvaux rückte zu, und Anna und

Edita,

Edita, neben welchen die Fremden, zunächst bey Sankt Bernharden Plaz nehmen sollten, standen mit höhnischer Miene, und einigen halbausgesprochenen verächtlichen Ausrufungen auf, um das Zimmer zu verlassen, als auf einmal der ältere Pilger seinen Mantel abwarf, und in völliger Tempelherrn Kleidung vor der Gesellschaft da stand.

O mein Bruder! mein geliebter Bruder Andreas, schrie die Gräfin von Flandern, und stürzte halb ohnmächtig in seine Arme. — Andreas und Hunberga hielten sich lange sprachlos umschlossen. — Die Thränen der Gräfin von Flandern flossen noch häufiger, als die ihres Bruders, theils weil sie ein Frauenzimmer war, theils weil sie wirklich mehr in dem Tempelherrn wieder gefunden zu haben glaubte, als er in ihr. Sie sahe in ihm nicht allein den Bruder, sondern auch den Tröster in mancherley heimlichen Kummer der ihr am Herzen nagte, denjenigen, der, wenn er auch nicht helfen konnte, doch ganz der Mann war, vor dem sie ihr beklemtes Herz ausschütten konnte.

Manche meiner Leser werden fragen, warum sie Sankt Bernharden, dessen Gesellschaft sie immer haben konnte, nicht zu ihrem Vertrauten erwählte, denn seit die ihm und allen Geistlichen verhaßten Minstrels das Schloß verlassen hatten,

war sein Besuch zu Montçon nichts seltnes; aber so fromm und gut der Abt von Clairvaux auch war, so hatte er doch seine gewissen Eigenheiten, dachte in manchen Stücken zu streng und in andern zu milde gegen Personen, die es nicht verdienten, und Hunberga getraute sich deswegen nie in das Innerste ihres Herzens sehen zu lassen.

Die Vorstellung, in ihrem trauten Bruder alles gefunden zu haben was sie wünschte, verlängerte ihre Umarmungen: sie drückte ihn fester an ihr Herz, vergoß neue Thränen, und niemand wagte es, ihr Entzücken zu stören. Graf Philipp und Remigia waren aufgestanden, und hatten sich dem Tempelherrn mit viel höfischen Verbeugungen genähert; der Abt von Clairvaux, entzückt seinen Liebling Andreas wieder zu sehen, hatte sich einer seiner Hände bemächtigt, und wartete auf den Augenblick, da er seine Freude in Worte könnte ausbrechen lassen, indessen der kleine Walter die andere Hand des Fremden hielt.

Niemand sprach, bis der Knabe, dem die stumme Scene zu lange dauerte, das Stillschweigen brach, und eine Frage, die er an die Gräfin von Flandern thun wollte, mit dem Worte Mutter anfieng. Mutter? wiederholte der Tempelherr indem er sich aus Hunbergens Armen losmachte,

und

und bald sie bald Waltern, der seine Hand noch immer fest hielt, ansah. — Hunberga trocknete mit einem kleinen Lächeln ihre Thränen. Hat dir mein Gemahl nie etwas davon entdeckt wie sich meine Familie in seiner Abwesenheit vermehrt hat? fragte sie. Nein, antwortete Andreas. Kann seyn; versezte Hunberga, ich bat ihn, als ich ihm von meinem Walter schrieb, um Verschwiegenheit, die er doch gegen dich nicht hätte zu beobachten gebraucht. Mit diesen Worten führte die Gräfin von Flandern ihren Bruder an ein Fenster, und begann ein ziemlich langes und sehr ernstiges Gespräch mit ihm, welches, wie es schien, beyde auf die angenehmste Art interessirte, und das durch nichts als durch öftere Blicke und Winke auf Waltern und Blondeln unterbrochen ward. — Was der Inhalt dieses Gesprächs war, darnach wären wir fast so neugierig als Philipp und Remigia, welche den Abt von Clairvaux zwischen sich nahmen, und sich, um den Sprechenden recht nahe zu seyn, an das nächste Fenster stellten. Sankt Bernhard, welcher, wie man wohl denken kann, nicht neugierig war, ward nur darum in ihre Gesellschaft gezogen, damit er dem Posten, den sie sich wählten, durch seine alles heiligende Gegenwart, ein weniger verdächtiges Ansehen geben mögte. Graf Philipp bemühte sich den Abt zu unterhalten, in-

dessen

dessen Remigia alle ihre Hörkraft anstrengte, etwas von der Unterhaltung des Tempelherrn mit seiner Schwester zu verstehen. Sehr heimlich mußte ihr Gespräch seyn, denn die Geschichte, welche Remigien ein sehr feines Gehör zuschreibt, versichert, daß sie nichts verstanden habe.

Die Horchenden und die Sprechenden, würden vielleicht noch lange in ihrer Beschäftigung fortgefahren seyn, wenn sie nicht durch eine kleine Unruhe, welche sich bey der Tafel unter den jungen Leuten erhub gestört worden wären. — Die Person, welche Hunbergens Bruder begleitete, und die, nachdem sie ihren Mantel abgeworfen hatte, im grauen Pilgerkleide mit breitem Hut und zurückgeschlagenen Flor, da stand, und dem Auge das schönste Mädchen zeigte das sich denken läßt, hatte, während sich jedermann, selbst Walter und Blondel um den Tempelherrn drängte, von den Hauptpersonen unbemerkt, und nur den forschenden und verächtlichen Blicken von Graf Philipps Töchtern, ausgesezt dagestanden, welche an der rührenden Scene zwischen Andreas und Hunbergen wenig Antheil nahmen. Aber so bald als die Gräfin von Flandern mit ihrem Bruder heimlich zu sprechen anfieng, besannen sich Walter und Blondel, daß sie noch einen Gast zu bewillkommnen hatten, und wandten sich zu der Pilgerin.

Es würde unnöthig seyn, den Eindruck, den der Anblick der schönen Fremden auf Hunbergens Söhne machte, und die Art mit welcher sie selbe bewillkommten, zu beschreiben. Das Wohlgefallen das sie an ihr hatten, wurde dadurch vermehrt, daß sie an Jahren ihnen so gleich, recht wie zu ihrer Gespielin bestimmt zu seyn schien. Dem Ansehen nach war sie nicht älter wie Walter, ungeachtet sie ihrer Grösse u.» ihrem gesezten Betragen nach Blondeln noch übertraf. — Die Bewillkommungskomplimente der beyden Knaben schlossen sich damit, daß sie der jungen Pilgerin einen Plaz zwischen, oder zunächst den beyden Fräuleins anweisen wollten, eine Verwegenheit, welche von den Schwestern so ungnädig vermerkt wurde, daß sie ihren Unwillen mit den empfindlichsten, und selbst gegen die Fremde ziemlich beleidigenden Worten äusserten. Die Pilgerin liess es dabey bewenden, daß sie das Betragen dieser Damen mit verwunderungsvollen Augen, ohne ein Wort zu sprechen, ansah; aber Walter und Blondel waren nicht so geduldig, und es kam zwischen ihnen und Graf Philipps Töchtern zu einem so harten Wortwechsel, daß diejenigen aus der Gesellschaft, welche das Recht hatten ihnen Friede zu gebieten, schon längst hätten aufmerksam werden müssen, wenn nicht, wie wir schon erwähnt haben, theils Neugierde, theils emsiges

Gespräch, ihre Aufmerksamkeit blos auf einen einzigen Gegenstand eingeschränkt hätte. — Der Abt von Clairvaux merkte am ersten was unter den jungen Leuten vorgieng, und Andreas nebst Hunbergen, welche eben mit ihrem Gespräche fertig waren, wendeten sich auch nunmehr zu der Tafel um die Ursach des kleinen Tumults, der sich erhob, zu erfahren.

Walter, ohne erst zu warten bis er befragt wurde, trug die Sache mit der ihm eignen Naivetät vor, und Andreas warf, nachdem der Knabe seine Klage zu Ende gebracht hatte, einen verachtenden Blick auf Graf Philipps Töchter, und ergriff die Hand der Pilgerin, um sie Hunbergen zuzuführen. — Hier, meine Schwester, sagte er, indem er ihre und des jungen Mädchens Hände in einander legte, hier übergebe ich dir Matilden Gräfin von Tripoli, Graf Raimunds Tochter. Sie ward aus wichtigen Ursachen mir von ihren Eltern anvertraut, und ich versprach ihnen, ihr, so lange bis sie selbe in ihr Vaterland zurückberufen, Schutz und Aufenthalt bey dir zu verschaffen; nimm sie von meinen Händen an, und laß sie, wenn du mich liebst, deine Tochter seyn, so wie Walter und Blondel deine Söhne sind.

Hunberga schloß Matilden in ihre Arme, und Graf Raimunds Tochter bewies, durch die Art

mit

mit welcher sie ihre neue Mutter anredete, daß ihr bisheriges Stillschweigen nicht aus Mangel am Verstande, sondern theils aus wohlanständiger jungfräulicher Schüchternheit, theils aus Erstaunen über das, was um sie her vorgieng, hergeflossen war.

Anna und Edita errötheten, als sie den Namen der Pilgerin hörten, doch ein wenig über den neuen Beweis, den sie, zu ihrer eignen Beschimpfung, wieder einmal von ihrer schlechten Denkungsart gegeben hatten, und machten, um ihren Fehler zu verbessern, einen weiten Platz zwischen sich, den aber Matilde, auf Andreas Befehl nicht einnehmen, sondern sich zwischen ihn und Waltern setzen mußte; denn daß dieser und Blondel nun nicht mehr daran dachten zu ihrer vorigen Gesellschaft zurück zu kehren, das läßt sich wohl denken.

Die Bewillkommnung des Tempelherrn gieng nunmehr auch bey den andern an, welche von Graf Philipp nnd den Seinigen mit vielem Wortgepränge, von Sankt Bernharden aber mit nicht viel mehr als einem treuherzigen Händedruck und ein paar Freudenthränen abgelegt wurde.

Nachdem das Gespräch etwas ruhiger und allgemeiner worden war, erhuben sich Fragen mancher Art, unter denen die vornehmste, welche Graf Philipp aufwarf, diese war, wie es

kä-

käme, daß Graf Raimund von Tripolk, sich der Gesellschaft seiner Tochter berauben, und sie so weit von sich schicken könnte.

Ich denke unter lauter Freunden zu seyn, antwortete Andreas, und will euch also den wahren Grund der Sache ohne Rückhalt sagen. Ihr kennt den Hof zu Jerusalem, König Balduins Schwäche, und seiner Gemahlin Leichtsinn, wenn ihre Aufführung nicht einen härtern Namen verdient. — Unter dem Namen des ersten Staatsministers ist Graf Raimund noch immer des Königs Vormund, so wie er es vormals, in seinen unmündigen Jahren war. Der Name und das Amt, das er führt, würden ihm Gelegenheit zu den herrlichsten, ruhmvollesten Handlungen geben, wenn Königin Sybille nicht allem Guten was er unternimmt Hindernisse in den Weg zu legen wüßte. Um ihre Macht indessen nicht zu sehr wachsen zu lassen, ist er genöthigt den Hof fast nie zu verlassen, aber seine junge Tochter der ausgelassenen Lebensart, die zu Jerusalem, so wie heut zu Tage an den meisten königlichen Höfen herrscht, zu überlassen, das war nie seine Absicht, und er erwartete mit Ungeduld die Zeit da sie die erste unverständige Kindheit zurück gelegt hatte, um sie so weit als möglich von Jerusalem zu entfernen. Gehe hin, Matilde, sagte er zu ihr, sey lieber Zeit Lebens eine Pilgerin, als eine

nichts-

nichtswürdige Schmeichlerin Sybillens, oder wohl gar mit der Zeit eine Nachahmerin ihrer ausgelassenen Lebensart. — Mich, da ich ohnedem in Geschäften meines Ordens, und meines Freundes Theoderich nach Europa mußte, machte er zu ihrem Begleiter und Beschützer, und sie mit Schätzen zu versehen, wovon sie lange Zeit ihrem Stande gemäß hätte leben können, vergaß er so wenig als man es von seinem Reichthum und seiner väterlichen Liebe erwarten konnte. — Leider haben wir durch einen Sturm auf dem adriatischen Meer alles eingebüßt, und ausser unserm Leben nicht vielmehr als unsere Pilgerkleider bey Aquileja ans Land gebracht, ein Schade, der leicht zu ersetzen ist, da ich meines Freundes Raimunds besten Schatz geborgen, und ihn sicher in deine Arme, geliebte Schwester, geliefert habe. — Nimm dich Matildens an, sie ist gut, sehr gut. — Ach, und sehr schön, unterbrach ihn Walter mit halblauter Stimme, indem er seinen Blick von seiner Beysitzerin, die er immer verstohlen angesehen hatte, wegwandte, und ihn seufzend zur Erde senkte. — Schön? wiederholte Andreas, nein, mein Sohn, nicht außerordentlich, ich versichere euch, daß Matilde, wenigstens in ihrem Vaterlande, wo alle Mädchen schön sind, blos eine mittelmäßige Rolle spielt. Matildens Ansprüche auf Schönheit waren ihren Gedanken nach

so gering, daß sie die Worte des Tempelherrn, die ein andres Mädchen sehr beleidigt haben würden, und die er im Grunde nur darum sagte, weil er seine schöne Gefährtin für dem Gifte der Eitelkeit bewahren wollte, mit einer sittsamen Verbeugung beantwortete. — Doch war sie Mädchen genug, daß ihre Wangen über Walters ungekünsteltes Lob voll Freude glühten. Ein dankender, schnell auf ihn gerichteter und eben so schnell weggewandter Blick aus ihren redenden schwarzen Augen, lohnte ihn für das was er gesagt hatte.

Anna und Edita, welche, seit sie von dem Schifbruche gehört hatten, schon wieder anfiengen sich ihrer eigenen Größe bewußt zu werden, brüsteten sich indessen, und hielten sich in ihrem Herzen für tausendmal schöner als die Fremde, worinnen sie sich aber gewaltig irrten. — Hatten sie vorher nicht besonders gefallen, so machten ihre matten unbedeutenden Gesichter, die übrigens, was Züge und Farbe anbelangte, schön genug hätten seyn mögen, gegen Matildens geistvollen Blick, gegen die Anmuth die ihre kleinste Bewegung begleitete, nunmehr vollends eine schlechte Figur. — Ich sage, Matildens geistvoller Blick; denn ob gleich jeder Zug ihres schönen Gesichts ihren Charakter ausdrückte, welcher durchaus holdselige, kunstlose, ungeschmückte Einfalt war, so bewies

wies doch ihr beseeltes Auge, daß nicht Einfalt des Herzens in ihr wohnte, jene Taubeneinfalt, der schönste Zug den wir an einer weiblichen Seele kennen. Frömmigkeit, Unschuld, Mistrauen gegen sich selbst, Bereitwilligkeit andern Vorzug und höhere Achtung zu überlassen, Furcht zu beleidigen, Biegsamkeit, Versöhnlichkeit, innige allumfassende Liebe gegen jedes Geschöpf, und — Himmel, wo soll ich Worte hernehmen, all das Herrliche zu schildern das in des Mädchens Seele wohnte, und so laut aus ihrem ganzen Aeußerlichen sprach!

Doch ihr sollt sie handeln sehen, neben Annen und Editen handeln sehen, und am Ende meines Buchs sagen was ihr von ihr haltet.

Fünftes Kapitel.

Eine dreyfache feste Freundschaft wird geschlossen.

Das Gespräch an der Tafel ward lebhafter. Walter, Matilde und Blondel wurden vertrauter. Sankt Bernhard sprach mit Andreas von den Angelegenheiten der Christenheit. Graf Philipp

erkundigte sich ehrenhalber nach seinem Vater, und Dame Remigia nach Herzog Heinrichen von Sachsen und Bayern, den sie von langen Jahren her kannte, welchen im vorigen Jahre auch Andacht und Ruhmsucht nach dem heiligen Lande trieb, wo er aber eben keine großen Dinge ausrichtete. Hunberga saß in sich selbst gekehrt da, und bedachte was sie alles bey der ersten einsamen Stunde mit ihrem Bruder bereden müßte. Graf Mathias von Boulogne beschäftigte sich zu sehr mit seinem Pokal, als daß er an dem was gesprochen wurde anders als durch abgebrochene Worte hätte Antheil nehmen sollen, und auf diese Art fand ein jedes in dieser Gesellschaft Unterhaltung nach seinem Geschmack, nur Graf Philipps Töchtern ward, wie ihnen in den meisten Gesellschaften zu geschehen pflegte, die Zeit lang. — Unter der gegenwärtigen Versammlung war fast niemand, der nicht etwas wider sie hatte, oder sie für zu unbedeutend hielt, sich mit ihnen abzugeben. Matilde, welche gutherzig genug war, ihnen ihr voriges ungesittetes Betragen gegen sie zu vergeben und zu vergessen, that manchen Versuch mit ihnen ins Gespräch zu kommen, aber sie ward allemal mit so kurzen Worten abgefertiget, daß sie endlich der fruchtlosen Bemühungen, die Fräuleins aus ihrem unbehaglichen Zustande zu reißen, müde ward, und sich bloß mit Walter

und

und Blondel unterhielt. Sehr interessant ward das Gespräch unter diesen Dreyen.

Die Knaben hatten ihr so viel zu sagen, und machten sie in kurzem mit allen Dingen in und um Montçon so bekannt, daß ihr fast keine Frage mehr zu thun überblieb als Eine, die sie aus Furcht und Bescheidenheit zehnmal auf der Zunge hatte, ohne sie einmal vorbringen zu können. Annens und Editens Gegenwart schreckte sie noch mehr ab, denn, ob sie gleich Waltern und Blondeln eben nicht länger kannte als diese, so waren Hunbergens Söhne ihr doch bereits wie alte Freunde, dahingegen die Fräuleins ihr mit ihren Blicken, ihren abgebrochenen Worten, und mit der kleinsten ihrer Bewegungen Zwang auflegten, und es ihr immer war, als wenn sie mit Waltern und seinem Freunde tausend Dinge abzuthun hätte, davon die beyden Schwestern nichts wissen dürften.

Die Frage, deren ich gedacht habe, blieb also in ihrem Herzen verschlossen, und sie würde es vielleicht noch lange nicht gewagt haben, sie vorzubringen, wenn sich nicht nach aufgehobener Tafel Gelegenheit gefunden hätte, mit den beyden Knaben allein zu seyn, und wenn ihr bey dieser Gelegenheit nicht Blondel von ungefehr den Zweifel selbst benommen hätte, den sie hegte ohne ihn äussern zu dürfen.

Wie gefällt dir der Bruder unserer Gräfin? fragte er Waltern. — O ein herrlicher Mann! rief Walter mit zusammengeschlagenen Händen, und aufgehobenen Augen, und sein Kleid, wie schön das ist! der weite weiße Mantel und das rothe Kreuz, und das blinkende Schwert am goldnen Gürtel, und der schöne breite weiße Hut! Wie nennt man diese Herren in eurem Lande, Fräulein? fuhr er fort, indem er sich zu Matilden wandte. Tempelherren, erwiederte die Pilgerin. O so einer muß ich auch werden; fiel ihr der Knabe in die Rede, ich will hin und ihn bitten, daß er mich mit in sein Land nimmt, und mir auch so einen Mantel, so ein Kreuz und Schwert giebt. — Was willst du machen? sprach Blondel, indem er ihn aufhielt, weißt du auch, daß du den Ritter von Montbarry heute schon beleidigt hast? — Ich? fragte der Andre mit erschrockenem Blicke. — Bedenke das Wort, erwiederte Blondel mit warnendem Ton, den er sich, als einige Jahr älter wie sein Freund, zuweilen erlaubte, bedenke das Wort, das du zu unserer Wohlthäterin sagtest; du nanntest sie Mutter, und wie oft habe ich dir gesagt, daß sie nicht deine — O schweige schweige! rief Walter, indem er sich bemühte, seinem Freund den Mund zuzuhalten. — Laßt euren Freund doch ausreden, Herr von Montbarry, sagte die Pilgerin, seht

ihr mich für eine Fremde an? Der Herr von Nesle kennt mich besser, sonst würde er nicht in meiner Gegenwart so gesprochen haben. Blondel erröthete, denn er fühlte den ganzen Verweis in Matildens Worten. In Wahrheit, Fräulein, fieng er nach einer Weile an, ihr habt recht, ihr seyd mir schon so bekannt, und meinem Herzen so lieb, als wenn ihr mit uns aufgewachsen wäret. Dort die beyden Fräuleins können bezeugen, ob ich so bereitwillig bin, von meines Freundes Geheimnissen zu plaudern. — Wir wollen nicht mehr davon reden, fiel ihm Walter ins Wort, jetzt sage mir, warum der Ritter Andreas auf mich zürnen sollte. Was habe ich denn gethan, daß ich die Gräfin Mutter nannte? — In Wahrheit, sprach Matilde, als sie sahe daß Blondel zu antworten verzog, ich merkte es selbst, daß dem Tempelherrn der Name Mutter anstößig war, und ich kam daher am ersten auf die Gedanken, daß ihr kein Recht haben müßtet, ihn der Gräfin von Flandern zu geben. — Euch die Wahrheit zu gestehen, Fräulein, erwiederte Blondel — O wenn du die Wahrheit gestehen willst — rief Walter mit halbweinender Stimme, indem er sein glühendes Gesicht in beyden Händen verbarg und eilig davon lief — Blondel trug Bedenken seinen Freund zu kränken, und Matilde weiter zu fragen, welches Walter, der sich hin-

ter die Gräfin von Flandern gestellt hatte, und kein Auge von seinem Freunde und der Pilgerin verwandte, gewahr ward, und Blondel zurief, er mögte dem Fräulein nur alles sagen, er wolle für ihr kein Geheimniß haben. — Nun so erzählt mir, Herr von Nesle, erwiederte Matilde mit bittendem Blick, ihr offenbart eure Heimlichkeiten der besten Freundin eures Walters. — In der That, fieng Blondel an, ich weis auch nicht vielmehr zu sagen, als ihr schon denken könnt, daß Walter so wenig der Sohn unserer Gräfin ist als ich. Zwar erlaubte sie es, gebot uns beynahe, sie Mutter zu nennen, aber seit ich erwachsen bin, denn ihr müßt wissen, ich bin schon fünfzehn Jahr, seitdem hüte ich mich wohl ihr diesen Namen anders zu geben, als wenn wir allein sind, denn gebt nur einmal acht, wie sich die Gesichter, besonders in Graf Philipps Familie, verändern, wenn die Gräfin von Flandern uns einmal ihre Söhne, oder Walter sie Mutter nennt. Wie dieser Ausdruck den Ritter Andreas befremdete, habt ihr selbst gesehen. — Aber mein Gott, fiel ihm Matilde ein, wer seyd ihr denn alle beyde? — Ich will euch alles sagen, was ich weis, versezte Blondel. — Was meine Herkunft betrifft, so kann ich euch gute Rechenschaft geben. Ich bin ein Engländer, und mein Vater war der Besitzer oder Verwalter eines sehr schönen

Schloß-

Schlosses. Auf diesem Schlosse wohnte ausser uns und unsern Bedienten kein einiger Mensch als eine schöne, sehr schöne Dame, noch schöner als die Gräfin von Flandern. Diese Dame hatte zwey Kinder beständig um sich, die gewiß, ganz gewiß ihre Söhne waren, der jüngste von ihnen ist mein Walter, und der älteste, so viel ich mich besinnen kan hies er Gottfried, war genau mit mir von einem Alter, und mein liebster Freund und Spielgeselle; denn ich war damals wohl schon zehn Jahr, und Walter, der kaum fünf Jahr hatte, war zu meinem Gesellschafter viel zu klein und kindisch. — Zu der schönen Dame, die ich für meines Walters Mutter halte, kam sehr oft ein großer majestätischer Ritter, der so herrlich wie ein König aussahe, und den ich, wie mich dünkt, auch einmal habe König nennen hören. Aber einmal, ein einzigesmal kam in meines Walters Abwesenheit, der Walters Mutter sehr zu bewachen und niemand vor sie zu lassen pflegte, eine häßliche alte Dame zu ihr, die wie eine Furie wüthete, meines Walters Mutter grausam ausschalt, und ihr mit Gewalt ihren ältesten Sohn mit sich hinweg nahm. Ich weis nicht, ob dieses böse Weib sich nicht vielleicht gar würde an ihr vergriffen haben, wenn nicht in dem Augenblick der Ritter, den ich für einen König halte, erschienen wär, vor welchem sich die alte Dame

nicht wollte sehen lassen, eilig davon lief und Gottfrieden durch einen ihrer Leute, deren sie viele bey sich hatte, hinweg tragen ließ. Die schöne junge Dame — warum habe ich doch ihren Namen nicht behalten! — klagte dem Ritter, den sie oft umarmte und ihn ihren Geliebten nannte, was ihr begegnet war, aber als sie mich und Waltern gewahr wurden, die wir uns aus Furcht für dem wüthenden Weibe, das eben erst hinweg gegangen war, versteckt hatten und nun hervor kamen, so brachen sie von ihrem Gespräch ab, und schikten uns fort. Wenig Tage drauf besuchte die Gräfin von Flandern, die ich schon einmal, als ich noch sehr klein war, auf unserm Schlosse gesehen hatte, meines Walters Mutter, und nahm mit ihrer Bewilligung als sie abreißte, nicht allein Waltern mit sich, sondern sie bat auch meinen Vater, mich mitreisen zu lassen, damit Walter einen Gesellschafter hätte. Wir reisten also ab, und langten hierzu Montçon an, wo wir nun schon fünf Jahr gelebt haben. — Sehet Fräulein, das ist die Geschichte, die ich euch erzählen kan, und die ich Waltern schon so oft erzählt habe, denn er war, da alles dieses sich zutrug noch so klein, daß er sich nichts zusammenhängendes davon erinnern kan. Auch sieht es die Gräfin von Flandern nicht gern, wenn man davon spricht, und ich bin herzlich froh,

daß

daß in meiner Kindheit, wenn Graf Philipps Leute mir etwas abfragen wollten, ich ihnen allemal aus Schalkheit unrichtigen Bescheid gab; denn aus Klugheit that ich es damals nicht, sondern nur aus natürlichem Widerwillen gegen die Frager. —

Also gegen mich hat Blondel von Nesle keinen Widerwillen? fragte Matilde mit einem schalkhaften Lächeln — Mein Gott, Fräulein! erwiederte Blondel, wie könnt ihr so fragen? Mein Freund und ich sind ganz von euch eingenommen, und freuen uns schon darauf, wenn Montçon wieder von verdrüßlichen Leuten gereinigt seyn wird, daß wir eure Gesellschaft in Ruhe genießen können. —

Walter merkte, daß sein Freund und seine neue Freundin mit dem ihm unangenehmen Theil ihres Gesprächs fertig waren, und nahte sich ihnen mit immer noch glühenden Wangen. — Matilde, die ungeachtet sie in Walters Alter war, doch schon weit weniger kindisches an sich hatte als er, tröstete ihn, und fragte, was denn in der Geschichte, die sie so eben gehört hätte enthalten wäre, dessen er sich zu schämen habe?

Ach ich weis es selbst nicht, Fräulein! erwiederte er mit einem traurigen Blick, aber bedenkt es nur selbst: Bin ich Hunbergens Sohn nicht, wie Blondel sagt, und wie ich fast selbst glauben

muß, was bin ich denn? Ein armes von seinen Eltern verlaßnes Kind, daß die Besitzerin dieses Schlosses nur aus Mitleiden liebt, das sie heut oder morgen, oder wenn es ihr beliebt von sich stoßen kan, ohne daß es ihr jemand verdenkt; aber nein, das kan, das wird sie nicht, denn — denn sie ist doch meine Mutter.

Blondel und Matilde lachten und ersterer that Waltern den Vorschlag, ihre neue Freundin ihrem Lehrmeister dem alten Rollo, vorzustellen, welches auch sogleich ins Werk gerichtet ward. Auch wurde dieser Tag durch den Entschluß feyerlich gemacht, den die drey jungen Leute vor den Augen ihres Lehrers faßten, daß inskünftige unter ihnen die Titel, Herr von Montbarry und Fräulein und Herr von Nesle, gänzlich verbannt, und die Namen, Walter, Blondel und Matilde, nebst dem geschwisterlichen Du eingeführt werden sollten.

Sechstes Kapitel.

Ein sehr ernsthaftes Gespräch.

Die Freundschaft, welche diese drey jungen Leute unter einander gestiftet, und der vertrauliche Ton

den

den sie eingeführt hatten, zeigte sich in allen ihren Blicken und Handlungen; am wenigsten ließ sich ihr geschloßnes Bündniß bey den gesellschaftlichen Spielen bergen, welche diesen Abend, nach hergebrachter Sitte, vorgenommen wurden. Niemand freute sich über ihre Einigkeit mehr als Hunberga und Andreas, so wie hingegen Graf Philipps Familie ihr Misfallen darüber, durch tausend höhnische Blicke und Anspielungen, merklich blicken ließ. — Der zweite Tag des Fests, welcher eigentlich der Gesellschaftlichen Freude noch mehr gewidmet seyn sollte als der erste, ward diesesmal von jedem Theil der Gesellschaft, der zusammen gehörte, in besondern Unterredungen zugebracht. Wovon Walters, Blondels und Matildens Gespräche eigentlich handelten, kann man sich aus der Probe, die wir im vorigen Kapitel gegeben haben, vorstellen. — Philipp und Remigia handelten besonders die Ankunft des Tempelherrn unter sich ab, welche ihnen auf keine Weise lieb war. Philipp ahndete neue Befehle seines Vaters, zu Subsidiengeldern, um den Krieg in Palästina fortführen zu können, und nahm sich vor, diese Befehle so wenig als jemals zu befolgen, und alle Mittel zu ergreifen, um die väterlichen Foderungen mit Anstand ablehnen zu können. Remigia meynte, dieses würde bey der Anwesenheit eines Abgeschickten, wie der

Tempelherr war, nicht so leicht seyn, als wenn sie, so wie sie bisher, mit der gutwilligen Hunberga allein zu thun hätten. Ueberhaupt war ihr der Ritter Andreas ein Dorn im Auge; sie beneidete Hunbergen um die Stüze, die sie an diesem Helden gefunden hatte, und wünschte, Mittel ausfindig machen zu können, wie er auf die Seite zu schaffen wäre. — Auch Anna und Edita, welche doch noch nicht zu den geheimsten Berathschlagungen ihrer Eltern zugelassen wurden, hatten einen heimlichen Groll wider Hunbergens edeln Bruder. Denn gar nicht zu gedenken, daß er Matilden, diesen Gegenstand ihres Hasses und Neides, in das Schloß gebracht, und zur Theilnehmerin von Hunbergens Gunstbezeugungen gemacht hatte, welche sie, so gering sie dieselben auch schäzten, doch mit niemand theilen wollten, so hatte er sich auch des vorigen Abends beym Spiele gewaltig gegen sie vergangen, und ihnen ein Wort ans Herz gelegt, das sie ihm nicht vergessen konnten, und welches auch in der That nur einem stolzen Tempelherrn zu verzeihen war, welcher Wahrheit sagte wo und wie es ihm einfiel, es mochte nun Ritter oder Dame, König oder Bettler seyn, den er vor sich hatte. — Blondel hatte des vergangenen Abends ein Spiel aufgebracht, das unserm Vergleichungsspiel ziemlich ähnlich war, und das dem ältern Theil der Gesell-

sellschaft so sinnreich vorkam, daß sie sich in demselben mit den jungen Leuten vereinigten. — Gleich zu Anfang gab der schlaue Erfinder des Spiels, welcher Graf Philipps Töchter so gern demüthigen mochte, und welchem der Widerwille des Tempelherrn gegen diese Damen in die Augen leuchtete, dem geistlichen Ritter auf, die beyden Fräuleins mit etwas zu vergleichen. — Andreas sahe die Schwestern eine Weile von der Seite an, und zog darauf zwo geringe sarazenische Sibermünzen hervor, welche durch langen Gebrauch ganz glatt geworden waren, und alles Gepräg verlohren hatten. — Sehet diese glänzenden Silberstücke, sagte er, indem er sie auf den Tisch warf, diesen sind meine schönen Muhmen ähnlich; untersucht Gehalt und Gepräg, so werdet ihr die Richtigkeit der Vergleichung finden.

So passend das war, was Hunbergens Bruder sagte, — denn ein paar unbedeutendere, sich unter einander ähnlichere, und ihrem wahren Gehalt nach schwerer zu bestimmende Geschöpfe, als die Fräuleins waren, konnte es wohl nicht geben — so hoch ward doch dasselbe von ihnen und ihren erlauchten Eltern aufgenommen. Ihre Wangen glühten mit bläulichter Röthe, und Worte des Unwillens schwebten auf ihren Lippen. Graf Philipp schwieg und zog die Augenbraunen zu-

sam-

sammen, und Dame Remigia, welche in der Eil keine andere beissende Erwiederung seiner Rede, als einen Vorwurf wegen seiner Armuth finden konnte, fragte mit einem höhnischen Lächeln, ob die Münzen das einzige wären, was er von den sarazenischen Schäzen mit übergebracht hätte? — Ja, Gräfin, antwortete der Tempelherr, das Einzige. — Nicht Schätze zu überbringen bin ich gekommen, sondern die wieder abzuholen, die Theoderich so oft, so reichlich in sein Land schickte, nicht damit sie auf euren Kleidern und in euren Palästen glänzen, sondern damit sie zum Besten seines Landes, und zum Wohl der Christenheit angewendet werden sollten.

Hunberga sahe, daß sich ein Ungewitter auf Philipps Stirne zusammen zog, und ihr ahndete, wie unglücklich es ablaufen würde, wenn es losbrechen sollte; sie eilte also, daß die Gesellschaft auseinander gieng, und glaubte dadurch alles Unglück abgewendet zu haben, da es doch leider nur aufgeschoben war.

Diese Dinge giengen, wie wir schon gemeldet haben, schon den ersten Abend nach Ankunft der Pilgrime vor. Den andern Tag des Fests brachte, wie vorhin erwähnt ward, ein jeder in der Gesellschaft zu, die ihm lieb war. Was bey Graf Philippen geschmiedet ward, wissen wir; aber das noch nicht, was zwischen der Gräfin

von

von Flandern und dem Tempelherrn vorgieng. Und o, meine Leser! könnte ich euch doch ihre Gespräche so mittheilen, wie sie von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen giengen, könnte ich euch ganz und durch die Wiederholung ungeschwächt mittheilen, den Abschied der Liebenden von dem Geliebten, und die lezten Reden der traurenden Freundschaft!

Ja, Abschiedsreden waren es, die unter ihnen vorfielen, ungeachtet Hunberga gedachte, heute ihren Bruder, ihren so lang gewünschten Tröster, erst recht zu empfangen. Ueber das dritte Wort drängte sich, sie wußten selbst nicht wie, etwas von Trennung in ihre Reden, und wenn denn eins dem andern die Berührung dieses traurigen Tons verwies, so mußte immer des Ritters baldige Abreise, welche wirklich nicht lange ausgesezt werden durfte, die Schuld tragen; denn da er durch Wind, Wetter und andre Unfälle sehr lang auf seinem Wege aufgehalten worden war, und da Theoderichs und seiner Völker Bedürfnisse, welche den Tempelherrn vornehmlich nach Europa getrieben hatten, dringend waren, so war er gesonnen, gleich nach Empfang der Summen, welche der Graf von Flandern von seinem Sohne foderte, wieder abzureisen.

Hunberga zitterte, wenn sie an Foderungen gedachte, welche an Graf Philippen gemacht werden

den sollten, an ihn, der alle Besitzungen seines Vaters schon längst als sein Eigenthum ansah, ihn, der allemal den besten Theil der sarazenischen Beute, die Theoderich sonst nach Flandern zu schicken pflegte, an sich riß, und dennoch bey denen am besten beglaubigten Foderungen des alten Grafen, widerspenstig war, und die Zahlung auf Hunbergen zu wälzen wußte. — Was konnte der Ritter von Montbarry zu gewarten haben, wenn er einsam und ohne Gefolge gegen den mächtigen Phillipp auftrat, und Befehle von seinem Vater an ihn brachte, die er mit nichts beweisen konnte? — Hunberga zitterte, — aber sie hütete sich, ihren Bruder ihre Gedanken merken zu lassen. Es war, als wenn sich alles, was geschehen könnte, ihr in einem Spiegel zeigte. Sie kannte den steifen unbiegsamen Sinn ihres Bruders, und nahm sich daher nach reifer Ueberlegung vor, ihm nichts von allen dem zu sagen, was ihr so schwer auf dem Herzen lag; nichts von der schlechten Beschaffenheit ihrer gegenwärtigen Glücksumstände; nichts von Graf Philipps und seiner Familie schlechtem Betragen gegen sie; nichts davon, daß sie seit langer Zeit es allein war, welche Theoderichs Foderungen befriedigt, und sich dadurch fast gänzlich erschöpft hatte.

Sie gab vor, daß sie, aus Begierde auch etwas zum Besten des heiligen Landes zu thun,

die=

dieſesmal ſchlechterdings von keinen Foderungen an Theoderichs Sohn hören, ſondern alles was ihr Gemahl verlangte allein übernehmen wollte. — Habt ihr beyde, du und Theoderich, mich nicht vormals mit Schätzen überhäuft? ſagte ſie, indem ſie ein Käſtgen mit Juwelen faſt das lezte, was ſie noch von Koſtbarkeiten beſaß herbeytrug, — und meynſt du nicht, daß dieſer Schmuck, der mich an meinem Hochzeittage zierte, und der eben auch von meines Gemahls freygebigen Händen herrührte, hinlänglich ſeyn wird, ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen abzuhelfen? — Glaube aber nicht, fuhr ſie lächelnd fort, daß ich umſonſt die Zahlmeiſterin des Grafen von Flandern ſeyn will, nein, nein, ich verlange dagegen eine große Gefälligkeit von dir: Du mußt mich und meine Söhne mit dir nehmen. Ich bin es müde, länger unter Fremden zu wohnen, und fremd werden mir Theoderichs Kinder ewig bleiben. Philipp mag Montçon auch hinnehmen, bis mein Gemahl zurück kommt und alles aus ſeinen Händen fodert.

Hunberga hatte gute Zeit dieſe Rede, welche mit einigen Thränen, die ihren lächelnden Mund Lügen ſtraften, beſchloſſen wurde, zu Ende zu bringen, denn ihr Bruder war in ein tiefes Nachdenken verſunken, welches ihn die Antwort vergeſſen lies. — Laß dich erbitten, mein Bruder, fuhr

fuhr sie fort, indem sie seine Hand an ihre Lippen drückte, nimm mich und meine Kinder mit dir; du kennst ihre Herkunft, du liebst ihre aufkeimenden Tugenden, und du wirst bey genauerer Kenntniß, immer mehr liebenswürdiges an ihnen finden, nimm sie mit dir, und laß sie einst werden was du bist. —

Und Matilde? unterbrach sie der Tempelherr, indem er wie aus einem Traum erwachte, — was soll aus dieser werden? Sie kam, Schutz bey dir zu suchen, und darf schlechterdings jezt noch nicht in ihr Vaterland zurückkehren. — Matilde? erwiederte die Gräfin, verzeihe, daß ich nicht an sie dachte. — Nun gut, fuhr sie nach einem kleinen Stillschweigen fort, so nimm Walter und Blondel allein mit dir, und bringe mich nebst meiner neuen Pflegetochter in ein Kloster, denn ich will keinen Augenblick mehr ohne dich auf diesem Schlosse bleiben. —

Laß uns die Sache überlegen, Schwester! erwiederte Andreas, indem er aufstand. Nimm indessen deine Juwelen wieder zu dir; ich schlage sie nicht aus, so wenig als ich deine Bitte ganz zu verwerfen gesonnen bin. — Und du versprichst mir, sagte sie, indem sie ihn in ihre Arme schloß, mit Philippen nichts von unsern Angelegenheiten zu reden? Denn diese Dinge gehen diesmal bloß dich und mich an, — Willst du deinen Bruder durch

ein

ein Verſprechen binden? verſetzte er, indem er ſich von ihr loszumachen ſuchte, lege mir lieber einen Eid auf, oder feßle meine Hände, eines würde einem Manne von meinem Stande ſo anſtändig ſeyn als das andre.

Hunberga ließ die Arme ſinken, die ihn umfaßt hielten, und ſah mit trübem Blicke zur Erde, er aber drückte ihre Hand und verließ ſchnell das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Dicht an unſre Freuden ſchließen.
Tod und Untergang ſich an.

Die gute Gräfin von Flandern glaubte ihre Sachen ſehr fein angelegt, und alles was ſie ihrem Bruder verhehlen, ihm zu ihrem und ſeinem Beſten verhehlen wollte, aufs ſchlaueſte verſteckt zu haben, aber ſie irrte gar ſehr. — Faſt nicht ein Wort, nicht ein Blick von ihr war, der ihm nicht alles ſagte, was ſie verbergen wollte. — Die ausſchweifende Freude bey ſeinem erſten Anblick, die ängſtliche Furcht für der Trennung von ihm, alles, alles zeigte ihm, wie unglücklich ſie

vor seiner Ankunft war, wie unglücklich sie nach seinem Abschied zu werden fürchtete.

Ihre nahe ans Aengstliche gränzende Bemühung, alle Unterhandlung zwischen ihm und Graf Philippen zu verhüten, ihre dringende Bitte, sie mit nach dem gelobten Lande zu nehmen, und da ihr diese abgeschlagen ward, die Bereitwilligkeit, mit welcher sie den Aufenthalt in einem Kloster, an welchem sie sonst nie einen Geschmack bezeigt hatte, der vollen Freyheit auf ihrem Schlosse vorzog, diese und noch viel andre unnennbare Umstände, sprachen laut davon, wie gekränkt ihr Herz, wie unangenehm ihre ganze Verfassung seyn mußte. Und was war der Grund dieser Unbehaglichkeit? — O diesen zu errathen, konnte einem Manne wie der Ritter von Montbarry war, nicht schwer werden. — War es ihm gleich nicht möglich, den ganzen Umfang von Graf Philipps feindseligen Gesinnungen gegen die Gräfin von Flandern, und so manchen wider sie und ihre Kinder gefaßten schwarzen Anschlag, der, wie Hunberga wohl wußte, bald zur Reife kommen mußte, zu durchschauen, so hatte er doch schon den ersten Tag genug von Philippen und den Seinigen gesehn und gehört, um errathen zu können, daß sie, sie es allein seyn mußten, welche Theoderichs Gemahlin das Leben schwer machten. — Auch war ihm das sehr bescheidne

und

und mittelmäßige Ansehen nicht entgangen, das alles in ihrem Schlosse führte, und das so sehr mit ihrer ehemaligen Liebe zu Glanz und Pracht contrastirte. Hielt er nun gegen diesen Anstrich von Niedrigkeit, den Pomp mit welchem Graf Philipp und seine Familie sich zeigten, und gegen Hunbergens freygebiges Erbieten, Philipps kalte Erkundigung nach seinem Vater und die sonderbare Art mit welcher gestern die vorläufige Bekanntmachung von Theoderichs Aufträgen aufgenommen wurde, so wußte er alles was er wissen wollte, so wußte er so gar das, was ihm Hunbergens lächelnde freudige Blicke ableugnen wollten, daß ihr liebster Schatz, ihr Brautschmuck, nicht das erste, sondern das lezte war, was sie dem gemeinen Besten aufopferte, was sie ihm aufopfern konnte.

Man stelle sich die Empfindungen eines solchen Bruders wie Andreas vor, wenn er eine solche Schwester wie Hunberga gekränkt und aufs Aeusserste gebracht sieht, wenn neue Beweise ihrer Großmuth die Bosheit ihrer Feinde doppelt sichtbar machen. — Rache und Wuth kochte in seinem Herzen. Er konnte kaum das Ende ihrer Rede erwarten. Er riß sich, wie wir gesehen haben, fast mit beleidigendem Ungestüm aus ihren Armen, um nur in Freyheit zu seyn, um das was er fühlte, nur auslassen, es in Thränen auslassen zu können. — Ja, meine Leser!

so unglaublich es euch dünkt, Thränen flossen von seinen Wangen; aber wehe dem, der die Thränen eines Helden erregt, mit Blutströmen müssen sie abgewaschen werden.

Ohne Zweifel würde Graf Philipp dem Verderben entgegen gegangen seyn, wenn er dem Ritter in diesen schrecklichen Augenblicken in den Weg gekommen wäre; aber er war sicher, heilige Mauern schüzten ihn. Nachdem er mit Remigien eines Schlusses zum Verderben des Tempelherrn einig geworden war, eilte er dem Gottesdienste beyzuwohnen, den er nie versäumte, und von welchem sich Hunberga, um ruhig mit ihrem Bruder sprechen zu können, diesesmal ausgeschlossen hatte. — Andreas gieng, nachdem er die Gräfin von Flandern verlassen hatte, halb in Gedanken auch dahin, und wir wissen nicht ob die ungeheuchelte Frömmigkeit die in seinem Herzen wohnte, und die an diesem Orte neue Nahrung bekam, seine wüthenden Leidenschaften bändigte, oder ob es die Zeit von einigen Stunden war, die ihn zur Ueberlegung brachte, und ihm die Gefahr vorstellte, in welche er sich und seine Schwester durch Uebereilung stürzen würde. Genug er verließ ganz umgeändert das Gotteshaus.

In ziemlich ruhiger Fassung fanden sich die beyden heimlichen Feinde bey der Tafel ein. Hunberga sezte sich zitternd nieder, und

und erschrack bey jedem Worte, das ihr Bruder während der Mahlzeit sagte, weil sie bey jedem fürchtete, es möchte dasjenige zum Gegenstand haben, wovon Andreas ihr nicht hatte versprechen wollen zu schweigen.

Wir wissen nicht, ob die düstern Wolken, die der Gräfin von Flandern so bange machten, nicht diesmal wirklich ohne Stnrm vorübergezogen wären, wenn nicht ein starker Wind sie gefaßt, und schnell herbeygetrieben hätte. Einmal ist soviel gewiß, daß Andreas gar nicht gesonnen war, in Hunbergens Gegenwart ein Wort von der unangenehmen Sache vorzubringen: er liebte sie zu sehr, als daß er sie nicht auch hierinnen hätte schonen sollen. Er trieb seine Vorsichtigkeit so weit, daß er, um alle Möglichkeit eines Zwists zu vermeiden, seine Worte nie an Graf Philippen oder jemand von seinen Leuten richtete, sondern er unterhielt sich während der Tafel mit niemand, als mit dem Abt von Clairvaux, oder mit seiner Schwester und ihren Kindern, unter welche nunmehr auch Matilde gezählt ward.

Die Mahlzeit gieng zu Ende. Graf Philipp und sein Bruder Mathias von Boulogne hatten ihre Pokale schon zum fünftenmale geleert, Sankt Bernhard, welcher zwischen Philippen und dem Tempelherrn saß, war aus Abscheu für den Zeichen der Trunkenheit aufgestanden, welche sich

immer mehr und mehr bey Theoderichs beyden Söhnen sehen ließen, und Hunberga, welche ihren Bruder kannte, daß er zu edel war, sich mit einem Trunkenen in Wortwechsel einzulassen, fieng bereits an frische Luft zu schöpfen, und das böse was sie befürchtete, für diesmal für überstanden zu halten. — Andreas kehrte sich nichts an die Zecher, er wandte sich, da er seinen zweyten Beysitzer den Abt verlohren hatte, zu seiner Schwester, und lobte, weil er in so großer Gesellschaft von nichts als gleichgültigen Dingen mit ihr sprechen konnte, die gegenwärtige Einrichtung ihres Hauses, die er dem ehemaligen Pracht der zu Montçou herrschte, weit vorzog. Hunberga seufzte, und Philipp fieng mit einem teuflischen Gelächter an: Dank sey es meinem ehrlichen alten Vater, daß er seiner schönen Gemahlin die Mittel zur Ueppigkeit wieder entrissen hat, die er ihr ehedem so freygebig zuströmen ließ. — Wie versteht Philipp dieses? fragte der Tempelherr Hunbergen mit halblauter Stimme. — Du hörst ja, daß er betrunken ist, antwortete sie leise. Komm, sezte sie hinzu, laß uns aufstehen, ich will dir alles sagen, wenn wir allein sind. — Betrunken? schrie Philipp, indem er den aufstehenden Ritter bey dem Zipfel seines Rocks faßte, wer sagt hier, daß ich betrunken bin? doch nicht dieser Bettler? — Bettler? — Bettler? schrie Andreas, indem

er

er sein Schwert über die Hälfte entblößte und zurücktreten wollte, aber er vermogte es nicht, sondern sank in dem Augenblicke seiner Schwester empfindungsloß in die Arme; denn Philipp hatte, ohne daß es jemand gewahr werden konnte, als etwa Remigia, welche neben ihm saß, ein Messer gezuckt, und dem unglücklichen Tempelherrn, indem er die Hand an das Schwert legte, in die rechte Seite gedrückt.

Wie wird es möglich seyn, das zu beschreiben, was nach dieser That vorgieng, welche schneller als sich es denken läßt, mit den vor ihr hergehenden Worten zusammenhieng! Ein allgemeiner Aufstand, Hunberga neben ihrem sterbenden Bruder in Ohnmacht. Sankt Bernhard an seiner Seite, bemüht, ihm die Kleider aufzureißen und die schreckliche Wunde zu stopfen. Der weibliche Theil der Gesellschaft schreyend, und um Hülfe rufend. Walter und Blondel auf den Knien vor dem Tempelherrn und ihrer ohnmächtigen Mutter. Matilde neben ihnen mit gerungenen vor die Stirn gefaltenen Händen, und gen Himmel gerichteten strömenden Augen. Graf Mathias schlafend in seinem Stuhl zurück gelehnt, und Philipp, dem nun die Betäubung der Trunkenheit wie eine Hülle von den Augen gefallen war, bald wie das Bild der Verzweiflung und des Entsetzens, unbeweglich auf einer Stelle stehend,

bald mit Sankt Bernharden zugleich bemüht Andreas quellendes Blut zu ſtillen. Denn, obgleich der Tod des Ritters von Montbarry, Philipps einiger höchſter Wunſch war, obgleich alles was, er in der Trunkenheit that und ſprach, ſeine wahren Geſinnungen völlig ausdrückte, ſo würde er doch nüchtern gewiß nie öffentlich und eigenhändig die That gethan haben, die er nun verübt hatte, eine That, die zwar ſeinem Feinde das Leben koſtete, aber zugleich ihn und ſeine Familie ins unausbleiblichſte Verderben ſtürzen mußte.

Hunberga kam zu ſich ſelbſt. Philipp der ſich nie vor ihr gedemüthigt hatte, ſank ſprachlos mit bittendem Blick zu ihren Füſſen. — Mörder! ſchrie ſie, Mörder! fort aus meinen Augen! — Hiemit ſtieß ſie ihn von ſich, und verbarg ihr Geſicht vor ihm an dem Buſen ihres erblaßten Bruders. — Erlaubt mir, meine Leſer! hier den Vorhang zuzuziehen. — Alle Bemühungen, den Tempelherrn zu ſich ſelbſt zu bringen, waren umſonſt. Philipp war von Remigien und dem Grafen von Boulogne, der ſich endlich auch ermuntert hatte und durch das Schrecken nüchtern geworden war, in einen Wagen geſezt, und halb ſeines Bewußtſeyns beraubt hinweggebracht; ihn begleitete ſein ganzes Gefolge von Kindern und Bedienten, und ließ Schloß Montçon in der

fürch-

fürchterlichsten todtenähnlichen Einsamkeit, welche sich so wohl zu dem, was auf demselben vorgegangen war, schickte.

Achtes Kapitel.

Eine unerwartete Erscheinung.

Der Ritter von Montbarry kehrte nicht ins Leben zurück; das was die schmeichelnden Hofnungen seiner Freunde für Ohnmacht hielten, war der ewige Schlaf, aus welchem keiner erwacht die irdische Sonne zu sehen.

Rollo, welcher bey der Hülfe die man dem Ermordeten zu leisten suchte, als ein alter erfahrner Arzt die Hauptperson vorstellte, überließ den Leichnam endlich den segnenden und weihenden Händen des heiligen Bernhards, und wandte seine ganze Sorgfalt, auf die fast sterbende Hunberga. Wenn sie aus einer Ohnmacht erwachte, so war es nur, das was vor ihren Augen vorgegangen war, für Traum zu halten, sich dann lebhaft der Gewißheit ihres Unglücks bewußt zu werden, und von neuem empfindungsloß hin zu sinken. Man brachte sie zu Bette. Der Leich-

nam des geistlichen Ritters ward aus dem Saale geschaft, und das laute Geräusch der festlichen Freude, das vor wenig Stunden das ganze Haus erfüllte, war in tiefe Todtenstille verkehrt.

Nachdem der Abt von Clarivaux die Ueberbleibsel des Tempelherrn denen Geistlichen, die zu seinem Gefolge gehörten, zur Bewachung überlassen hatte, brachte er die meiste Zeit in Hunbergens Zimmer zu. Die drey jungen Leute wußten nicht, wo sie sich am liebsten aufhalten sollten, ob bey der unglücklichen Gräfin, oder bey der Leiche des geliebten Andreas; sie giengen von dem einen zu dem andern, und wo eins war, fanden sich immer bald darauf auch die beyden andern ein.

Matilde, welche den Ritter weit länger kannte als Walter und Blondel, war fast untröstlich, und jedes ihrer Worte diente dazu, den Kummer der beyden Knaben zu vermehren. Ach, ihr wißt nicht, sagte sie, was ihr in ihm alles verloren habt; dieser Bruder eurer Wohlthäterin, dieser große, edle Mann, der im Stande war, mit dem ersten Blick jedes Herz zu gewinnen, dieser wäre euer Freund, euer Versorger geworden, ach, ihr wißt nicht, was er mit euch im Sinne hatte! —

Matilde hatte recht, Andreas, der mit Graf Raimunds Tochter wie mit einer völlig erwachsenen Person umgehen konnte, hatte ihr schon

des

des vorigen Abends, ehe er noch wußte, daß Hunberga das nehmliche wünschte, sein Wohlgefallen an den beyden Jünglingen entdeckt, und den Vorsatz geäussert, sie mit sich in das heilige Land zu nehmen, und sie zu seinem Orden zu erziehen.

Walter und Blondel sanken durch die Reden ihrer Freundin in noch tiefere Schwermuth, aus der sie sich nur empor rissen um neue Fragen wegen des Tempelherrn an Matilden zu thun; sie beantwortete was sie wußte, und was ihr die Thränen verstatteten auszusprechen. — Von seinem Orden weis ich wenig mehr als den Namen, sagte sie, aber, daß er ein Held, der beste Mann auf Erden, der beste Freund meines Vaters, sein Beystand wider die Kabalen der bösen Königin Sybille, daß er auch mein Freund, Vater, Lehrer, Beschützer, daß er alles, alles war, was ich nur denken, nicht aussprechen kan, das weis ich, und wollte es auch beweisen wenn ichs vermögte. — Sie schwieg, und faßte nach einer Weile die weinenden Knaben bey der Hand, indem sie mit gebrochner Stimme sagte: Sie wollten lieber nicht wieder zu der Leiche gehn, um ihre Traurigkeit nicht zu vermehren; ein Vorsaz, der in der nächsten Stunde wieder gebrochen ward.

So vergiengen die Tage bis zur Beerdigung

des

des Ritters von Montbarry, so verglengen nachher noch viele andere. Die Zeit welche Matilde und ihre Gefährten nicht bey Hunbergens Bette zubrachten, wurde bey dem Grabe des Tempelherrn verweint, oder von Matilden mit Erzählungen von ihm und seinen Thaten im heiligen Lande ausgefüllt. Zuweilen nahm auch Blondel seine Harfe mit an diesen geweihten Ort, und sang ein Lied zum Lobe, und zur Ruhe des Verstorbenen; denn Rollo hatte ihn in dem Glauben seiner Väter erzogen, daß die abgeschiedenen Seelen nicht ehe zur Ruhe kommen könnten, bis man ihr Andenken auf ihrem Grabe gefeyert, und ihre Thaten durch heilige Lieder der Vergessenheit entrissen hatte. — War dieser Glaube Wahrheit, so konnte wohl niemand sanfter ruhen, als Andreas, denn nie ist wohl ein Held so besungen und beweint, mit so frommen unschuldigen Thränen beweint worden, als er. — Walter zwar ließ es nicht bey Thränen bewenden; mehr als einmal gelobte er auf dem Hügel, der Andreas Asche deckte, einst sein Blut an Graf Philippen zu rächen.

Die Zeit schlich auf diese Art bis zum Frühling hin. Hunberga fühlte den wüthenden Kummer, der sie anfangs verzehrte, in eine stille Schwermuth verwandelt. Sankt Bernhard, welcher jezt seinen tröstenden Zuspruch minder nöthig

fand,

fand, war schon seit einiger Zeit nach Clairvaux zurück gekehrt, und die Kinder, welche das Grab des Ritters noch immer täglich besuchten, brachten nicht mehr alle ihre Zeit daselbst mit Weinen zu, sondern es ward nunmehr der Ort ihrer Spiele, die ihrem zunehmenden Alter und der Gesellschaft Blondels gemäß waren, welcher sich nun für völlig erwachsen hielt. Auch wurde mancher Kranz von den Veilchen des Grabes gewunden, und Hunbergen gebracht, doch ohne ihr den Ort zu nennen, wo sie gepflückt waren, denn die jungen Leute merkten nur gar zu gut, wie viel Schonung das Gemüth der unglücklichen Gräfin nöthig hatte.

Eines Abends, da die Dämmerung schon anfieng, die Gegend um das Grab her zu verschleyern, und die drey Freunde eben im Begriff waren, nach dem Schlosse zurück zu kehren, machte sie ein entferntes Geräusch von ankommenden Reutern aufmerksam; sie sahen zurück, und erblickten einen Trupp geistlicher Herren, welche langsam das Thal herauf zogen, und die sie gleich für Sankt Bernharden mit seinem Gefolge erkannten.

Der Abt von Clairvaux war, wie wir im Anfang dieser Geschichte gemeldet haben, auch mit unter denen, welche an Walters und Blondels Erscheinung zu Montçon eben kein sonderliches

Wohl-

Wohlgefallen hatten. Die Gewohnheit und die tausend liebenswürdigen Eigenschaften dieser Knaben, hatten ihn nach der Zeit mit ihrer Anwesenheit ausgesöhnt, und nach des Tempelherrn Tode waren seine Gesinnungen gegen sie vollends ganz umgeändert. Es sey nun, daß ihm das Betragen der jungen Leute bey dieser schrecklichen Begebenheit gefallen hatte, oder daß, wie einige versichern, Hunberga in ihrer Krankheit vertraulicher gegen ihn gewesen war, und ihm mehr von der Art entdeckt hatte, wie sie zu ihren beyden Söhnen gekommen war, als wir zur Zeit noch selbst wissen; genug, er liebte sie jezt so sehr, und begegnete ihnen so mild und väterlich, daß sie und Matilde, welche er gleich bey ihrer ersten Erscheinung mit besonderer Zuneigung angesehen hatte, ihn mit wahrhaft kindlicher Liebe verehrten, ihn oft unter sich dem verstorbenen Tempelherrn an die Seite sezten, und ihn aus diesem Grunde, so gern Sankt Andreas als Sankt Bernhard zu nennen pflegten; eine jugendliche Spielerey, die ihnen der ernste Mann gern verstattete.

Was bey dieser Bewandniß die Erscheinung des Abts von Clairvaux für Empfindungen bey den drey Fremden erregte, läßt sich errathen. Sie liefen ihm mit einem Freudengeschrey entgegen, Blondel faßte sein Roß beym Zaume um es vollends bis ins Schloß zu leiten, indessen Walter

und

und Matilde, ihn mit tausend Liebkosungen überhäuften. Nachdem die erste Freude auf Matildens Seite ein wenig vorüber war, und sie sich nun auch nach den andern geistlichen Herren umsah, ob einige Bekannte unter ihnen wären, welche einen Anspruch auf ihre Bewillkommung machen könnten, so ward sie mit Schrecken gewahr, daß die Personen welche zunächst hinter dem Abte ritten, keine Mönche, sondern ein paar dicht verschleyerte Damen waren.

Wir wissen nicht, was sie abhielt, Sankt Bernharden zu fragen, was er der Gräfin von Flandern für Gäste mit brachte; vielleicht dunkle Ahndung von der Wahrheit, welches sich doch kaum denken läßt: Denn wir zweifeln sehr, ob selbst unsere Leser, die wir doch für weit einsichtsvoller als Matilden halten, hierinnen glücklich rathen können; genug sie wandte ihre Augen geschwind ab und schwieg. Walter, der in demselben Augenblicke das nehmliche gesehen hatte, sahe Matilden bedeutend an, und bat darauf den Abt um Erlaubniß nebst seiner Freundin vorausgehen und der Gräfin die frohe Post seiner Ankunft bringen zu dürfen, die ihm doch jezt, er wußte selbst nicht warum, nicht mehr ganz so erfreulich wie zu Anfang vorkam.

Ohne Zweifel hatte Walter diese Bitte darum gethan, um Gelegenheit zu haben auf dem Wege

mit

mit Matilden über dieſe Erſcheinung zu ſprechen; aber keins getraute ſich dem andern ſeine Gedanken zu entdecken, ſie ſchwiegen beyde, und langten ſchweigend auf dem Schloſſe an.

Hunberga gieng ihrem Verwandten, ſo bald ſie ſeine Ankunft vernahm, in den Vorhof entgegen, und fand, daß er mit ſeinen beyden Begleiterinnen, von welchen ihr Walter und Matilde nur ein paar flüchtige Worte geſagt hatten, bereits abgeſtiegen war.

Es iſt nicht lange, meine Tochter, ſagte der Abt indem er ſich näherte, es iſt nicht lange daß ich euch verlaſſen habe, und ihr werdet euch wundern, daß ich meinen Beſuch ſobald wiederhole; aber mein Geſchäft iſt dringend, und ich ſelbſt mußte es bey euch ausrichten, um deſto weniger eine abſchlägige Antwort befürchten zu dürfen. — Abſchlägliche Antwort? mein Vater, ſagte Hunberga indem ſie die Hand des geiſtlichen Herrn mit zärtlicher Ehrfurcht an die Lippen drückte, was für eine harte Foderung könnte es wohl ſeyn, die ich euch zu Liebe nicht willig eingehen würde? — Vielleicht hart genug, mein Kind, erwiederte Sankt Bernhard. — Habt ihr verzeihen gelernt? Seyd ihr im Stande, denen die euch beleidigt haben Gutes zu thun? — Ich hoffe es; ſagte die Gräfin nach einem kleinen Bedenken, ich hoffe, daß wenn der mörderiſche

Phi=

Philipp selbst — — Nicht Philipp, unterbrach sie der Abt, auch nicht Remigia, aber ihre unglücklichen Töchter bitten um euren Schutz, bitten um eure Verzeihung, sie, die nur durch die Missethat ihres Vaters leiden, sie, die euch nicht selbst beleidigt haben; wollt ihr sie von euch stoßen? — Hunberga schwieg voll Erstaunen, und sahe bald Sankt Bernharden, bald seine Begleiterinnen an, die in dem Augenblicke ihre Schleyer zurück schlugen, und die wohlbekannten Angesichter von Fräulein Annen und Editen sehen ließen.

Mit etwas mehr Ehrfurcht als sie sonst in der Gewohnheit hatten, faßten sie die Hände ihrer Großmutter um sie zu küssen, und stammelten dabey einige unverständliche Worte, die von Hunbergen, welche nicht wußte ob sie wachte oder träumte, mit einer kalten Umarmung erwiedert wurden. Erst nach einem langen Stillschweigen wandte sie sich zum dem Abte und fragte: Also wußten Graf Philipps Töchter keinen andern Zufluchtsort, als bey mir? — Wo sind ihre Eltern? und wenn diese das Unglück von ihnen genommen hat, war nicht der Graf von Boulogne und manche andre von ihren Verwandten näher zu dieser Ehre als ich? — Ey mein Kind, fiel ihr der Abt von Clairvaux in die Rede, wollt ihr die Gelegenheit ein gutes Werk auszuüben von euch auf andre wälzen? wollt ihr — Gut, unterbrach ihn Hunberga, es sey! Kommt in

meine Arme, sezte sie hinzu, indem sie die weinenden Fräuleins etwas freundlicher umfing, kommt, und nehmt den Schutz und das kleine Glück an, das ich jezt mit euch theilen kann. Vielleicht ist es euch möglich, durch Gehorsam und Liebe das Herzeleid in Vergessenheit zu bringen, das mir euer böser Vater angethan hat.

Walter und Blondel hatten sich gleich zu Anfang dieser Scene auf die Seite gewandt, und schienen in einem tiefsinnigen Gespräch begriffen zu seyn. Matilde, welche sich wenig Freude von ihren neuen Gesellschafterinnen versprach, folgte der Gräfin und den beyden Fräuleins traurig in das Schloß, indessen Sankt Bernhard, seinen geistlichen Begleitern noch einige Befehle gab, und dann sich gleichfalls auf das Schloß verfügte.

Neuntes Kapitel.

Ursachen und Folgen der Erscheinung von Graf Philipps Töchtern.

Unsere gute Freundin Matilde machte sich tausend Vorwürfe über die Regungen des Unmuths, wel-

welche ihr die Ankunft von Graf Philipps Töchtern verursachte. Sie beschuldigte sich der Ungerechtigkeit gegen die beyden Schwestern, stellte sich ihre gegenwärtige Lage vor, welche sie eher zu Gegenständen des Mitleids als des Hasses machte, fragte sich selbst, wodurch sie ihr Anlaß zu dem Widerwillen gegeben hätten, welcher gegen sie tief im Grunde ihrer Seele lag; und als ihr gutes Herz alles als nichtig und unbedeutend verwarf, was ihr von ihrem schlechten Betragen am Weihnachtsfeste, und von alle dem einfiel, was Walter und Blondel ihr bisher von ihnen erzählt hatten, als sie sich vorstellte, daß alles vielleicht nicht Fehler des Herzens, sondern Folgen einer übermüthigen Erziehung seyn könnten, von welchen sie sich unter Hunbergens Augen gewiß bald bessern würden; so nahm sie sich vor, allen Verdruß gegen sie, aus ihrer Seele zu bannen, und ihnen nicht allein das Gesicht, sondern auch das Herz einer Freundin sehen zu lassen. sich alle mögliche Mühe zu geben, auch ihre Gewogenheit nach und nach zu erlangen. Nachdem sie ihre Thränen, deren sie sich anfangs nicht hatte enthalten können, getrocknet und ein heitres Gesicht angenommen hatte, eilte sie Hunbergens Befehle wegen ihrer neuen Gäste zu vernehmen, und erwies sich zu ihrer Aufnahme, und bey den Einrichtungen die zu ihrem künfti-

gen Aufenthalte gemacht werden mußten, so geschäftig, versäumte sogar nichts was zu ihrem Vergnügen oder ihrer Bequemlichkeit dienen konnte, daß sie bald allen Unmuth aus ihrem Herzen verschwinden fühlte, und sich einzubilden anfieng, sie habe eine herzliche Freude über ihre neuen Gesellschafterinnen, da doch das süße Gefühl, das ihr schuldloses Herz durchdrang, im Grunde nur die Freude war, welche aus dem Bewußtseyn entstand, ihre Pflicht gethan und einen bösen Trieb ihrer Seele besiegt zu haben, wofür sie den Widerwillen gegen die beyden Fräuleins zu halten geneigt war.

Diese Damen hingegen, welche nicht so gewissenhaft waren, ließen es sich zwar recht wohlgefallen, von Matilden bedient und bewirthet zu werden, aber im Ganzen erregte doch ihre Geschäftigkeit ihren Unwillen; sie gab ihr zu sehr das Ansehen einer Tochter des Hauses, welchen Namen sie ihr nicht gönnten, und vermehrte ihre Reize auf so unnennbare Art, daß sie selbst ihren neidischen Augen nicht ganz entgehen konnten.

Da sie übrigens Matilden immer nur nach sich beurtheilten, da sie merkten, wie viel sie bey der Gräfin von Flandern galt, und sich fürchteten, bey derselben von ihr verunglimpft zu werden, wenn sie sich diese zur Feindin machten, so

ließen sie es nicht an freundschaftlichen Erwiederungen ihre Höflichkeit fehlen, und sagten ihr so viel zärtliches und schmeichelhaftes vor, daß das Herz des unschuldigen Mädchens ganz mit ihnen ausgesöhnt ward, daß sie noch an demselben Abend einen Anfang machte, auch Waltern und Blondeln einen bessern Begrif von ihnen beyzubringen, welches ihr aber schlecht gelang; denn Blondel schüttelte den Kopf, und warnte sie, nicht zuviel zu trauen. Walter betheuerte mit auf die Brust gelegten Händen, daß er alles was Graf Philipps Namen führte ewig hassen würde. Ich schaudere, sezte er hinzu, wenn ich einen von diesen Leuten sehe: immer ist mirs, als wenn ich an ihrer aller Händen das Blut des Tempelherrn kleben sähe, und ich weis es Sankt Bernharden schlechten Dank, daß er unsere Ruhe durch diese beyden Unholdinnen gestört hat.

Mein Gott, erwiederte Matilde, wie kann doch solcher Haß und Groll in dem Herzen eines Kindes wohnen! — Kind? wiederholte Walter — doch Matilde weis, daß sie mir alles sagen kann, und vielleicht gelingt mir es bald, ihr zu zeigen, daß ein zehnjähriger Knabe wie Walter von Montbarry, kein Kind mehr ist.

Matilde erschrack, ihren Freund, welcher ziemlich unwillig davon gieng, beleidiget zu haben, und bat Blondeln, ihre Entschuldigung über sich

zu nehmen. Du weißt, sagte sie, wie lieb mir Walter ist, auch weißt du, daß ich ihn mit dem unüberlegten Worte das ich sagte, nicht schmähen wollte. Ich selbst bin ja nicht älter als er, und wenn er ein Kind ist, was bin denn ich? — Hiermit verließ sie ihn, und erfuhr schon zum erstenmale, was sie in der Folge so oft fühlen mußte, daß Uneinigkeit und Verdruß den beyden Schwestern auf dem Fuße nachgeschlichen waren.

Unterdessen dieses zwischen Matilden und ihren beyden Freunden vorgegangen war, befand sich der Abt von Clairvaux bey Hunbergen, und gab ihr Rechenschaft, von der unversehenen Ankunft ihrer Enkelinnen, und von der Ursache, warum sie von ihren Eltern verlassen worden waren, und bey Fremden Schutz suchen mußten; weil aber das, was der fromme Mann davon zu sagen wußte, ein wenig hinter der Wahrheit hinweggieng, und wir größtentheils besser davon unterrichtet zu seyn glauben als er, so wollen wir alles erzählen, wie es eigentlich beschaffen war.

Nach der That, die Graf Philipp in der Trunkenheit begangen hatte, und nach dem schnellen Abschiede, den er, auf Antrieb seiner Freunde, von Montçon nehmen mußte, hatten die Seinigen alle Mühe, ihn über sein unglückliches Vergehen zufrieden zu sprechen. Seine schönen

Töch-

Töchter ſchwazten ihm allerley unter einander vor, das weder ſie ſelbſt noch ſonſt jemand verſtehen konnten, das von dem, faſt ſeines Bewußtſeyns beraubten Philipp, nicht beachtet ward, und von uns unmöglich nachgeſchrieben werden kann. — Sein Bruder Mathias, ſuchte alle ihm bewußte Gemeinſprüche zu ſeinem Troſte hervor, und befliß ſich vornehmlich ihn durch die Macht des Pabſts zu beruhigen, welcher ihn ja durch ein einziges Wort von dem größten Verbrechen loszählen könnte; aber Remigia, welche etwas tiefer ſah, welche wußte, daß das Einzige was ihn beunruhigte, nur Furcht für den tauſend Ungelegenheiten war, welche die Ermordung eines Tempelherrn, eines ſolchen der einmal den höchſten Rang in ſeinem Orden behauptet hatte, ihm verurſachen konnte, ſie, die davon überzeugt war, daß ihr Gemahl, wenn er den Ritter von Montbarry, wie ſchon halb und halb unter ihnen verabredet worden war, hätte heimlich auf die Seite ſchaffen können, ſich nicht das geringſte Bedenken darüber gemacht haben würde, ſchlug einen ganz andern Weg ein, um ihn zu tröſten. Sie ſucht' ihn wegen der Folgen zu beruhigen, die ſeine Mordthat haben könnte, denn ſie wußte wohl, daß dieſe das einzige waren, was er fürchtete. Die Abſolution des Pabſtes erwähnte ſie gar nicht; zwar würde

diese das wirksamste Mittel gewesen seyn alles wieder gut zu machen, aber sie wußte, was Alexander der Dritte für ein großer Freund der Tempelherren war, und wie schwer es halten würde, Lossprechung von einem Vergehen von ihm zu erhalten, welches an einem von diesen geweihten Rittern verübt worden war. Sie hielt also für das Beste, sich auf den Fuß zu setzen, daß des Pabstes Bannstrahl ihrem Gemahl nicht schaden, und Hunbergens Rache, für welcher sie sich am meisten fürchtete, ihn nicht erreichen könnte. — Wir wollen, sagte sie, den kürzesten Weg erwählen: Laß uns an den Hof von Frankreich gehn, und Schutz bey den Söhnen des Königs von England suchen. Du weißt, wie oft du ihnen in ihren Kriegen wider ihren Vater beygestanden hast, und es ist zu hoffen, daß sie dich in deinem gegenwärtigen Bedrängniß nicht verlassen werden.

Remigia hatte recht: Nur noch im leztvergangenen Jahre, waren Philipp und sein Bruder Mathias, dem jungen Heinrich, dem erklärten Thronfolger des Königs von England, wider seinen Vater Heinrich den andern zu Hülfe gezogen, und waren in diesem Feldzuge nicht unglücklich gewesen; man hatte also wohl Ursache, etwas von ihm zu hoffen, und Philipp fand sich

durch

durch diese Rede seiner Gemahlin merklich gestärkt.

Die Reise wurde also gleich nach Gisors gerichtet, wo, wie sie erfuhren, der König von Frankreich sich gegenwärtig nebst den englischen Prinzen aufhielte. Das gemeine Gerücht sezte, je näher sie dem Orte ihrer Bestimmung kamen, dieser Nachricht noch unterschiedliches hinzu, das ihnen nicht gar angenehm zu hören war. Sie erfuhren, daß vor einiger Zeit der alte Heinrich, König von England, auch zu Gisors gewesen war, und daß daselbst stark an einem Vergleiche zwischen seinen ungehorsamen Söhnen gearbeitet worden wäre; dieser sollte sich zwar wieder zerschlagen haben, aber nicht zum Vortheil der Prinzen; denn ihr von neuem aufgebrachter Vater, hatte ihnen und ihrem Beschützer, dem Könige von Frankreich, bey seinem schleunigen Abschiede nach England, zu welchem ihn die Unruhen in Schottland nöthigten, noch so vielfältigen Schaden gethan, daß sie gegenwärtig sehr gedemüthigt waren, und unmöglich auf der Laune oder im Stande seyn konnten, denen die Schutz bey ihnen suchten, denselben angedeihen zu lassen.

Wie Philippen das Gerücht es voraus gesagt hatte, so fand er es. Der junge Heinrich zukte die Achseln, schüzte sein Unvermögen vor, und rieth ihm beym Pabste Hülfe zu suchen. Bey

Richarden, des jungen Heinrichs Bruder, der gewiß edelmüthig genug gewesen seyn würde, einen Schutz suchenden Freund mit seinem größten Nachtheile zu vertheidigen, hatte Philipp nichts zu suchen, denn er war allemal mehr auf seines Bruders als auf seiner Seite gewesen, und überdieses war auch Richard gegenwärtig nicht in Frankreich. — Was sollte also Philipp anfangen? —

Die kluge Remigia wußte auch hier eine Ausflucht: Sie erfuhr, daß der König von England, allen denen, die bisher seinen rebellischen Söhnen wider ihn gedient hatten, die beste Aufnahme bey seinem Heer und alle Beförderung versprach. Die englischen Prinzen hatten sich bisher, um ihre Macht wider ihren Vater zu verstärken, einer gewissen Art Leute bedient, welche man in den damaligen Zeiten Brabansons nannte, und die nicht viel besser als eine Rotte Rauber, oder anderes verlaufenes Gesindel waren; von diesen Völkern, welche wegen ihrer Tapferkeit sehr berühmt waren, giengen ganze Schaaren zu dem Könige von England über, und auch diese wurden wohl aufgenommen; Remigia that also wohl nicht unrecht, wenn sie sich für einen Mann von solcher Wichtigkeit, wie der Graf von Flandern, eine ähnliche Aufnahme von dem so klugen als gütigen König von England versprach.

Sie

Sie wagte es, Philippen den Vorschlag zu thun, auf des alten Heinrichs Seite zu treten. Zwar war hiebey die Kleinigkeit zu bedenken, daß er die Seite seines Freundes, des jungen Heinrichs, verlassen und seinem Feinde wider ihn dienen sollte; aber Remigia stellte ihrem Gemahl vor, daß der Prinz von England ihn jezt weder schützen noch helfen und niemand ihm also seine Untreue verdenken könne, und die Sache war entschieden.

Philipp und seine Familie machten sich erstes Tages nach England auf, um bey König Heinrichen Schutz zu suchen, und Remigia versprach ihrem Gemahle noch aus einem Grunde die beste Aufnahme. Du weißt, sagte sie zu ihm, in was für Verdrüßlichkeiten der König von England bisher geschwebt hat: Die Ermordung des Bischofs von Canterbury, des heiligen Thomas a Becket, ward ihm mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit Schuld gegeben; sollte ihn dieses nicht zum Mitleiden gegen dich bewegen, der du fast mit ihm in einem Falle bist? Denn fälschlich eines Mords beschuldigt werden, oder in der Trunkenheit einen begangen haben, das dünkt mich ziemlich einerley Sache zu seyn. — Philipp folgte dem Rathe seines sophistischen Weibes; er machte sich nach London auf: aber, recht als ob ihm alles fehlschlagen müsse, er fand den König

nicht

nicht daselbst, sondern erfuhr, daß er eben auf einer Wallfahrt nach dem Grabe desjenigen begriffen wäre, wegen dessen Ermordung er in Verdacht gehalten wurde.

Remigia argwohnte aus diesem Umstande wenig Gutes. Eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Thomas konnte nichts anders zum Grunde haben, als Reue, oder feyerliche Betheurung seiner Unschuld; und konnte er, in einen oder andern Falle, wol sehr geneigt seyn, einen Menschen, welcher auch einen Mord auf sich hatte in Schutz zu nehmen, oder ihm etwas anders anzurathen, als Wallfahrt und Büssung?

Wie Frau Remigia befürchtet hatte, so gieng es; Philipp kam nach Canterbury und warf sich zu des Königs Füssen, welcher eben aus der Kirche zurück kam, und noch die Schmerzen der Geißelung fühlte, welche von den Händen der Geistlichen zu seiner Büssung anzunehmen, er ungeachtet seiner Unschuld, die er beständig betheuerte, schwach genug gewesen war.

Gehet hin, mein Freund, sagte er, indem er Philippen liebreich aufhob, was ihr an mir verbrochen habt, vergebe ich euch willig, und was eure blutige That an dem frommen Tempelherrn Andreas anbelangt, so seht mein Beyspiel an: ich büße für eine Missethat, an welcher ich, wie ich bey Gott schwöre; unschuldig bin, blos um mich den Befehlen des heiligen Vaters zu unterwerfen. Daß mein Verfahren dem Himmel wohlgea

gefällig ist, kann ich euch nicht besser beweisen, als mit der fröhlichen Nachricht, die ich jezt eben erhalte, daß meine Feinde in Schottland gedemüthigt sind, so wie ich meine ungehorsamen Söhne gedemüthiget habe. Folget meinem Exempel. Werfet euch zu den Füssen des Pabstes; büßet eure Sünde; wallfahrtet zu dem Grabe des Tempelherrn, und gebt der edeln Hunberga alle Genugthuung, die sie wegen der Ermordung ihres Bruders von euch fodern kann, so wird euch der Himmel gnädig seyn, so wird sich das Glück zu euch wenden, das widrigenfalls, euch vielleicht, so wie meine Söhne, gänzlich verlassen könnte.

Hätte der heilige Thomas a Becket selbst wohl erbaulicher sprechen können als König Heinrich sprach? — Ich muß indessen meine Leser bitten, den König von England, wegen dessen was er sagte, nicht so falsch zu beurtheilen, wie der bittende Philipp vielleicht in seinem Herzen that. Heinrichs Charakter war zu groß, zu edel, daß Groll oder heimliche Feindschaft gegen den ehemaligen Bundesverwandten seiner rebellischen Söhne, ihm dasselbe hätte eingeben sollen. Blos Frömmigkeit, so wie sie in damaligen Zeiten gewöhnlich war, sprach aus seinem Munde, eine Frömmigkeit, die freylich in den unsrigen Schwachheit und Bigotterie seyn würde, die, wie uns dünkt, auch schon für diejenigen, in welchen er lebte, zu weit getrieben war, aber wo ist der Weise, welcher im Stande ist,

sich

sich gänzlich über die Vorurtheile seines Jahrhunderts zu erheben? der nicht zuweilen, gern oder ungern sich nach denselben bequemen muß?

Philipp konnte sich wenig Trost aus den Rathschlägen des Königs nehmen. Er verließ England, und wußte nun keinen andern Entschluß zu fassen, als in seinem Lande Bann und Interdikt vom Pabste ruhig zu erwarten, oder gradeswegs nach Rom zu gehen, sich seinem Urtheil zu unterwerfen, und zu versuchen, ob durch Demuth und scheinbare Reue sich nicht etwas von der strengen Buße, die er fürchten mußte, abdingen ließ. — Zu dem lezten, ob es gleich seinem Stolze am schwersten eingieng, rieth ihm Remigia. Die Reise ward so sehr als möglich beschleunigt, und die Bitten der Fräuleins Anna und Edita, nur noch eine kleine Zeit in England zu verweilen, deren Ursache wir in einem der folgenden Kapitel sehen werden, blieben diesmal unerhört.

Die Aufnahme bey Pabst Alexandern war so, wie man denken kan, wie sie der Mörder des Sohns von dem Vater des Ermordeten erwarten kan; denn väterlich hatte Alexander den Tempelherrn Andreas geliebt. Ein großer Vortheil war es indessen für Philippen, daß er der erste war, der das Gerücht seiner Unthat nach Rom

brach-

brachte, und sie also aufs möglichste beschönigen konnte.

So sehr Remigia auch Hunbergens Rache gefürchtet, so gewiß sie geglaubt hatte, sie würde nicht ermangelt haben sogleich bey dem heiligen Vater zu klagen, und alle Bannstrahlen wider den Mörder ihres liebsten Freundes aufzufodern, so hatte doch die großmüthige Gräfin von Flandern gar nicht gedacht: Ihr edler Bruder war unwiderbringlich dahin, und der Untergang seines Mörders, nebst dem Schimpfe den sie Theoderichen anzuthun geglaubt haben würde, wenn sie die Gerechtigkeit wider seinen Sohn aufgerufen hätte, würden ihr das, was sie verlohren hatte, nicht wiedergebracht haben; sie hatte also nie die Absicht gehabt, Philippen auf andere Art, als durch Verbannung aus ihren Augen, und durch seine eigene Gewissensbisse gestraft zu sehen.

Wie war es möglich, daß so niedrige Seelen, wie Philipps und Remigiens, diesen Grad von Großmuth voraussehen konnten; sie konnten noch jezt die Ursache von Hunbergens Verfahren nicht einsehen, bekümmerten sich auch wenig um dieselbe, sondern beklagten nur ihre Thorheit, daß sie ihre eigene Schande ausgeplaudert hatten, welche sie sonst so leicht vertuschen, oder auf einen Unschuldigen hätten wälzen können! An gegenseitigen Vorwürfen fehlte es bey dieser Gelegenheit

heit nicht, allein sie kamen zu spät. Sie hatten sich nun einmal selbst verrathen und konnten jezt nichts weiter thun, als die Sache so viel als möglich zu ihrem Vortheil zu erzählen; indessen mogten sie dieselbe nun kehren und wenden wie sie wollten, so war doch das mildeste Urtheil für Philippen, das sich der heilige Vater endlich abbitten ließ: Vierjähriger Aufenthalt in einem Kloster nicht weit von Rom, und dann eine Kreuzfahrt ins heilige Land. Remigia und ihre Töchter hatten Freyheit, zu gehen wohin sie wollten, und die erste wandte dieselbe dazu an, ihre beyden Fräuleins in ihr Vaterland zurück zu führen, und sie dem Schutze des heiligen Bernhards anzuvertrauen, weil, wie sie sagte, ihre Pflicht erforderte, einen Theil von der Busse ihres Gemahls tragen zu helfen, und ihm voraus in das heilige Land zu gehen, wobey aber, wie wir unsere Leser versichern, ihre Hauptabsicht war, den Fehler, den sie und Philipp durch ihre Voreiligkeit in Europa gemacht hatten, dadurch zu verbessern, daß sie so viel als möglich zu verhüten suchte, daß das Gerücht von des Tempelherrn Ermordung nicht nach Palästina für Theoderichs Ohren kommen mögte ... Was sie sich zu Erreichung dieses Endzwecks für Mittel bediente, haben wir nie erfahren können, ob ihr aber ihr Vorhaben geglückt sey, werden wir vielleicht in

der Folge hören. Was sie für Ursache haben mogte ihre Töchter nicht mit sich zu nehmen, ist gleichfalls verborgen geblieben, und wir wissen nur soviel, daß sie selbe zu Sankt Bernharden brachte und um Schuz für sie bat.

Der Abt von Clairvaux erschrack sehr über das gute Zutrauen der Gräfin Remigia. Ein paar junge nicht allzutugendsame Mädchen zu hüten, war eine Sache auf welche sich der alte Herr gar nicht verstand, und die er so geschwind als möglich von sich abzuwälzen suchte. In der Verlegenheit, darinnen er sich befand, denn niemand konnte wohl so ungern als er eine Bitte geradezu abschlagen, bekam er den unseeligen Einfall, Hunbergen diese Last aufzubürden, und ihr dadurch Gelegenheit zu einem der verdienstlichsten Werke, der Wohlthätigkeit gegen Feinde, zu geben.

Dieser Einfall schien dem heiligen Manne gar nichts sonderbares und unschickliches zu haben, und doch fiel er selbst Remigien auf. Sie dachte eine Weile stillschweigend nach hielt darauf ein sehr langes und sehr heimliches Gespräch mit ihren Töchtern, und bequemte sich dann zu allem, was der Abt vorschlug.

Sankt Bernhard gab ihr seinen Seegen, trug ihr viel heilige Gewerbe im gelobten Lande auf, und empfahl sich der Vorbitte der frommen Pilgerin; denn eine Person die nach dem heiligen

Grabe wallete, konnte seinen Gedanken nach nicht anders als fromm seyn.

Das erste, was er den beyden jungen Damen nach dem Abschied ihrer Mutter vorsezte, war eine sehr lange Straf- und Ermahnungsrede wegen ihrer bisherigen sündlichen Eitelkeit, und vornehmlich der leichtsinnig aufgeschürzten Kleider, und ärgerlich zugespizten Schuhe am lezten Weihnachtsfeste. Dieses Gericht schmeckte den Schwestern so übel, daß sie, aus Furcht mehr von dergleichen Speise zu bekommen, sich zwar zu allem Gehorsam erboten, aber darauf drangen, noch in dieser Stunde zu ihrer Großmutter gebracht zu werden; eine Bitte, welche Sankt Bernhard so schicklich fand, daß er sie keine Nacht bey sich behielt, sondern sie wie wir gesehen haben, sogleich nach Montçon begleitete.

Zehntes Kapitel.

Die Schwestern erregen große Verfolgungen wider die drey Freunde.

Sankt Bernhard verließ Montçon in wenig Tagen, und Hunberga fieng an, mit einer Art von

traurigen Ruhe Amiens und Editens Gesellschaft zu erdulden, welche ihr anfangs fast unerträglich gewesen war. Matilde that sich die äusserste Gewalt an, ihre neue Gespielinnen liebenswürdig zu finden, und Walter und Blondel entäusserten sich des Umgangs mit den guten Fräuleins ganz und gar. Graf Philipps Töchter waren zu stolz, sich um die Gesellschaft zweener so geringer Knaben sehr zu bemühen, aber sie fanden sich doch sehr beleidigt, so wenig von ihnen aufgesucht zu werden; Sie waren nicht ganz blind gegen ihre Vorzüge und Blondels Schönheit, der nun schon völlig erwachsen und älter zu seyn schien als er war, nebst seinen musikalischen Talenten, wurden vornehmlich von ihnen höher geschäzt, als sie sich zu sagen getrauten. Aber der Jüngling blieb kalt und zurükhaltend gegen sie. Nur selten bekamen sie einen Ton von seiner Harfe zu hören, und so nahe sie es ihm auch oftmals legten, ihm ein Lied abzulocken, das ihre Personen zum Gegenstande gehabt hätte, so blieb doch seine Muse immer für ihre Verdienste stumm, dahingegen der Lieder, die zu Matildens Lobe gesungen wurden, unzählige waren.

Blondels Zurückhaltung und Walters stolzes fast verächtliches Wesen gegen sie, vermehrte ihren Haß gegen die beyden Freunde, und die Kränkungen die sie ihnen anzuthun gedachten, die

aber immer von ihnen theils nicht bemerkt, theils als unbemerkt behandelt wurden, waren unzählig. Nur eine derselben war zu schmerzlich, als daß sie ganz mit Stillschweigen hätte übergangen werden sollen: es war die Entziehung von Matildens Gesellschaft. Die Fräuleins sahen, wie gern die drey jungen Leute mit einander umgiengen, sie erfuhren aus Matildens eignem Munde, wie unzertrennlich sie bisher gewesen waren, und dieses war ihnen schon genug Walters und Blondels Freundin beständig wie belagert zu halten, sie entweder unter tausenderley Vorwand auf ihr Zimmer zu ziehen, sie in dem ihrigen wenig allein zu lassen, oder wenn sie etwa einen Spaziergang nach dem Grabe des Tempelherren oder sonst eine Partie mit Hunbergens Söhnen verabredet hatte, ihr auf dem Fuße zu folgen.

Walter ward es auf die lezt unerträglich Matilden so gar nicht mehr in Ruhe sprechen zu können, welcher er, je älter er wurde, immer mehr zu sagen zu haben glaubte, und er beredete Blondeln, welcher in diesem Stücke vollkommen überein mit ihm dachte, mit leichter Mühe wegen dieser Bedrängniß klagbar bey Hunbergen einzukommen. Aber welches Schrecken für die beyden Kläger! sie fanden das Gemüth der Richterin schon wider ihre Sache eingenommen. Sie wurden zur Ruhe verwiesen. Matilde war vorgefo-

dert, und in ihrer Gegenwart bedeutet, daß, da sie sich dem Schlusse ihres eilften Jahrs näherte und über ihr Alter groß und erwachsen wäre, es der jungfräulichen Eingezogenheit ziemen würde künftig mehr den Umgang mit ihres Gleichen als die Gesellschaft junger Herren zu suchen, von welchen sie nichts ihrem Stand und Geschlechte anständiges lernen könnte.

Daß dieses eine von den Schwestern ausgewirkte Sentenz war, werden meine Leser errathen; aber wie es diesen Damen möglich seyn konnte, etwas über Hunbergens Gemüth zu vermögen, und wie es zugieng, daß Matilde nicht klug genug war, die Gräfin von Flandern, die sie so sehr liebte zu ihrem Vortheil einzunehmen, das wissen wir mit nichts, als mit Annens und Editens schlauen Argliſt, und Matildens Taubeneinfalt zu erklären. Auch handelte Hunberga unsern Gedanken nach nicht unrecht, daß sie sich in diesem Stück nach der Meynung der Fräuleins bequemte, und dadurch ihnen alle Möglichkeit, Matilden zu lästern oder zu höhnen, benahm; ob nicht vielleicht ihr Urtheil noch dadurch befördert wurde, daß sie Matildens wachsende Zuneigung zu Waltern wahrnahm, von welcher sie noch nicht wissen konnte, ob sie von diesem in der Zukunft völlig verdient und erwiedert werden würde, da er jezt bey allen guten Anlagen doch

immer noch als ein Knabe von unentschiedenem Charakter angesehen werden mußte, dieses können wir nicht mit Gewißheit sagen, genug Hunberga handelte weislich, und die fromme nachgebende Matilde bequemte sich geduldig zu dem schmerzhaften Zwange, den man ihr auflegte.

Die Fräuleins belohnten ihr ihre Folgsamkeit, ohne es zu wollen, auf das Beste, indem sie ihr in der Zukunft nicht mehr so mit ihrer Gesellschaft beschwerlich fielen als zuvor. Sie wußten es recht gut, daß sie Matilden, sobald sie den Befehl ihrer Pflegemutter kannte, nicht mehr zu hüten brauchten, und daß diese ins künftige gewiß allemal, der jungfräulichen Eingezogenheit zu Liebe, ihr einsames Zimmer dem Umgange mit ihren beyden Jugenfreunden vorziehen würde.

Matilde that wohl, da sie nun einmal nicht mehr auf den alten vertraulichen Fuß mit ihren Freunden leben durfte, da sie selbe wenig zu sehen bekam, als bey der Tafel, in der Kirche, und wenn ihnen etwa Hunberga ausserordentliche Erlaubniß zu einem gemeinschaftlichen Spaziergange gab, daß sie die Einsamkeit aller Gesellschaft, auch der Gesellschaft der beyden Fräuleins vorzog; denn diese hätte ihr verderblicher werden können, als irgend eine andere.

Sie hatten so schon tausend Versuche gemacht des Mädchens Eitelkeit zu erregen und ihre Sit-

ten zu verderben. Ihre Erzählungen vom französischen Hofe, und von der angenehmen freyen Lebensart der Prinzeßin Alice nahmen kein Ende, und Matildens Eingezogenheit, ihr Fleiß in allen Dingen die sie unternahm, ihr weniges Sprechen, und die ungekünstelte Aufrichtigkeit, welche, so bald sie sprach, jedem ihrer Worte das Gepräg ihrer unschuldsvollen Seele aufdrückte, alles wurde von ihnen lächerlich gemacht, und mit dem beissendsten Witze durchgezogen; selbst ihr Pilgerkleid, das sie unter dem Vorwande eines Gelübdes mit keiner andern Tracht, am wenigsten mit den üppigen Moden des französischen Hofes hatte verwechseln wollen, selbst dieses blieb nicht verschont, es verschafte ihr die Ehre, von ihnen selten anders als die Pilgerin genannt zu werden, ein Name, der Matilden ausserordentlich gefiel, und den sie so gern trug, als wir sie mit demselben bezeichnen.

Was bin ich anders als eine Pilgerin? sagte sie eines Tages zu Blondeln, der diese Benennung mit einer spitzigen Antwort an den Fräuleins geahndet hatte. Lebe ich nicht, seitdem ich von dem genauern Umgang mit euch beyden getrennt bin, Hunbergen ausgenommen, unter lauter Fremden? —

Das Gelübde, das sie zum Grunde ihrer Kleidung angab, war Graf Philipps Töchtern ein

neuer Wink zu Spöttereyen. Wie lächerlich kam ihnen, die keinen Begrif von Andacht und Frömmigkeit hatten und die dieselbe vollends bey jungen Leuten für die abgeschmackteste unerhörteste Sache hielten, wie lächerlich kam ihnen das Gelübde einer Person vor, die, ihren kindischen Gedanken nach, welche Matildens reifen Verstand nicht zu erwegen wußten, nur noch ein Kind war. —

Auf diese Art wußten sie alle schöne Eigenschaften ihrer Gespielin lächerlich zu machen, und sie verschaften dadurch Matilden einen unendlichen Vortheil; sie lehrten sie, alles Gute das sie that, anstatt es zur Schau zu tragen, mit einem so dichten Schleier zu verhüllen, als andre über ihre Fehler und Thorheit werfen. —

Auf diese Art vergiengen drey Jahre ohne daß sich etwas Merkwürdiges zutrug. Matilde wuchs zur vollkommenen jungfräulichen Schönheit heran, und ging ihren einsamen schönen Weg unbemerkt in der Stille vor sich hin. Graf Philipps Töchter starben auf dem einsamen Schlosse fast vor Langeweile, und machten Hunbergen durch ihre tausendfachen Thorheiten und Eitelkeiten unzähligen Verdruß. Walter war aus einem muntern Knaben, ein stiller schwermüthiger Jüngling geworden, und Blondel, welcher nunmehr sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, sehnte sich in

die

die Welt, und sann ernstlich darauf, was für eine Rolle er künftig in derselben spielen wollte.

Auch die Fräuleins, welche aus Langerweile an allerley dachten was ihnen nichts angieng, und die nichts mehr wünschten, als Humbergens Lieblinge einen nach dem andern von ihr zu entfernen hatten Blondels künftige Bestimmung erwogen, und arbeiteten aus milder Vorsorge daran, ihn in einen Stand zu bringen, der unter allen Ständen der Welt der lezte gewesen wär, den er gewählt haben würde.

Der Abt von Clairvaux besuchte Montçon sehr fleisig, und die Fräuleins, welche jezt die Nothwendigkeit fühlten, sich beliebt zu machen, wußten sich vor seinen Augen so zu verhalten, daß er sie für gebesserte Sünderinnen hielt, und ihnen sein völliges Zutrauen schenkte. Dieses sich zu erhalten, hatten sie wenig mehr zu thun, als die langgeschnäbelten Schuhe, und die leichtfertig aufgeschürzten Gewande abzulegen, und die ärgerlichen Haare unter bescheidene Schleier zu verstecken; eine Sache, die ihnen an einem Orte, wo sie niemand sahen der sie bemerken konnte, oder dem sie gefallen wollten, ungemein leicht ward.

So giengen sie in aller Demuth und Geistlichkeit vor ihm ein, er, und ließen vor seinen Augen, nebst allen andern angenommenen Tugen-

den auch die Liebe zu Hunbergen mit so starkem Glanze leuchten, daß sie schon ein Wort bey ihm zu sprechen hatten, und derhalben hoffen konnten, die ungebetne Vorbitte, die sie bey ihm für Blondeln thun wollten, würde von gewünschten Folgen seyn. Sie baten dringend, der arme Jüngling, welcher doch keine weitern Aussichten hätte, und der Gräfin von Flandern unmöglich länger beschwerlich fallen könnte, mögte von ihm in den geistlichen Stand aufgenommen, und den Mönchen seines Klosters zugesellt werden.

Sankt Bernhard ermangelte nicht Hunbergen, diesen Vortrag als seinen eigenen Einfall zu thun, und sie, die nach ihres Bruders Ermordung ohnedem einen Trieb zu allem hatte, was den Anstrich der Andacht und Schwermuth trug, fand diese Art der Versorgung für Blondeln um so viel schicklicher, da der Abt sich gegen sie nicht der Ausdrücke bediente, welche die Fräuleins gebraucht hatten, und welche im Stande gewesen wären ihr großmüthiges Herz so zu beleidigen, daß sie vor der ganzen Sache einen Widerwillen bekommen hätte. Blondel ward vorgefodert; aber wie sollen wir sein Entsetzen schildern, als ihm die heilige Absicht des Abts mitgetheilt wurde. Er war zu sehr überrascht, als daß er seine Empfindungen hätte einzwingen können; er warf sich zu Hunbergens Füssen, und rief mit thränenden

Au-

Augen: Wie? ins Kloster? — Kann die groß-
müthige Gräfin von Flandern es über ihr Herz
bringen, den, dem sie so oft den Namen ihres
Sohnes gab, lebendig zu begraben? — Worte,
welche die Gräfin so rührten, daß sie ihn in ihre
Arme schloß, und mit der Versicherung aufhob:
er solle zu nichts gezwungen werden. Sankt
Bernhard tadelte dieses Versprechen mit einem
Kopfschütteln, und meynte: es gäbe eine Art
von heilsamen Zwange, welcher zuweilen zum
Besten einer Person wohl angewendet werden
könne, und Fräulein Edita, welche bisher sowohl
als ihre Schwester, ein gleichgültiges Stillschwei-
gen beobachtet hatte, vermogte jezt nicht mehr
zu bergen, daß ihr das gegenwärtige Gespräch
keinesweges so gleichgültig sey, als sie das An-
sehen haben wollte, und trat mit der weisen Be-
merkung hervor: daß ein Jüngling in seinem acht-
zehnten Jahre, doch mit Recht endlich einmal
auf seine Bestimmung denken solle. — Ich danke
euch, Fräulein, erwiederte Blondel mit einem
verächtlichen Blicke, daß ihr mich an etwas er-
innern wollt, das ich nie aus den Augen gelas-
sen habe, daß ich die vorsorgende Güte unserer
Wohlthäterin nicht zu lang genießen und ihr end-
lich die seit so vielen Jahren getragene Last ent-
nehmen muß; aber die Art und Weise, wie die-
ses geschehen soll, steht, ich fühle es, in meiner

freyen Wahl, und diese soll, ich versichere euch, nicht lang aufgeschoben werden. Edle Gräfin, sezte er hinzu, indem er von neuen zu Hunbergens Füssen fiel, nehmet meinen wärmsten innigsten Dank für die Sorge einer Mutter, die ihr mir bewieset, und erlaubt — Blondel, fiel ihm Humberga in die Rede, du kränkst, du beleidigst mich! Wehe dem, der dich zu beunruhigen, dich vor der Zeit aus dem Schooß deiner Mutter zu reissen sucht. — Blondel hatte den Schluß dieser Rede nicht vernehmen können. Er schämte sich der Thränen die beym Anfang derselben sein Gesicht überströmten, riß sich von den Füssen der Gräfin empor, und verließ schnell wie der Blitz das Zimmer.

Ein glück war es, daß Walter bey dieser Scene nicht gegenwärtig war; seine Hitze und der Unmuth seinen Freund beleidigt zu sehen, wären im Stande gewesen, ihn zu Ausbrüchen zu verleiten, welche dem Abt und vielleicht selbsten Hunbergen hätten mißfallen können. Blondel war, als er das Zimmer verließ, anfangs gesonnen sein Herz vor ihm und Rollo auszuschütten; aber er bedachte sich anders. Er entschloß sich, allen Rath bey sich zu nehmen, und that endlich nach langen Kämpfen dasjenige, was wir bald hören werden.

Der Abt von Clairvaux hielt sich, nach dem, was von Blondeln gesprochen worden war, und wovon Hunberga, schlechterdings nichts mehr hören wollte, nur noch wenige Stunden, zu Montçon auf, und niemand wer bey dem lezten Gespräch gegenwärtig gewesen war, wunderte sich, daß so lange er noch nicht abgereißt war, der beleidigte Blondel nicht wieder zum Vorschein kam. Als aber der ganze Abend vergieng, als der Morgen anbrach, und niemand ihn sah, oder gesehen haben wollte, so entstanden bey denen um die lezte Scene, wissenden Personen, die lebhaftesten Muthmaßungen von der Wahrheit.

Die Fräuleins kitzelten sich heimlich mit der Hofnung, ihren Verächter und Widersacher, vielleicht zur Flucht gereizt zu haben, und ihn also geschwinder als sie hofften losgeworden zu seyn. Hunberga war in der größten Unruhe, und Walter und Matilde, die von der ganzen Sache nichts wußten, giengen, nachdem sie ihren Freund im ganzen Schlosse, und in allen seinen Gärten vergeblich gesucht hatten, zur Gräfin, um bey ihr Auskunft oder Trost in dieser Sache zu holen. — Die Erklärung die sie hier fanden, vermehrte ihr Schrecken, und ohne Hunbergens Erlaubniß zu erwarten, eilten sie, ihn in den umliegenden Gegenden von Montçon zu suchen, und fänden sie ihn, ihn wieder zurück zu bringen.

Das

Das erste ward ihnen leicht, so wie ihnen das andere nicht ohne Schwierigkeit glückte. Blondel hielt sich in seiner übereilten, unüberlegten Hitze, mit welcher er Montçon verließ, um einiger Worte willen, die noch dazu nicht Hunberga, sondern seine Feinde sagten, für so verachtet, verlassen, und überley zu Montçon, daß er gar nicht vermuthete, vermißt oder aufgesucht zu werden; er glaubte, wenn ihn ja jemand aufsuchen sollte, so würden es Walter und Matilde seyn, und diese noch einmal zu sehen, war sein sehnlicher Wunsch, ob er gleich nicht gewagt hatte, ihnen vor Ausführung seines thörichten Vorsatzes vor die Augen zu kommen, um nicht durch die Bitten und Vorstellungen von demselben abgehalten zu werden.

Ohngefähr eine Meile von dem Schlosse, fanden ihn seine Freunde, unter einem schattigten Baume, welcher oft der Ort ihrer Ruhe nach einem langen Spaziergange gewesen war, so ruhig sitzen und das Lied von Karl und Roland singen und spielen, als er es an diesem Orte mehrmals in ihrer Gesellschaft wiederholt hatte.

Du bist so ruhig, sagte Walter, indem er auf ihn zueilte, und ihn an seine Brust drükte, und hast es über das Herz bringen können, dich von deinen besten Freunden ohne Abschied zu trennen? — Freunde? sprach Blondel, ich verließ auf dem

Schlosse keine als euch, und von euch beyden wußte ich so gewiß als ich das Leben habe, daß ich euch noch einmal sehen würde, daß ihr kommen, und eurem Blondel den lezten Abschiedskuß bringen würdet. Kommt in meine Arme, ihr Lieben, fuhr er fort, indem er Waltern und Matilden fest umschloß. Vergeßt euren Jugendfreund nicht, und hoft ihn einst wieder zu sehen. Das Kloster, dazu man mich bestimmte, würde mich auf ewig von euch getrennt haben, aber der Stand, den ich anzunehmen gedenke, kan mich oft wieder in eure Arme bringen. Ach Blondel, rief die weinende Matilde, was willst du machen? und was für einen Stand hast du dir gewählt? — Siehe diesen Kranz und dieses Saitenspiel, erwiederte er, und frage mich noch wer ich bin, und wer ich seyn will. Ein Sänger der Liebe und des Heldenmuths, ein Nachfolger Ossians, Talifers und Rollos, ein Liebling der Könige und der Damen. Sprich Matilde, werde ich nicht glücklich seyn? —

Walter und Matilde hatten wider den Stand eines Minstrels, den er sich gewählt hatte, und der in den damaligen Zeiten einer der ehrenvollsten war, nichts einzuwenden. Nur seine Flucht tadelten sie, tadelten sie mit so triftigen Gründen, stellten ihm Hunbergens Sehnsucht nach seiner Wiederkehr, und ihre Einwilligung zu jeder Le-

bens-

bensart, die er wählen würde, so überzeugend vor, daß er endlich sich entschloß, zurück zu kehren, vornehmlich, da Walter ihn überlegen hieß, daß ihm die feyerliche Einweihung zum Orden der Minstrels fehlte; und daß er, ohne dieselbe nie sein Glück machen, und bey allen seinen Talenten, von seinen Mitbrüdern verachtet und verfolgt werden würde.

Unter solchen Gesprächen langten sie zu Montçon an. Hunberga freute sich über ihren wiederkehrenden verlohrnen Sohn, sie verzieh ihm seine voreilige Entweichung, und dachte ohne Aufschub, auf die Beförderung seines Wunsches, seine Entweihung. Graf Philipps Töchter machten höhnische Mienen, Rollo freute sich seines Schülers, und Abt Bernhard, der zu Blondels Einweihungsfest, zu welchem die Anstalten mit großer Eilfertigkeit gemacht wurden, auch mit erbeten war, entschuldigte sich, weil es ihm, einem alten Hasser der Minstrels, unmöglich war, bey einer so weltlichen Ceremonie zu erscheinen.

Eilftes Kapitel.

Viel heimliche Kabalen werden geschmiedet.

Die Entweihung des jungen Minstrels verzog

sich

sich länger als er gedacht hatte. Rollo, ein Mann, der in diesem Orden vormals eine der ersten Stellen behauptet hatte, er, der vornehmlich am englischen Hofe sehr geschäzt worden war, wußte sehr wohl, daß er diese Feyerlichkeit für sich allein vornehmen, und allenfalls nur einige der vornehmsten Mitglieder des Ordens aus den nächsten Gegenden, als Zeugen dazu erbitten dürfe, aber bey reifer Ueberlegung fand er, daß, da Blondel sein Glück an auswärtigen Höfen suchen wollte, man die Troubadurs aus der Provence, und die englischen Minstrels bey dieser Gelegenheit nicht ganz übergehen dürfe, und er erhielt mit leichter Mühe von Hunbergen, welche ihres Lieblings Fest gerne auf alle mögliche Art verschönern, und es an nichts zur Befestigung seines Glücks fehlen lassen wollte, daß sie Boten nach Aix an den Hof des Königs Alphonsus von Arragonien und Grafen von Provence sandte, um sechs der vornehmsten Troubadurs zu Blondels Ehrenfeste einladen zu lassen. Den nehmlichen Auftrag bey König Heinrichen von England auszurichten, übernahm Rollo aus wichtigen Ursachen selbst.

Unsere drey Freunde waren entzückt über diesen Aufschub, denn so sehr sich Blondel aus Montgon hinweg und in die weite Welt sehnte, so

ward es ihm doch nicht leicht, sich von seinen Geliebten zu trennen.

Matilde hatte unter Hunbergens Aufsicht viel Geschäfte bey der Zubereitung auf die bevorstehenden festlichen Tage, aber alle Zeit, welche ihr dieselben nebst Hunbergens Verbote und der lästigen Gesellschaft der Fräuleins überließen, wurde beschlossen, nebst Waltern in dessen Umgang zuzubringen, von welchen sie sich nun bald trennen sollten. Sehr glücklich war unsere Pilgerin in dieser Zeit mit ihren beyden Gefährten; Hunberga verstattete ihnen mehr Freyheit als seit Jahren geschehen war, und selbst Graf Philipps Töchter, waren gefälliger und milder, als man sich fast von jeher besinnen konnte. Meine Leser fragen, was diese merkwürdige Veränderung ihrer Laune verursachte, und ich könnte bey ihnen leicht mit der Antwort durchkommen, daß die Annäherung eines so glänzenden Fests, als ihnen bevorstand, und die Hofnung, das ewige Einerley zu Montçon, einmal ein wenig unterbrochen zu sehen, oder die Freude über Blondels baldige Entfernung, oder sonst etwas von dieser Art ihre widerwärtige Gemüthsart ein wenig versüßt hätte; aber ich will aufrichtig mit ihnen umgehen, denn was habe ich für Verbindlichkeit Annens und Editens Geheimnisse zu verschweigen? —

Als Graf Philipps Töchter zum erstenmale an Ludwigs von Frankreich Hof kamen, waren ihre Reize, nach langen vergeblichen Versuchen, endlich so glücklich, das Herz eines englischen Ritters, aus des jungen Henrichs Gefolge zu erobern. Es war der Graf von Leicester, ein Mensch, der seine Gesinnungen so oft wie seine Kleider änderte, der jezt dem englischen Prinzen so eifrig wider seinen Vater zu dienen schien, als er bald darauf sich dem Vater zum Nachtheile des Sohnes ergab — doch wir werden in der Folge Gelegenheit haben, seinen Character näher zu beleuchten.

Beyde Schwestern eigneten sich diese glänzende Eroberung zu, da sie doch eigentlich Edita, die Jüngste, und zwar nur ein wenig gemacht hatte. Leicester war vielleicht bey ihrer Ankunf zu Rouen nur müßig, oder der alten zehnmal gesehenen Gesichter am französischen Hofe nur überdrüßig, und ließ sich also die Reize der Fräuleins nur darum gefallen, weil sie ihm neu waren. Eine sehr superficielle Liebe mußte es auf seiner Seite gewesen seyn, denn nach ihrem Abschiede aus Frankreich hatte er seinen Liebhaberinnen nicht ein Wort von sich hören lassen, und mogte sie wahrscheinlich über andre noch nuere Schönheiten vergessen haben.

Nicht so die Fräuleins; alle ihre Gedanken waren nur auf ihn gerichtet, sie warteten unaufhörlich auf das Glück etwas von der Fortdauer seiner Liebe zu hören, und der Grund ihrer höchsten Verwunderung war, daß dieses nicht geschah, daß eine für die Ewigkeit angelegte Verbindung ein so schnelles Ende sollte genommen haben. Unmöglich war es ihnen, dieses im Ernste zu glauben, und nie war die Hofnung ihren Geliebten wiederzusehen, und, dafern seine Liebe ja ein wenig erkaltet wäre, sie wieder in neues Feuer zu setzen, so lebendig geworden, als auf der kurzen und unglücklichen Reise, welche sie in Gesellschaft ihrer Eltern an Ludwigs Hof thaten, der wie wir gesehen haben, sich damals zu Gisors aufhielt. —

Daß der geliebte Leicester eine Hauptmittelsperson bey dem Vergleiche gewesen war, welcher zwischen dem König von England und seinen Söhnen daselbst sollte geschlossen werden, das wußten sie wohl, und brüsteten sich mit der Wichtigkeit und dem hohen Ansehen ihres Helden; aber daß dieser Unglücksstifter die vornehmste Ursach war, daß der Vergleich sich zerschlug, daß er, als das Glück dem englischen Prinzen den Rücken kehrte, sich auf die Seite seines Vaters schlug und ihn nach England begleitete, das erfuhren sie erst, als sie zu Gisors waren, und

sein

sein geliebtes Angesicht überall vergebens suchten.

Als Graf Philipp, wie wir wissen, hierauf genöthigt ward, seine Zuflucht gleichfalls nach England zu nehmen, und daselbst den Schutz zu suchen, den er in Frankreich nicht fand, so erwachte neue Hoffnung in den Herzen der Fräuleins, und o Glück! sie ward erfüllt. Sie bekamen zu London und zu Canterbury ihren theuren Grafen verschiedenemal zu sehen; zwar nicht ganz so zärtlich, so liebevoll, als sie sich ihn oft geträumt hatten, aber sie waren mit wenigen freundlichen Blicken und Worten zufrieden, drangen sehr in ihre Eltern, um die Anwesenheit in England zu verlängern und mehr Beweise von der Liebe ihres Ritters zu erhalten, und feyerten das Andenken des wenigen, was sie gewonnen hatten, in den Jahren, die sie nun zu Montcon zugebracht hatten, noch oft im Stillen. Jede von ihnen glaubte sich so fest in seinem Herzen, daß sie in dieser langen Zeit, täglich und stündlich auf das, was er beyden versprochen hatte, schriftliche Nachricht oder seine persönliche Zunkunft, wartete.

Man wird sich wundern, wie diese Damen, bey einer gemeinschaftlichen Liebe, bey gemeinschaftlichen Hofnungen und Aussichten, so einig bleiben konnten. Die Verwunderung wird wachsen, wenn man vernimmt, das eine die Vertraute

der andern, und Graf Leiceſter ihr tägliches Geſpräch war. aber alles Wunderbare fällt hinweg, wenn man ſich denkt, daß eine jede im Herzen ſich für die wahre Geliebte, und ihre Schweſter nur für den Deckmantel der geheimen Zuneigung ihres Liebhabers für ihre eigene Perſon hielt. Jede belachte die heimliche Thorheit der andern, und ſuchte mit der boshafteſten Liſt ihrer Leidenſchaft zu ſchmeicheln, indem ſie zugleich ihre eigene mit tauſend ſüſſen Träumen nährte. Ob dieſe Träume nicht endlich doch verſchwunden ſeyn würden, wenn der Geliebte ihres Herzens fortgefahren hätte, ſein kaltes Stillſchweigen zu beobachten, das iſt ſchwer zu beſtimmen, aber dahin ſollte es für dieſesmal noch nicht kommen. —

Leiceſter, der ſich vielleicht ihrer nie wieder erinnert hätte, wenn ihm nicht eine Gelegenheit vorgefallen wäre, ſich ihrer Hülfe in einer Sache von Wichtigkeit zu bedienen, erfreute ſie kurz vor der Zeit, in welcher ſich die im vorigen Kapitel gemeldeten Begebenheiten zutrugen, mit einem Briefe, den wir unſern Leſern mittheilen müſſen, theils ſie mit dem Inhalt deſſelben bekannt zu machen, theils ihnen einen Begrif von der kurzgefaßten Schreibart zu geben, deren man ſich in jenen Zeiten bediente, da die Schreibekunſt von niemand ſonderlich getrieben wurde,

als von den Mönchen, da der übrige Theil der Menschen sie fast durchgängig für Pedanterey hielt, und in den Fällen, wo er sich derselben bedienen mußte, sich befliß so wenig Worte als möglich zu machen. — So lautete Leicesters Brief.

Erlauchte Damen.

Der Glanz eurer schönen Augen, welcher mich zu eurem Sklaven machte, würde mich genöthiget haben, euch bis in die fernsten Winkel der Welt zu folgen, wenn ein Ritter allezeit Herr seiner Handlungen wäre; doch kan ich hoffen, mich bald zu euren Füssen zu legen, wenn ihr im Stande seyd, mir eine Frage zu beantworten, die ich im Namen einer großen Königin, welcher ich diene, an euch zu thun habe:

Hält sich in dem Hause der Gräfin von Flandern, welches ihr jezt, wie ich höre, bewohnt ein Jüngling auf, Namens Walter? Wer ist er? und auf was für Art wäre es möglich, ihn mit oder wider seinen Willen nach England zu bringen.

Wilhelm Gr. v. Leicester.

Um meinen Lesern nur einiges schwaches Licht über diesen Brief zu geben, muß ich ihnen sagen, wer die Königin war, deren der Graf in diesem Briefe gedachte. — Er, der sich kein Be-

denken gemacht hatte, seinem Freunde dem englischen Prinzen untreu zu werden, und auf seines Vaters Seite zu treten, fand es eben so leicht, auch diesen zu verlassen und, als es sein Vortheil zu seyn schien, sich in ein geheimes Verständniß wider ihn mit seiner Gemahlin Eleonora einzulassen. — Wie sehr diese Dame ihrem Gemahl an Jahren überlegen war, und wie sehr sie ihn durch Eifersucht quälte, haben wir im Anfang dieses Buchs mit einigen Worten erwähnt, was ihr aber unser Walter angehen mogte, ob Haß oder Liebe sie nöthigte sich um ihn zu bekümmern, und was ihr von seinem Daseyn und Aufenthalt bekannt seyn konnte, dieses sind Fragen, die wir zur Zeit noch alle unbeantwortet lassen müssen, und die wir vielleicht in der Zukunft nicht einmal alle werden auflösen können. Jezt sey es genug zu sagen, daß die Fräuleins durch Leicesters Brief unaussprechlich erfreut wurden, daß sie allen schönen Worten, die er enthielt, und welche eigentlich nichts als der damalige Modeton waren, die höchste Deutung gaben, die sich nur erzwingen ließ, und eine der andern mit einem Glücke schmeichelten, das im Grunde keine besaß. Die Ursach und Absicht der ihnen vorgelegten Fragen zu errathen, machten sie sich keine Mühe, aber sie so genau, so geschwind als möglich zu beantworten — die Beantwortung

der-

derselben mogte nun für den, den sie betrafen, gute oder nachtheilige Folgen haben, — dazu waren sie so bereit und begierig, daß ihnen nichts so viel Kummer machte, als die Art, wie sie ihre Antwort, bald und sicher in die Hände ihres Ritters bringen sollten.

Die beyden Schwestern waren zwar gegenwärtig in erträglich gutem Ansehn bey Hunbergen, weil sie sich ziemlich zu verstellen wußten, und nur selten, so wie neulich in der Begebenheit mit Blondeln ihre Tücke sehen ließen, aber die Gräfin von Flandern besaß dennoch zu viel Klugheit als daß sie ihnen allzugroße Freyheit hätte lassen sollen. Sie mußten sehr eingeschränkt leben, und konnten wenig anfangen, das Hunbergens treue Bediente ihr nicht sogleich hinterbracht hätten. — Da man Ursach hatte, eben nicht den besten Begrif von ihren Gesinnungen zu hegen, hätte es auch nur darum seyn sollen, weil sie Graf Philipps Töchter waren, so hatte ihnen ihre Großmutter, als sie ihnen Zuflucht bey sich verstattete, alles Verkehr mit irgend jemand ausser dem Schlosse, selbst allen Briefwechsel mit ihrem Vater nach Rom, oder ihrer Mutter nach dem heiligen Lande untersagt, und als sich wenig Tage nach ihrer Aufnahme bey Hunbergen, ein ziemliches Gefolge von Zofen und Bedienten einstellte, welche unter dem Namen von Fräulein

Annens und Editens Leuten eingelassen seyn wollten, so wurden sie alle abgewiesen, und die jungen Damen bedeutet, daß sie für ihre Personen es allein wären, die zu Montçon sollten geduldet werden, und daß man sich genöthigt sähe, auch sie zu entlassen, wenn sie ihre Foderungen weiter ausdehnen wollten.

Wen hatten die guten Damen bey dieser Beschaffenheit, dessen sie sich in einer geheimen Sache bedienen konnten? und wie war es möglich, die verlangte Nachricht nach England abgehen zu lassen? Zu verwundern was es schon, daß Leicesters Brief insgeheim in ihre Hände gekommen war, welches wohl nur durch einen Zufall, der einem nicht alle Tage zu Diensten steht, geschehen seyn konnte. Ein Zufall mußte sich ihnen indessen auch darbieten, ihren längst ausgedachten, längst geschriebenen Brief, in ihres Geliebten Hände zu spielen. —

Rollo sollte, wie wir zu Anfang dieses Kapitels erwähnt haben, eine Reise nach England thun, um einige der vornehmsten Minstrels von König Hēnrichs Hofe, zu Blondels Einweihungsfeste einzuladen, und bey dieser Gelegenheit, — wir sagen es euch im Vertrauen, lieben Leser, — noch einige andre sehr wichtige und geheime Geschäfte für die Gräfin daselbst auszurichten. Um der Dame, welche ihn abschickte, Ehre zu machen,

chen, durfte dieser ansehnliche Alte am englischen Hofe nicht ohne ein standesmäßiges Gefolge erscheinen, und Graf Philipps Töchtern konnte es nicht fehlen unter demselben einen von den geringern Bedienten zu gewinnen, und zu ihrer Absicht zu gebrauchen. Sie warfen ihre Augen auf einen gewissen Paul, einen alten mürrischen Mann, an den sie sich nicht gewagt haben würden, wenn er nicht im Schlosse in dem Rufe gestanden hätte, daß er nicht unempfindlich gegen die Reize einer kleinen Belohnung sey, und dem, dem er sich einmal verbunden hätte, treu und standhaft zu dienen pflegte. — Sie giengen bey Offenbarung ihres Anliegens sehr behutsam zu Werke, und fanden Paulen so umgänglich, daß sie ihm mehr von ihren Angelegenheiten sehen ließen, als sie anfangs willens gewesen waren. Der Brief, den sie ihm anvertrauten, war folgender.

Tapfrer und berühmter Ritter.

Der Jüngling, dessen Namen ihr uns nennt, hält sich hier zu Montçon auf; seine Herkunft ist zweifelhaft, doch haben wir aus einem heimlichen Gespräch mit einem seiner Freunde so viel erlauscht, daß er von Geburt ein Engländer und nicht, wie einige wollen, der Sohn unserer Großmutter ist. Ihn in eure Hände zu spielen, wird

uns

uns ein Leichtes seyn, dafern ihr es möglich machen könnt, euch in Minstrels Kleidung, bey Rollos Rückkunft auf unserm Schloß Montçon einzufinden. Versäumet nicht diese Gelegenheit, die zu sehen die euch lieben, so wollen wir euch zeigen, wie bereit wir sind, der erhabnen Dame, welcher ihr dienet, unsern Gehorsam zu weihen, und euch unserer Beständigkeit zu versichern.

Eure gewogenen Freundinen
Anna und Edita.

Wundert euch nicht, meine Leserinnen, daß ein paar Mädchen, die so durch und durch mit heisser Liebe gegen denjenigen angefüllt waren, an den sie schrieben, so kurz und kalt schreiben konnten. Eine andre, eine unschuldige einfältige Matilde würde sich vielleicht an ihrer Stelle anderer Worte bedient haben, und wenn sie auch nicht an einen Liebhaber, wenn sie vielleicht an einen bloßen Freund geschrieben hätten; aber Graf Philipps Töchter waren einige Monate am französischen Hofe gewesen, und kannten den damaligen Modeton von Grund aus, welcher zwar den Damen erlaubte ihrer Neigung gegen ihre Ritter insgeheim freyen Lauf ohne Schranken zu lassen, aber ihnen dagegen ein sehr steifes Ceremoniel in Worten und Briefen gegen dieselben vorschrieb; nicht

ein-

einmal das Wort Liebe durfte von rechtswegen in denselben genennt werden, und die Schwestern, welche den ersten Theil dieser Sazung nicht aus der Acht ließen, waren so wenig geneigt den andern zu brechen, daß sie diesen Brief, als er geschrieben war, fast noch zu zärtlich fanden; bis endlich Anna, als die am wenigsten begünstigte, und also zärtlichste von beyden, den Schluß machte, er sollte bleiben wie er wäre. Auch ermangelte sie nicht, dem Boten, als sie ihn abfertigte, insgeheim ihre ganze Verbindung mit Leicestern zu entdecken, und ihm aufzutragen, er solle nichts sparen, den Grafen zur Ueberkunft zu bewegen, und ihm tausend Wunderdinge von ihrer wachsenden Schönheit und Liebe zu ihm, vorzusagen. Rollo reiste nach einer langen geheimen Audienz bey Hunbergen ab, und die Fräuleins, vornehmlich Anna, bereuten, sich so sehr in die Gewalt ihres Boten gegeben, ihm so viel von ihren heimlichen Angelegenheiten entdeckt zu haben; indessen hofften sie, die versprochene Belohnung, so gering, so ihrem Geiz angemessen sie auch war, würde ihn treu erhalten, und fiengen als sie dieses aus dem Sinne geschlagen hatten, allgemach an, an Anschlägen zu arbeiten, wie sie ihr gethanes Versprechen, wegen Walters Auslieferung an die Königin von England, listig genug erfüllen wollten.

Wunderbarer Weise mußte sich auch hier von ohngefähr alles nach ihrem Willen schicken, und sie ermangelten nicht, tausend gute Vorbedeutungen daraus herzuleiten, daß sich ihnen das Glück in dieser Sache durchaus so günstig erwies.

Walter fand es je länger je unmöglicher, sich von seinem Blondel zu trennen, überdas wuchs er heran, hatte den Kopf voll Heldenentwürfe, und sahe in der Einsamkeit von Montçon keine Möglichkeit, seinen Trieb nach großen Thaten zu befriedigen. Blondel trug durch seine Vorstellungen viel dazu bey, den Wunsch zu nähren, der in seinem Herzen keimte, und es ward unter den beyden Freunden bald richtig, daß Blondel nicht allein nach England reisen sollte.

Matilde, welche auch mit in ihren Rath gezogen wurde, hatte zwar viel dawider einzuwenden sich von Waltern zu trennen der ihrem Herzen so theuer war, ihm immer noch theurer wurde, aber endlich ward sie überstimmt, und sie trieb ihre Gefälligkeit so weit, sich zu Walters Vorsprecherin bey Hunbergen aufzuwerfen und ihr noch des nehmlichen Tages seine Bitte vorzutragen.

Nie ist wohl eine Bitte mit mehr Widerstand auf der einen Seite angenommen, und auf der andern mit mehrerm Eifer durchgesezt worden. Matilde, welche nichts was sie unternahm, halb

that, bat unwiderstehlich, die Fräuleins traten ihr mit vielem Eifer bey, Blondel machte Vorstellungen, Walter brauchte die Macht der zärtlichsten Liebkosungen, und ob Hunberga einwilligte, werden wir im folgenden Kapitel sehen.

Zwölftes Kapitel.

Die Einweihung.

Und unter was für einem Namen, sagte die durch das Bitten ihrer Kinder ermüdete Hunberga, unter was für einem Namen willst du Blondeln nach England begleiten? auch als Minstrel? oder als sein Page? — Die Gräfin von Flandern hatte die kleine Bosheit, um Waltern wegen des Ungestüms zu bestrafen, mit welchem er und die andern sie bestürmten, einen besondern Accent auf das lezte Wort zu legen, und Blondel, der durch dasselbe eben so beschämt ward als sein Freund, nahm an seiner Stelle das Wort, indem er den beleidigenden Theil von Hunbergens Rede, als nicht gehört vorbeygehen lies.

Gnädige Frau, sagte er, meinen Freund zu meinem Mitbruder in der fröhlichen Kunst, der

ich

ich mich geweiht habe, zu machen, war einer meiner liebsten Wünsche, aber — Nein, unterbrach ihn Walter mit etwas Unwillen in seiner Stimme, nein, Blondel! ich habe nichts wider deinen ehrenvollen Stand einzuwenden, aber noch ehrenvoller dünkt es mich, ein Held zu seyn, als Helden zu besingen, und ein Held will ich werden.

Ja so — erwiederte Hunberga, also unter dem Namen eines Helden willst du dich an König Heinrichs Hofe einführen lassen! Walter schwieg beschämt still, indessen Blondel an seiner Stelle antwortete. — Verzeihen sie, Gräfin, sagte er, was ihnen in meines Freundes Bitte unüberlegt vorkommt; er weis so gut als ich, daß man in seinem dreyzehnten Jahre noch nicht das seyn kann, was man vielleicht in seinem dreyßigsten erst werden muß, aber um einmal den Charakter eines Helden zu erlangen, wird er sich nicht weigern, anfangs an König Heinrichs Hofe Edelknabe, dann Schildknappe, und dann erst Ritter zu werden, und auf diese Art stufenweise zu der Größe hinauf zu steigen, nach welcher er strebt.

Hunberga sah eine lange Weile schweigend vor sich nieder, und ließ, wie einige gesehen haben wollen, ein paar Thränen fallen, endlich faßte sie Walters Hand, und zog ihn näher zu sich.

Komm

Komm her, mein Sohn, sagte sie, indem sie ihn in ihre Arme schloß. Ich weis es, daß ich dich nicht ewig bey mir behalten kann. Es ahndet mir, daß ich mich vielleicht bald von dir werde trennen müssen, auch mußt du wissen, sezte sie etwas leiser hinzu, um von den Fräuleins nicht verstanden zu werden, du mußt wissen, daß ich vielleicht eher als du daran gedacht habe, dich nach England zu schicken. Nur erwarte der Zeit. Auf den Nachrichten, die Rollo mir mitbringen wird, beruht alles, was ich in dieser Sache beschließen werde, Unmöglich, fuhr sie fort, und legte ihre bethränten Wangen dichter an die Seinigen, unmöglich war mir es dich ohne gehörige Vorsicht von mir zu lassen, dich so auf gerade wohl deinem Glück oder Unglück entgegen zu schicken. — Walter konnte die Liebkosungen der Gräfin, und ihre bedenklichen Worte fast mit nichts als mit Thränen beantworten. Der Wunsch in die Welt zu kommen, kämpfte in diesem Augenblicke in seinem Herzen mit dem Verlangen, sich nie von seiner Wohlthäterin zu trennen, und seine Seele war so von Dankbarkeit gegen sie durchdrungen, daß beynahe das Lezte in ihm die Oberhand behalten hätte. — Die beyden Schwestern sahen die Zärtlichkeit, mit welcher Hunberga ihren Liebling an ihre Brust drückte, diesesmal mit weniger Neid als sonst, weil sie

hoften, dieses Nebenbuhlers in ihrer Gunst, bald völlig los zu werden. Aber die heimlichen Worte, welche die Gräfin zu ihm sagte, erregten den höchsten Grad von Neugier in ihrer Seele, und sie hätten etwas darum gegeben, daß es ihnen nicht an Muth gefehlet hätte, sich der Sprechenden zu nähern, um wenigstens eins ihrer Worte zu erlauschen. Blondel betrachtete die ganze Scene, mit einem Gesicht voll freudiger Hofnung, daß alles nach Wunsche gehen würde, und Matilde schien ganz in schwermüthiges Nachdenken versunken zu seyn, weil sie, es erfolgte nun was da wollte, Waltern mogte nun entweder sein Lieblingswunsch versagt, oder er durch Erfüllung desselben von ihr getrennt werden, sich allemal unglücklich fühlte.

Jezt gieng die kleine Versammlung auseinander; Walter theilte seinen Freunden Hunbergens heimliche Worte mit, und bezeugte gegen sie, daß er nie wieder etwas davon erwähnen würde, Montçon zu verlassen, bis die Gräfin ihm selbst den Vortrag dazu thäte.

Auf diese Art vergiengen die Tage bis zu Blondels Ehrenfeste. Die Troubadurs aus der Provence hatten sich schon eingefunden, und man erwartete, um zur Einweihung des jungen Minstrels zu schreiten, nichts mehr als Rollos und

seiner

einer Gefährten Ankunft, welche den Abend vor dem angesezten ersten Tage des Fests erfolgte.

Wie er von Walter, Blondel und Matilden empfangen ward, welche ihm entgegen giengen, und zu denen sich diesmal auch Anna und Edita gesellten, ihre tausendfachen Freudensbezeugungen, und die mannigfaltigen Fragen, welche sie ihm in einem Athem vorlegten, alles dieses will ich mit Stillschweigen übergehen, und nur so viel sagen, daß die Pilgerin und die beyden Jünglinge, für nichts Augen hatten, als für ihren Lehrer, und dadurch Graf Philipps Töchter ihre sehr emsige Unterredung mit dem einen der englischen Minstrels welche Rollo begleiteten, desto leichter machten Wer dieser Minstrel war, werden meine Leser schon errathen, so wie ihnen auch das, was die Fräuleins mit ihm abhandelten, kein Räthsel seyn kann. Wir halten uns also nicht länger bey dieser Bewillkommungsscene auf, sondern begleiten den alten Rollo gleich in das Gemach der Gräfin von Flandern.

Er überließ es seinen Begleitern, Hunbergen der besondern Gnade des Königs von England zu versichern, und ihr sein Wohlgefallen darüber zu bezeugen, daß sie den rühmlichen Orden der Minstrels mit einem von ihr erzogenen Jünglinge bereichern wollte, und beobachtete indessen ein so tiefes und schwermüthiges Stillschweigen,

daß sich die Gräfin wenig Gutes daraus prophezeihte, und zugleich fürchtete und wünschte den Erfolg der geheimen Aufträge zu erfahren, die sie ihm nach England gegeben hatte. — Rollward, nachdem die Gräfin die andern mit so viel Höflichkeit und Gefälligkeit entlassen hatte, als ihr ihre geheime Angst zuließ, in ihr Kabinet gefodert, und hatte daselbst eine so lange Audienz, daß wir mit dem Leser muthmaßen, daß er ihr Dinge von der äussersten Wichtigkeit vorgetragen haben müsse. Daß diese Dinge eben nicht von der angenehmsten Art waren, zeigte sich des andern Tages in Hunbergens ganzem Betragen.

Einer Unpäßlichkeit wegen, oder vielmehr ihre Augen, denen man die Spuren einer durchweinten Nacht ansahe, nicht dem Urtheil der Fremden auszusetzen, war sie den ganzen Tag nicht sichtbar, und Matilde, welche mit ihr trauerte, ohne zu wissen um was, wich nicht von ihrer Seite.

Da dieser erste Tag des Fests, vornehmlich der Prüfung des jungen Minstrels geweiht war, so war ihre Abwesenheit desto weniger auffallend, und diejenigen, welche ihn zu den Geheimnissen ihrer Kunst einweihen sollten, waren zu sehr mit dem beschäftiget, was sie vor hatten, daß sie bey Hunbergens Unpäßlichkeit etwas anders hätten denken sollen, als — daß es eine Unpäßlichkeit

keit sey. Anna und Edita unterhielten sich mit dem Grafen von Leicester, den meine Leser unter dem Minstrelskleide wohl gekannt haben werden, dieser hatte, nachdem die Ursach seiner Ankunft, Walters Ueberbringung nach England völlig abgeredet war, etwas Langeweile bey seinen Damen, und Walter hatte deren noch vielmehr in seiner Einsamkeit; denn einsam war er: Rollo und Blondel waren nebst den andern mit ihren Angelegenheiten beschäftigt. Hunberga und Matilde waren nicht sichtbar, und er also seinem unruhigen zweifelhaften Nachsinnen ganz allein überlassen.

Was Rollo, von dessen Nachrichten, wie er wußte, sein Schicksal abhieng, für Neuigkeiten mitgebracht habe: ob Hunberga in seine Mitreise nach England willigen würde, und ob er sich den heissen Wunsch, seine Wohlthäterin zu verlassen, auch ohne Undankbarkeit verstatten dürfe, dieses waren Fragen, die er sich den ganzen Tag über auf so verschiedene Art auflößte, daß er endlich nicht mehr wußte, was er denken, wünschen oder glauben sollte, und froh war, als der Abend kam, und er sich seinem Blondel, der nun alle Proben glücklich überstanden hatte, in die Arme werfen könnte. Er dachte sein Herz vor ihm auszuschütten, aber dieser sonst so theilnehmende Freund, war diesesmal so voll von der

Ehre, den Kranz als Minstrel erhalten zu haben, daß er für nichts anders Sinn hatte, und soviel wir wissen, auch diese Nacht von nichts andern träumte.

Sobald der Morgen des andern Tages anbrach, fand sich Rollo an der Spitze der provenzalischen Troubadurs, und der englischen Minstrels ein, um Blondeln nach der Kirche zu führen, wohin ihn Hunberga, welche sich heute ein wenig gefaßt hatte, Matilde, die Fräuleins, und die ganze Hofstatt der Gräfin von Flandern begleitete. Nach angehörter Messe, stand Blondel auf, und erbat sich mit wenigen Worten von den Troubadurs und Minstrels, welche nebst Rollo von denen andern abgesondert saßen, die Ehre, in ihren Orden aufgenommen zu werden. Rollo fragte Hunbergen, welche jezt Blondels Mutter vorstellte, um ihre Einwilligung, und seine Beysitzer, ob der Jüngling, ihrer Meynung nach, dieser Ehre würdig sey, und als diese Fragen beyde bejaht wurden, so stand Rollo auf und schloß seinen Schüler in seine Arme. Seyd mir willkommen edler Jüngling, sagte er, seyd mir willkommen in dem Orden der Tugend und der Freude, legt diese gemeinen Kleider ab, welche jezt nur noch den einigen Unterschied zwischen uns und euch ausmachen, und nehmt das Gewand der alten Barden von unsern Händen an. Einfach und

edel

edel sey euer ganzes Betragen, so wie der Rock, den wir euch anlegen. Ungekünstelt und leer von eitelm Schmuck sey eure Rede, so wie dieses Gewand, das nicht durch Gold und Juwelen das Auge des Pöbels reizet. Frey und offen sey euer Herz; es ist edel, und ihr dürft euch nicht schämen, es zu zeigen. Verhüllt die Wahrheit nie in Schmeicheley, so wie ich euch gebiete, von nun an eure Brust unbedeckt zu tragen. Singt das Lob der Tugend, aber beschütze sie auch, und gebraucht, wo die Zauber der Harmonie nicht hinlänglich sind, Haß und Groll zu besänftigen, und der gerechten Sache den Ausschlag zu geben, dieses Schwerd; mein Uranherr Talisser trug es einst, meine Väter und ich selbst brauchten es in einigen Fällen nicht ohne Ruhm, und ich hoffe, ihr werdet, da mein Alter mich es nicht mehr führen läßt, den hohen Namen, den es führt, nicht beschimpfen. Während dieser Rede, hatte Rollo dem Jünglinge anstatt seiner gewöhnlichen Kleider, die er auf seinem Befehl ablegte, ein langes weises seidnes Gewand angelegt, welches er mit einem grünen Gürtel, an dem ein kurzes breites Schwerd hieng, umgürtete. Blondel ließ sich hierauf vor seinen Lehrer auf die Knie nieder, und dieser beraubte ihn eines Theils seiner schönen Haare, die er ihm in Form eines kleinen Kranzes abschnitt, und Matilden zum

Andenken übergab, welche nach der Weise der damaligen Zeiten, bey der ganzen Feyerlichkeit als Blondels Gefährtin, ihm zur Seite gestanden hatte.

Nachdem auch diese Ceremonie geendigt, und dem neuen Minstrel eine Art von Eid über die Pflichten seines Standes abgenommen worden war, führte Rollo ihn, den die Minstrels und Troubadurs als ihren Mitbruder zwischen sich nahmen, vor den Altar, um von den Händen des Bischofs von Aix, der nebst den Troubadurs nach Montçon gekommen war, den Segen zu empfangen.

Der Abt von Clairvaux hatte diesen Theil der Feyerlichkeit eigentlich übernehmen sollen, aber wir wissen schon, daß er sich weigerte, bey Blondels Ehrenfeste zu erscheinen. Auch waren seine Meynungen in dem ganzen Bezirk so durchgängig angenommen, und die Minstrels allen Aebten und Bischöfen dieser Gegend so verhaßt, daß kein vornehmer Geistlicher sich fand, der Sankt Bernhards Stelle vertreten wollte, so daß sich die Gräfin von Flandern, nach der Provence, wo man aufgeklärter dachte, wenden, und den Bischof von Aix um die Einsegnung ihres Pflegesohns bitten mußte. Dieser war so ganz anders gesinnt als Sankt Bernhard, daß er den Jüngling, als er ihn eingesegnet hatte,

mit einer väterlichen Umarmung beehrte, und ihn erst nach einigen Lobsprüchen und Glückwünschen, mit den bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Worten entließ: Gehet hin, mein Sohn, und opfert Gott die Erstlinge eures Ordens.

Auf diesen Befehl verließ Blondel den Altar, und nahm einen Platz mitten im Kreise der Versammlung ein. Matilde reichte ihm die Harfe, und er begann eine Hymne, von welcher wir wünschten, daß sie bis auf unsere Zeiten behalten worden wäre. Sie war der Triumph der Ton- und Dichtkunst, ein Lied, das die kaum athmenden Zuhörer im Geist in die Chöre der Seligen versezte, und sie den Sänger, der in seiner jugendlichen Schönheit ohnedem mehr einem Engel als einem Menschen glich, für einen der himmlischen Harfenspieler am Thron des Ewigen halten ließ. —

Blondel hatte sein erhabnes Lied schon längst geendigt, und die tiefe Stille, welche noch überall herrschte, zeigte, daß die Versammlung noch dem lezten Nachhall der Harmonie nachspürte, oder sich fürchtete, die Vorstellung von dem, was sie gehört hatte, zu bald zu verlieren, bis endlich Matilde, welche alle ihre Kräfte angestrengt hatte ihre Fassung zu behalten, hervortrat, und dem Sänger einen Kranz von Lorbeerzweigen und Rosen aufsezte. Sie wollte ihn

mit denen einer Dame bey dieser Gelegenheit vorgeschriebenen Worten begleiten, aber sie vermogte es nicht, und faßte ihren Freund stillschweigend bey der Hand, um ihn zu Hunbergen zu führen.

Kniend dankte er der Gräfin für alles, was sie von jeher an ihm that, und empfieng aus ihrer Hand die erste Gabe als Minstrel, eine golde Kette mit einem Kreuz und Matildens Brustbild.

Dreyzehntes Kapitel.

Walters Bitte wird verwilligt.

Zwey Theile von Blondels Ehrenfeste, die Prüfung und die Einweihung waren nun vorbey, der dritte und angenehmste, die festliche Fröhlichkeit, war nun noch übrig, welche noch diesen und den folgenden Tag dauern sollte, und die man nicht aus der Acht zu lassen gesonnen war.

Man verließ die Kirche, und begab sich ins Schloß zurück. Man sezte sich zur Tafel, und diese war diesesmal so verschwenderisch besezt, die Gesellschaft so zahlreich, und Hunbergens Hofstatt so glänzend, daß einige, welche Montgou

vor

vor diesem gesehen hatten, in die ehemaligen Zeiten zurück versezt zu seyn glaubten.

Hunberga selbst beschäftigte sich mit den Erinnerungen der Vorzeit, und ob das Andenken verlorner Freuden, verbunden mit dem gegenwärtigen Kummer, der ihr Herz beschwerte, ihr ganz die heitere Miene lassen konnten, die sie zu erkünsteln bemüht war, das gebe ich meinen Lesern zu bedenken. Doch gelang es ihr um so viel eher ihre fröhlichen Gäste zu täuschen, da fast ein jeder derselben seine eignen Gedanken hatte, welche ihm für nichts anders Sinn und Augen ließen. Der Bischof von Aix unterhielt sich mit Rollo von den Vorurtheilen seiner Zeit, die ungeachtet der wachsenden Aufklärung, davon man damals so wie jezt überall sprach, immer noch die Oberhand behielten. Blondel war trunken von der Ehre seines neuen Standes, und weidete sich an den Gesprächen der fünf Aeltesten von den englischen Minstrels. Annens und Editens Blicke hiengen an den Augen des verkleideten Grafen von Leicester, und die Seinigen verloren sich in dem Anschauen Matildens, die er diesen Tag zuerst recht gesehen hatte. Die Troubadurs schienen gleichfalls für nichts Gefühl zu haben, als für sie, und verglichen sie mit leisem Flüstern, bald mit König Alphonsus Gemahlin, bald mit Angwesinen, bald mit Barboßen,

wol-

welches zwar alles sehr berühmte und angebetete Schönen des arragonischen Hofes waren, die doch aber, in der Vergleichung mit Matilden, alle zu kurz kamen.

Die Pilgerin, denn auch heute hatte sie ihre einfache Tracht nicht abgelegt, schien von alle dem nichts zu merken; sie wußte zu wenig von ihren eigenen Reizen, als daß sie hätte glauben sollen, durch dieselben jemands besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und sie war, wo sie dieselbe gewahr ward, oft bescheiden genug, eher Tadel als Beyfall zu vermuthen; eine Demuth, die ihre Schönheit vollends ganz unwiderstehlich machte. Gegenwärtig bemühte sie sich ihren Beysitzer Walter zu unterhalten, welches ihr aber diesesmal sehr schlecht glückte. Er, der sonst ein jedes von Matildens Worten wie einen Götterspruch aufzufassen pflegte, hörte diesesmal kaum, was sie ihm sagte. Seine Gedanken waren jezt mit andern Dingen beschäftiget. Er war der Einzige, der die gezwungene Heiterkeit der Gräfin von Flandern bemerkte. Er erwartete mit Sehnsucht die Gewährung seiner lezten Bitte aus ihrem Munde, und ahndete aus ihren Blicken wenig Gutes für seine Wünsche. Aber sein Kummer ward vorjezt gehoben, als Hunberga nach aufgehobner Tafel, sich zu dem ältesten ihrer englischen Gäste wandte, und ihm mit sehr

ver-

verbindlichen Worten zu verstehen gab, daß Blondel nicht der einzige sey, den sie gesonnen wäre an König Heinrichs Hof zu schicken, sondern daß sie sich entschlossen habe, auch Waltern diese Reise thun zu lassen. Nicht als Minstrel, sezte sie hinzu, denn er scheint mir weder Lust noch hinlängliche Talente zu eurem ehrenvollen Stande zu haben, aber er wächst heran; die Einsamkeit zu Montçon schickt sich für sein Alter nicht mehr und er muß nunmehr die Welt sehen. Ich bin daher entschlossen, mir von eurem großen Könige die Gnade auszubitten, daß er ihn unter die edeln Jünglinge aufnehme, welche zunächst um seine geheiligte Person sind und ihm, wenn er es verdient und sich dem männlichen Alter etwas mehr naht, den Ritterorden beylege; eine Ehre, die er selbst mit Inbrunst wünscht, und deren er auch, wie mich dünkt, weder seinem Stande, noch seinen guten Anlagen nach, unwürdig ist.

Unmöglich ists, die Freude zu schildern, die Walters Wangen bey dieser Rede mit dem schönsten Purpur färbte. Er lag schon lange zu Hunbergens Füssen, ehe sie ihre Worte noch völlig zu Ende gebracht hatte. Fast ward die Gräfin durch die ungestüme Freude des Jünglings beleidigt, und ein Verweis, daß er sie so gern verlassen wollte, schwebte bereits auf ihrer Zunge, aber sie erwog den unwiderstehlichen Trieb, der

ei-

einen jeden zu seiner Bestimmung hinreißt, und verzieh ihm.

Es ist keine Frage, ob die Minstrels in Hunbergens Verlangen willigten. Die Gräfin versprach Walrern öffentlich, ihnen noch besondere Empfehlungsschreiben für ihn an den englischen Hof mitzugeben, und alles ward durch die Entwickelung dieser zweifelhaften Sache in unbeschreibliche Freude gesezt. Walter und Blondel, entzückt, daß sie sich nicht trennen durften, schlossen sich fester in die Arme. Graf Philipps Töchter warfen ihrem verkleideten Liebhaber triumphirende Blicke zu, welche ihnen mit einem ziemlich freundlichen Lächeln erwiedert wurden, und die Andern nahmen auch, ein jedes nach seiner Art, an der allgemeinen Freude Theil. Nur Matilde trauerte. Sie vermogte den Gedanken von Walters baldigen Verlust nicht zu ertragen, und entfernte sich, so bald es der Wohlstand erlaubte, um in der Einsamkeit ihren schwermüthigen Gedanken nachzuhängen. Niemand war ihre Entfernung lieber als den Fräuleins, welchen Leicesters Aufmerksamkeit auf die Pilgerin nicht entgangen war, und die seine Blicke mit niemand zu theilen Lust hatten.

Hunberga sehnte sich herzlich nach der Einsamkeit, und brannte vor Verlangen, ihren Kummer in Matildens Schoos auszuschütten; aber nach

reif-

reiflicher Ueberlegung, hielt sie es für besser, ihr von den Anschlägen, welche ihr im Sinne lagen, und von dem, was ihr am Herzen nagte, nicht eher etwas zu entdecken, bis alles auf den Punkt gekommen wäre, den sie sich vorgesezt hatte.

Der künftige Tag sollte, wie schon erwähnt worden ist, noch der gesellschaftlichen Freude gewidmet seyn, und an dem darauf kommenden, sollte also erst der traurige Abschied der Söhne von ihrer Mutter, der Freunde von ihrer Freundin erfolgen. Auf diese Art hätte die Gräfin noch Zeit genug gehabt, die nöthigen Empfehlungsschreiben für Waltern abzufassen, aber sie hatte ihre Ursachen, warum sie dieselben unverzüglich ausfertigte, und sie durch den, den sie betrafen, in öffentlicher Versammlung den Ministrels einrichten ließ.

Walter schwamm in einem Meer von Freuden, und doch zog die laute Fröhlichkeit, welche jezt rund um ihn her zu Montçon herrschte, weit weniger seine Aufmerksamkeit an sich, als die Zubereitungen zu seiner Reise die er mit solcher Emsigkeit veranstaltete, als hätte er noch in der nehmlichen Stunde Montçon zu verlassen. Er hatte seine Ursachen so zu eilen, denn er war gesonnen, den künftigen Tag, den lezten am Orte seiner Erziehung, ganz den Danksagungen bey Hunbergen, und dem Abschiede von ihr

und

und Matilden zu weihen. Auch nahm er sich vor, am morgenden Tage noch alle Orte mit ihr zu besuchen, die ihm wegen dieser oder jener Ursache in um Montçon merkwürdig waren.

Diese Wanderung sollte am Ende des Tages mit einer Wallfahrt zur Asche des Tempelherrn beschlossen werden; Blondel sollte zu seiner Harfe noch ein Lied zur Ruhe der Seele des frommen Andreas, und eins zum Andenken ihrer Freundschaft mit Matilden daselbst singen, und dann sollte der lezte Abschied von der Freundin ihrer Jugend, und das Gelübde ewiger unverbrüchlicher Treue erfolgen; denn des darauf folgenden Tages sollte die Reise mit Anfang der Sonne vor sich gehen.

Ob Walters Plane ausgeführt wurden, oder ob sie das Schiksal der meisten menschlichen Entwürfe hatten, werden wir im nächsten Abschnitte erfahren.

Vierzehntes Kapitel.

Räthsel werden aufgelöst, und neue Räthsel entstehen.

Ermüdet von den abwechselnden Gemüthsbewegungen, die er den Tag über erfahren, und von

den

den kleinen Geschäften, die seine Abreise verursachte, lag unser Walter im tiefen Mitternachtsschlafe, und sein Schutzgeist — wovon wir aber nichts zuverläßiges haben erfahren können, — flüsterte ihm vielleicht weissagende Träume von seinem künftigen Schikſale zu, als er auf einmal von einer Hand ergriffen, und mit leisen Worten geweckt ward. Er schlug die Augen auf und ward den alten Paul gewahr, den meine Leser schon dem Namen nach kennen, und der ihm im Namen der Gräfin von Flandern befahl, sich so geschwind als möglich, völlig anzukleiden, und zu ihr zu kommen.

Daß Walter durch eine so ungewöhnliche Botschaft zu so ungewöhnlicher Zeit auf vielerley unangenehme Muthmäßungen gerieth, und sie durch tausend ängstliche Fragen äusserte, läßt sich errathen; sie wurden ihm alle zu seiner Beruhigung beantwortet, und er immer nur zur Eil ermahnt.

— Die Art wie Hunbergens Bote ihn aus seinem Zimmer in das Kabinet der Gräfin führte, hatte eben so viel geheimnißvolles und räthselhaftes für ihn, als seine anfängliche Erweckung, und er trat in einer Bestürzung vor seine Pflegemutter, welche durch ihr Ansehn, und die Art, mit der sie ihn empfieng, noch vermehrt wurde. Ihre Augen waren vom Weinen geschwollen; sie

drückte ihn an ihre Brust, wollte reden, und verstummte. Wir müssen uns trennen, mein Sohn, sagte sie endlich mit gebrochenen Worten, und mir ahndet, daß ich dich nie, wenigstens in langer Zeit, nicht wiedersehen werde. Nicht wiedersehen? wiederholte Walter, der Hunbergens Schmerz auf seine bevorstehende Reise nach England zog. Nicht wiedersehn? Ist denn der Weg von England nach Flandern so weit, daß Walter ihn nicht mehr als einmal des Jahres sollte machen können, um sich seiner Mutter, seiner Wohlthäterin, zu Füßen zu werfen? — England? versezte Hunberga, — Armes Kind, willst du deinem Tode entgegen gehen? Willst du dich freywillig deinen Feinden in die Hände geben? — Ich nicht nach England? rief der Jüngling im Tone der äussersten Bestürzung, Mein Tod, Meine Feinde? Was ist das? — Nein, sprach die Gräfin, nimmermehr sollen sie die Freude haben, daß ich ihnen das mir so heilig anvertraute Pfand der Freundschaft Preis gebe! — —

Daß diese räthselhafte Rede neue Fragen von Walters Seite nach sich zog, und daß diese eine lange Zeit von Hunbergen mit noch dunklern Antworten, oder vielmehr nur Ausrufungen erwiedert wurden, will ich nur kürzlich erwähnen, weil diese Umschweife zu nichts dienen würden, als meine Leser zu lange von der wenigen Aufklä-

klärung der Sache abzuhalten, die ich ihnen jezt geben kann. — —

Endlich erhohlte sich Hunberga. Verzeih mir, mein Sohn, sagte sie, ich glaubte so gut zu demjenigen gefaßt zu seyn, was ich dir zu sagen habe, und habe mich doch von meiner Empfindung hinreissen lassen. — Ich denke nun mit mehrerer Ruhe dir alles sagen zu können, was du wissen mußt. — Aber, liebe Mutter, unterbrach sie Walter mit bittender Stimme, die Reise nach England? — Sey ruhig, mein Kind, versezte sie, wenn du nach dem, was ich dir mit wenig Worten sagen will, auf dieser unseeligen Reise bestehst, die ich dir nur zum Schein bewilligte, so will ich dich nicht zurückhalten. —

Walter schwieg, und dachte, was jeder Jüngling an seiner Stelle gedacht haben würde, daß er unmöglich etwas würde vernehmen können, das seinen felsenfesten Entschluß, Blondeln nach England zu folgen, zu erschüttern vermögend wäre.

Daß ich nicht deine Mutter bin, fieng Hunberga nach einem kurzen Bedenken an; hast du schon früher als ich es wünschte, von Blondeln erfahren. Sie, die das Glück hatte, dich Sohn zu nennen, war mir an Stande wenigstens gleich, und das Glück hatte sie zu einem noch höhern bestimmt, den — ach Gott, — den sie nie errei-

chen sollte. Ihre Liebe zu deinem Vater, oder vielmehr die Seinige für sie, erweckte ihr mächtige und grausame Feinde. Dein Vater war zu schwach oder zu furchtsam, sie zu schützen; er konnte es nicht wehren, daß ihr einer von ihren Söhnen aus den Armen gerissen wurde. Damit du nicht ein gleiches Schicksal erfahren mögtest, wurdest du meinen Händen anvertraut. Glücklich fühlten sich deine Eltern, durch die Nachrichten von deinem Wachsthum im Guten, die ich ihnen bis jezt mit so vielem Rechte geben konnte, und sie, vornehmlich deine Mutter, sahen schon mit Ungeduld dem Zeitpunkte entgegen, der dich wieder in ihre Arme liefern sollte. Er erschien. Rollo ward von mir, weniger um Blondels, als um deinetwillen, nach England geschickt. Mit deiner Mutter die eigentliche Zeit deiner Ueberkunft, und die geheimste und sicherste Art derselben abzureden, war sein vornehmster Auftrag. Er kam zurück, und was er mir mitbrachte, war die Post von deiner unvergleichlichen Mutter. — Gott! kaum kann ichs aussprechen — ach! von ihrer grausamen, grausamen Ermordung! —

O Walter, fuhr Hunberga fort, indem sie aufstand und beyde Hände auf die Schultern des vor ihr stehenden Jünglings legte, wenn je deine Hand ein Schwerd führen lernt, wenn ein Funken von dem Geiste deines Vaters in deiner Seele

glimmt,

glimmt, so räche, räche meine Freundin an ihrer unmenschlichen Mörderin!

Eine lange nur durch die Stimme der Thränen unterbrochene Pause folgte diesen Worten. Die Gräfin verbarg ihr Gesicht an dem Halse ihres unglücklichen Pflegesohns, und konnte sich nach langer Zeit erst gnugsam erholen, um ihre Rede folgendermassen zu vollführen.

Urtheile nun selbst, mein Kind, sagte sie, ob dich die Reise in das Land deiner Feinde nicht ins Verderben stürzen würde? Deine Mutter ist todt. Viele Brüder hast du, ob aber ein einziger ein brüderliches Herz gegen dich tragen würde, ob du auch noch einen Vater hast, oder ob dieser Vater klug und vorsichtig genug seyn würde, dich für den Anschlägen deiner Verfolger zu schützen, das weis ich nicht. Deinen Aufenthalt haben sie bereits ausgespäht; einer von ihnen ist in verstellter Kleidung zu Montçon um dich mir zu entführen; verschiedene meiner Hausgenossen, meiner nächsten Verwandten, stehen im heimlichen Verständnisse mit ihm. Dein Entschluß nach England zu gehn, ist ihnen die gewünschteste Freude. Willst du dich ihnen in die Hände liefern, und von ihnen den Tod oder ewige Einsperrung in einem Kloster gewärtig seyn? — Ich habe um sie zu täuschen, mich so gegen sie bezeugt, wie du gestern gesehen hast; aber ich ge-

be dich ihnen nicht Preis. Geh, mein Sohn, folge dem, den ich dir hier zum Führer gebe, und vergiß nie die, die dich jezt vielleicht zum leztenmal umarmt.

Mit diesen Worten drückte Huuberga den weinenden Jüngling an ihr Herz, und winkte dem Bedienten, ihn mit Gewalt fortzuführen, wenn er sich weigerte zu folgen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ueber die Fräuleins schlagen alle Wetter der Trübsal zusammen.

Hunberga, die um sich und Waltern zu schonen, und noch vielmehr, um keine Zeit zu verlieren, sich so schnell als möglich von ihm losgerissen hatte, sahe aus dem Fenster der stillen Abreise ihres Pflegesohns und seines Begleiters zu, und legte sich dann zur Ruhe.

Die Freude, ihren liebsten Schatz geborgen zu haben, verdrängte ein wenig den Gram über den Tod ihrer Freundin, und verschafte ihr für den übrigen Theil der Nacht einen so sanften Schlaf, daß sie des andern Tages mit einer völlig so heitern Miene erscheinen konnte, als sie zu ihrer Absicht nöthig hatte. Sie

Sie wohnte mit ihrer ganzen Hofstatt dem Frühgottesdienste bey, und bezeigte große Verwunderung, Waltern nicht bey demselben zu sehen. Blondel und Matilde nahmen seine Entschuldigung auf sich, und erwähnten des Vorsatzes, den er des vorigen Tages geäussert hätte, sich noch einmal in der ganzen Gegend von Montçon umzusehen, ehe er diesen geliebten Ort verließ; daß sie beyde an dieser Wallfahrt hatten Theil nehmen sollen, verschwiegen sie, um der Gräfin keine Gedanken zu machen. Aber Hunberga nahm Walters Abwesenheit ohne genommenen Urlaub, und seine irreligiöse Versäumniß der Messe etwas übel auf, und wollte nichts von seiner Entschuldigung hören. Sieht er sich vielleicht, sagte sie mit einer Empfindlichkeit, welche Blondeln und Matilden in der Seele kränkten, sieht er sich vielleicht als einen Diener des Königs von England an, und glaubt mir keinen weitern Gehorsam schuldig zu seyn? — Die Minstrels hielten es für Pflicht sich dessen anzunehmen, den sie als ihres Königs Eigenthum betrachteten. Aber Hunberga schwieg mit einer verdrüßlichen Art, und es ward nicht weiter von der Sache gesprochen.

Bey der Mittagstafel erschien Matilde ganz in Thränen, und Blondel in einer solchen Bestürzung, welche der allgemeinen Aufmerksamkeit

so wenig als Walters leergelaßne Stelle entgehen konnte. Hunberga fragte, und Blondel und Matilde klagten, wie ihr Freund nirgend zu finden sey. — Die Gräfin von Flandern erschrack, doch tröstete sie Walters Freunde, und gab Befehl, daß der Jüngling überall aufgesucht werden sollte. Der Graf von Leicester und seine Damen wurden unruhig, und ein allgemeiner Aufstand bezeugte, daß niemand gleichgültig bey Walters Verlust seyn könne.

Leicester und seine Gesellinnen waren mit von den eifrigsten Nachsuchern des Verlohrnen, und Blondel nebst Matilden matteten sich so ab, und stellten sich so schreckliche Dinge von ihrem verschwundenen Freunde vor, daß Hunberga Mitleiden mit ihnen hatte, aber aus weisen Ursachen, und um die Täuschung bey Walters Feinden desto sicherer zu machen, hielt sie es nicht für gut, sie zu zeitig zu trösten.

Was für Möglichkeiten, was für Muthmassungen, wurden nicht zum Vorschein gebracht, als des Abends jedermann unverrichteter Sache nach Montzon zurück kam! Man bemühte sich aus allen Kräften die Gräfin zu trösten, welche ganz in Verzweiflung war, und jedermann wegen dessen, was sie litte, im Verdacht zu haben, jedermann wegen Walters Verlust zu beschuldigen schien. Sie durfte, um die Rolle einer

ner Betrübten so meisterhaft zu spielen, als sie that, nichts weiter thun, als dem Kummer, der ihr Herz verzehrte, freyen Lauf zu lassen. Jedermann wurde getäuscht, und selbst Leicester und die Fräuleins wagten keine Muthmassung, daß die Gräfin etwas von Walters Entweichung wisse. — Er war fort; aber die Art, wie? und die Ursach, warum? das war ein unergründliches Geheimniß.

So viel Mitleiden auch Hunberga mit Matildens Kummer hatte, und so sehr sie sich auch auf ihre oft geprüfte Klugheit und Verschwiegenheit verlassen konnte, so traute sie ihrer kunstlosen Einfalt doch nicht, daß sie, wenn sie von Walters Leben und Sicherheit überzeugt wäre, ganz die tiefe Betrübniß würde nachahmen können, welche nöthig war, um die Widersacher des Flüchlings irre zu führen. Sie nahm sich deswegen vor, die arme traurende bis nach der Abreise der englischen Minstrels nur mit zweifelhaftem Troste aufzurichten, und ihr alsdenn erst das ganze Geheimniß zu entdecken. Aber diese guten Herren hatten noch keine Lust, so bald abzureisen. Unter dem Vorwande, der Gräfin zu Liebe noch einige Tage zu warten, ob sich der Verlohrne nicht wiederfänd, bewegte sie Graf Leicester zum Aufschub ihrer Reise, und ließ es in dieser Zeit an keinen Nachforschungen

fehlen, was es eigentlich mit Walters Verschwindung für eine Bewandniß habe. Er war schlau genug zu muthmaßen, daß vielleicht die Anschläge, die man auf den jungen Menschen machte, verrathen, und von der listigen Hunberga auf diese Art hintertrieben worden wären. Daß die Fräuleins durch irgend eine Unbesonnenheit dieses veranlaßt hätten, davon war er in seinem Herzen überzeugt, und gebrauchte sich das zum Vorwande, daß er den lieben Damen noch weit weniger freundliche Gesichter als sonst sehen ließ, und sich ihrer lästigen Gesellschaft nach Möglichkeit entschlug.

Zu sehr von ihren Reitzen und der vorgeblichen Liebe des Grafen eingenommen, machten sie sich hierüber keine große Sorge, sondern überzeugten sich fest, daß sein Versprechen, wenn er durch ihre Vermittelung Waltern in seine Hände bekäm, auch sie mit nach England zu nehmen, wozu er sich endlich verstanden hatte, noch fest und unverbrüchlich wäre, ob sie gleich die vorgeschriebene Bedingung nicht erfüllen konnten. — Sie machten sich also in aller Stille zur Mitreise fertig, und beklagten nichts mehr, als daß sie so genau beobachtet wurden, und keinen Augenblick Zeit finden konnten, um mit dem Grafen, der sie überall vermied, die nöthige Abrede zu nehmen.

Den Minstrels wurde endlich zu Montçon die

Zeit

Zeit lang. Die Troubadurs nebst dem Bischof von Aix waren längst abgereist, und Rollo gab den Engländern zu verstehen, wie sehr er und sein Schüler sich sehnten, die vorhabende Reise anzutreten. Niemand von ihnen hatte etwas dawider einzuwenden als der verstellte Leicester. Er war so unvorsichtig, sich in Rollos Gegenwart einiger Worte verlauten zu lassen, daß er Walters Flucht für eine abgeredete Sache hielt, welches aber Rollo ganz auf die ihm zukommende Art ahndete. So gut er auch wußte, wer er war, so stellte er sich doch, ihn nicht zu kennen, um ihm ganz mit der Verachtung begegnen zu können, die er verdiente.

Ich weis nicht, sagte er, indem er sich zu den Engländern wendete, ich weis nicht, was ihr diesem Menschen, der wie mich dünkt, der Jüngste und Geringste unter euch allen ist, für Freyheit verstattet, in einer Sache, die ihn nichts angeht, entscheiden zu wollen. Und ihr, junger Herr, fuhr er fort, indem er den Grafen mit einem verächtlichen Blicke ansahe, was geht euch Walter an? oder wie kann es euch einfallen, die Gräfin von Flandern würde heute ihrem Pflegsohne die Erlaubniß erbitten, mit euch nach England zu reisen, und euch nebst euren Gefährten Empfehlungsschreiben in Menge an eures Königs Hof mit geben, und ihn des andern Tages selbst auf die Seite schaffen, um seine Abreise zu verhindern?

dern? — Das sind ja wunderliche und ganz widersprechende Gedanken, die nirgends als in einem ganz hirnlosen Kopfe entstehen können.

Die ältern Minstrels, die die Wahrheit dieser Worte wohl einsahen, winkten dem Grafen, der sich schon zu einer Antwort fertig machte, welche ihn noch mehr verrathen haben würde. Sie wußten nichts um die Anschläge auf Waltern. Sie glaubten, Leicester hätte sich um Liebe willen in seiner Verkleidung zu Montgon eingefunden, denn so hatte er sie es überredet, als er sich in ihre Gesellschaft eindrängte, und sie hätten es ungern gesehen, wenn er entdeckt, und sie als Vertraute einer geheimen Liebesintrigue wären erkannt worden, welche sie sich übrigens, als Freunde und Sänger der Minne, zu begünstigen kein Bedenken machten.

Der Graf zwang sich zu schweigen, und die Abreise ward, er mogte nun wollen oder nicht, auf den nächsten Morgen festgesezt. — Die Fräuleins erfuhren nichts von diesem Entschluß, erfuhren nichts von dem Abschiede, den Blondel und seine Begleiter von Hunbergen genommen hatten. Die Sache gieng eilig zu, und weder Blondel, noch Rollo, noch der Graf fühlten einen Beruf, sich mit Graf Philipps Töchtern zu letzen, welche diesen Tag wegen häufiger Geschäfte zu ihrer vermeynten Reise nach England auf ihrem Zim-

mer

mer geblieben waren, und also die öffentliche Entlassung der Minstrels nicht mit abgewartet hatten.

Man stelle sich ihr Erstaunen vor, als sie des andern Morgens die Sache inne wurden, und nur noch einige für sie zurückgelassene flüchtige Abschiedskomplimente von den Abgereisten erhielten. Nun sahen sie, daß der geliebte Leicester es über sein Herz hatte bringen können, seine Damen sitzen zu lassen. Doch nein, dieses konnten sie sich nicht vorstellen; ihren Gedanken nach war er zur Abreise gezwungen worden, und sie harrten von einer Stunde zur andern auf Nachricht oder wohl gar auf einen Bevollmächtigten von ihm, welcher den Auftrag haben würde, sie nachzuholen. — Himmel, haben wohl jemals Liebhaberinnen einen stärkern Glauben an die Treue ihres Ritters gehabt als diese!

Anstatt dessen, was sie hofften, stellte sich eine von Hunbergens Kammerfrauen ein, welche sie einlud, sogleich zu ihrer Gebieterin zu kommen. — Mit ihrer gewöhnlichen Zuvorkommlichkeit stellten sie sich ein, und ahndeten nichts von dem, was ihnen bevorstand. Aber wie erstaunten sie über die Art, mit welcher sie von ihrer Großmutter empfangen wurden! —

So, Fräuleins, sagte sie, nachdem sie selbe eine Weile voll verbissenen Zorns angesehen hatte, das ist also der Lohn für die Aufnahme, die ich den

Töch-

Töchtern meines Feindes, des Mörders meines Bruders, bey mir finden ließ, daß ihr euch mit denen, die ich hasse, in ein heimliches Verständniß einlasset, und mir meine Lieblingskinder aus den Armen zu reißen sucht? —

Was für ein heimliches Verständniß? fragte Edita, indem sie sich hoch aufrichtete. — Wer war denn der junge Minstrel, fuhr Hunberga fort, mit welchem ihr und eure Schwester euch so gern unterhieltet? Wars nicht der boshafte Leicester, der von seiner verruchten Königin Befehl hatte, auch meinen Walter aufzuopfern, so wie ihre Wuth seine Mutter aufgeopfert hat? — Die Fräuleins wurden bestürzt, doch ermannte sich Edita, die Frechste unter ihnen, und versicherte, daß sie von nichts wisse. Graf Leicesters Anwesenheit könnten sie nicht leugnen, aber sie glaubte wohl, daß ein Herr, wie er, durch angenehmere Angelegenheiten, als die Absicht einem armen Findling nachzuspüren, nach Montçon gezogen worden seyn müsse.

Der Findling soll euch für diesmal geschenkt seyn, erwiederte die Gräfin. Aber sagt mir doch, meine schönen Damen, was dies für angenehme Angelegenheit seyn mögen, welche meinem Schlosse die Ehre verschaft haben, so einen Herrn, wie Graf Leicester, in seinen Mauern zu sehen? — Doch nicht der Glanz eurer schönen Augen? — Anna

und

und Edita brüsteten sich, und sahen einander mit glühenden Wangen an. — Ja ja, fuhr Hunberga fort; habe ich es doch gedacht! die schönen Auftrage, die ihr eurem Boten an euren Liebhaber gabt, beweisen es ja zur Gnüge; und der allerliebste Liebesbrief, in welchem meines Walters so gütig gedacht wird! — Mit diesen Worten zog Hunberga ein Blatt hervor, und fieng an zu lesen: „Tapfrer und berühmter Ritter.“

Das war zu viel für die Fräuleins. Sie wollten das Zimmer verlassen, aber Hunberga gab ihrer Kammerfrau einen Wink, sie zurück zu halten. Sie waren also genöthigt, ihr zärtliches Sendschreiben an den Grafen, mit allen von der Leserin eingestreuten Noten bis zu Ende anzuhören, und dann erst ihre Entlassung zu erhalten.

Geht, ihr Niederträchtigen, sagte Hunberga, indem sie den Brief zerriß, und mit Füssen trat, geht in euer Zimmer, welches ihr morgen mit dem Kloster vertauschen sollt. Mit dem Kloster? sagte Edita, indem sie sich umdrehte und höhnisch lachte, dafür soll uns, hoffe ich, Graf Leicesters Liebe bewahren.

Führt sie fort, Agnes, sagte Hunberga zu ihrer Kammerfrau, indem sie ihren schönen Enkelinnen den Rücken kehrte, führt sie fort, und laßt mich nichts mehr von diesen Verworfenen hören. — Morgen mit anbrechendem Tage ins Kloster.

So gut die lieben Fräuleins sich auch gefaßt hatten, um ihrer beleidigten Wohlthäterin nicht die Freude zu machen, von ihren Verweisen beschämt, oder gerührt zu scheinen, so kamen sie doch ganz ausser sich auf ihr Zimmer. Die lang verhaltenen Thränen der Bosheit, strömten nunmehr unaufhaltsam aus ihren Augen, und als diese vertrocknet waren, machten sie gegenseitigen Fragen, Vorwürfen, Klagen und Berathschlagungen Plaz, die endlich alle darauf hinaus liefen, man müsse den morgenden Tag und die Erfüllung von Hunbergens drohenden Worten nicht erwarten; sondern sich zur Stunde aufmachen, um dem geliebten Grafen, der noch nicht gar weit seyn könne, zu folgen, und ihn zu Erfüllung seines Versprechens zu nöthigen. Die Mitreise an den englischen Hof, wo sie bey Königin Eleonoren allen Schutz und alle Gnade zu finden hofften, konnte er ihnen nicht verwehren, wenn er auch nicht als Liebhaber handeln wollte, und waren sie erst unter dem Schutze dieser Königin, so konnten sie, wie sie glaubten, nicht allein die Verfolgungen ihrer Großmutter verlachen, sondern ihr selbst so viel Unglück zubereiten, so viel Schaden thun, als ihnen ihre Mutter Remigia, ehe sie ihre christliche Wallfahrt nach dem heiligen Lande antrat, noch beym Abschiedsgespräch in geheim aufgetragen hatte; ein Auftrag,

den

den sie, Dank sey es Hunbergens kluger Vorsicht, bisher sehr wenig hatten erfüllen können.

Die Gräfin von Flandern hatte indessen diesesmal diese Vorsicht ein wenig aus den Augen gesezt, sie hatte zwar Graf Philipps Töchter von ihren Augen in ihr Zimmer verbannt, aber sie hatte vergessen, sie daselbst einsperren, oder ihnen wenigstens den Ausgang aus Montcon verbieten zu lassen, eine Vorkehrung, die Hunbergen vielleicht gar zu schimpflich für ihre Enkelinnen dünkte, die aber doch bey diesen unbesonnenen Geschöpfen höchst nöthig gewesen wäre. Die Folge davon war, daß Hunberga, als sie sich nebst Matilden zur Mittagstafel setzen wollte, die Nachricht von der Entweichung ihrer Enk:linnen, und folgenden von ihnen zurückgelassenen Abschiedszettel erhielt.

„Die Töchter des Grafen Philipp von Flandern, danken Hunbergen von Montbarry, für die Gnade, mit welcher sie selbe zum Kloster hat befördern wollen; weil sie aber dasselbe für einen schiklichern Aufenthalt für ihre Großmutter und die schöne Pilgerin von Tripoli halten, so begeben sie sich unter Graf Leicesters Schutz, an den Hof der Königin Eleonore, wo Hunberga mehr von ihnen hören soll.“ —

Die Gräfin von Flandern, zu groß sich über dieser Mädchen niedrige Boßheit zu ereifern, zukte die Achseln, und hielt es nicht einmal der Mühe

werth, ihnen jemand nachzuschicken. Sie mögen hingehen, sagte sie, ich bin froh, von ihnen befreyt zu seyn, es geschehe auf was für Art es wolle. — Matilde wußte nicht, was sie aus allem diesem machen sollte, und Hunberga brach nunmehr das bisher beobachtete Stillschweigen, und entdeckte ihrer schönen Pflegetochter alles, was sich in den lezt vergangenen Tagen zu Montçon zugetragen hatte: Die schreckliche Nachricht von dem Tode ihrer Freundin, die sie Matilden als Walters Mutter bekannt machte, und ihr dabey mehr von der Geschichte seiner Geburt sagte, als unsern Lesern noch zur Zeit bekannt ist; die Bosheit der Fräuleins, die sich mit Eleonoren und Leicestern in heimliche Unterhandlung wegen Walters einließen, die Einfalt, mit welcher sie sich einem Manne, wie Paul war, anvertrauten, welcher fühlte, daß er seiner Gebieterin mehr Treue schuldig war, als denen Niederträchtigen, die ihn zu bestechen suchten, und für deren eingeschränkten Verstand er viel zu schlau war; die Art, mit welcher er Leicestern Annens und Editens Liebesbrief in die Hände geliefert, und die wenige Mühe, die es ihm gekostet, dieses von dem Grafen gar gering geschäzte Kleinod wieder in die seinigen zu bekömmen und es Hunbergen zum Beweis der Treulosigkeit ihrer Enkelinnen mitzubringen, des Grafen heimliche Ueberkunft nach Montçon;

die

die Masregeln, welche die Gräfin zu Walters Rettung genommen, und zulezt, was sich mit Graf Philipps Töchtern, von diesem Morgen an, bis auf ihren eben erhaltenen Brief zugetragen hatte, alles dieses waren Dinge von solcher Wichtigkeit, und so weitem Umfange, daß um sie alle abzuhandeln, so ein einsamer und stiller Tag nöthig war, als der, den die Gräfin und die Pilgerin nach langer Unruhe heute miteinander zubrachten. Matilde achtete am meisten auf den Theil von Hunbergens Erzählungen, welcher Walters Person unmittelbar angieng. Die Nachricht von seinem Leben und Sicherheit sezte sie in unbeschreibliche Freude, und nichts kränkte sie, als daß der bekümmerte Blondel nicht vor seiner Abreise auch aus der Angst hatte gerissen werden sollen, die er seines Freundes wegen ausstand. Hunberga versicherte sie, daß Rollo von ihr Befehl habe, ihm so bald möglich alles zu entdecken, ausgenommen Walters eigentliche Geburt, welche aus wichtigen Ursachen jezt nur noch wenigen bekannt seyn dürfe. — Selbst dir würde ich nichts davon gesagt haben, sagte sie, indem sie selbe lächelnd bey der Hand nahm, wenn ich dich nicht für mein anderes Ich hielt, und mir vorgenommen hätte, dich in Zukunft so wenig von meiner Seite zu lassen, daß meine Gegenwart mir allemal Bürge für deine Verschwiegenheit

seyn könne. Matilde dankte der Gräfin für diese mütterliche Erklärung mit einem kindlichen Blicke, und bat, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß, Walter möchte doch bald, bald zurück berufen werden. — Du weißt nicht, was du bittest, mein Kind, erwiederte die Gräfin, es ist zu seiner Sicherheit schlechterdings nöthig, daß er wenigstens ein Jahr da bleibe, wo ich ihn hingeschickt habe. Dazu ist auch der Ort, wo er hingeht, so entlegen, und der Weg, den er mit seinem Begleiter nehmen wird, so ungewiß, daß ich nicht wüßte, wie ich dein Verlangen erfüllen sollte. Beruhige dich, liebes Mädchen, fuhr sie fort, indem sie Matilden umarmte, was würde es dir helfen, deinen Freund um dich zu haben, wenn du beständig seinetwegen in Sorgen seyn müßtest? Glaube mir, es wird uns hier nicht an Aufmerkern fehlen, die alle unsere Schritte beobachten, alle Mittel versuchen werden, unsern Walter in ihre Gewalt zu bekommen.

Mit Gesprächen von dieser Art vergieng der ganze Tag, und die Dämmerung fieng schon an, die Gegenstände in der Ferne unkenntlich zu machen, als Hunberga und die Pilgerin, welche an einem Fenster standen, das die Aussicht auf die Straße hatte, die Blondel und die Minstrels gezogen waren, von weitem einen alten Herrn und ein paar Damen auf Mauleseln daher ziehen sahen;

hen; sie kamen näher, und Hunberga schrie auf einmal mit zusammengeschlagenen Händen: Himmel! wo ich nicht irre, Rollo in Begleitung der beyden irrenden Fräuleins! Geh, Matilde, und verhindere, daß sie mir nicht vor die Augen kommen, führe sie in ihr Zimmer. Ich will allein mit Rollo reden.

Um meinen Lesern diese Erscheinung zu erklären, müssen sie wissen, daß Fräulein Anna und Edita sich zwar des Morgens gar zeitig auf ihre Eselein gesezt hatten, um ihrem Geliebten zuzuziehen, daß sie ihn auch wirklich des Mittags in dem nächsten Flecken antrafen, aber sehr schlecht von ihm empfangen wurden. Keine Bitten, keine Vorstellungen konnten ihn bewegen, sie mit nach England zu nehmen, und seine Gefährten traten ihm hierinnen treulich an die Seite. Er ließ seine schlechte Neigung zu ihnen so deutlich sehen, daß er sich sogar nicht entblödete, ihnen als die einige Bedingung, unter welcher er sie etwa einmal nach England holen wollte, vorzuschlagen, daß sie darauf denken müßten, ihm sobald als möglich die reizende Matilde in die Hände zu liefern. Eine Zumuthung, die ihnen so völlig zeigte, wie gering sie in seinen Augen waren, und wie sehr die Pilgerin seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, daß sie nichts mehr von ihm hören wollten, ihm drohten, diese gottlose Foderung, die-

insgeheim an sie gethan ward, öffentlich bekannt zu machen, und Rollos Vorstellungen, sie sollten wieder zu ihrer Großmutter umkehren, in vollem Grimme Gehör gaben.

Rollo trug der Gräfin von Flandern alles dieses vor, ausgenommen Leicesters Absicht auf Matilden, als von welcher ihm nichts bekannt worden war. Hunberga belachte die unglückliche Liebesgeschichte der beyden Schwestern herzlich, und verlangte, als die lezte Gefälligkeit von dem ehrwürdigen Alten, er solle seine Damen sogleich nehmen, und sie in das Kloster bringen, in welchem schon für ihre Aufnahme gesorgt war, denn sie sey nicht gesonnen, sie eine Nacht zu Montçon zu dulden.

Rollo fand diese Foderung so billig, daß er sogleich einwilligte. — Matilde wurde zwar von Graf Philipps Töchtern ersucht, für sie zu bitten, und das Kloster von ihnen abzuwenden, aber für diesesmal waren ihre Vorbitten umsonst, und Schloß Montçon wurde noch diesen Abend von diesen lästigen Kreaturen gereiniget.

Sechzehntes Kapitel.

Die stöchadischen Inseln.

Sey uns gegrüßt, lieber Walter! wir kehren wieder

wieder zu dir zurück, zu dir, dessen Namen diese Blätter führen, und von dem wir doch bisher nur wenig gesagt haben. Immer schienst du unter der Menge von Freunden und Feinden die dich umgaben, nur eine Nebenrolle zu spielen, und es ist Zeit, daß wir dich aus dem grossen Haufen hervorziehen, und uns nur allein mit dir, unserm Helden, beschäftigen.

Ganz einsam, ganz wie aus der Reihe aller lebendigen Wesen gerissen, fühlte sich unser Walter seit seinem Abschiede von Montçon. Seine Erweckung vom Schlafe, seine Audienz bey Hunbergen, alle das Neue, und ach! so Traurige, das er aus ihrem Munde vernahm, und nun die plötzliche Trennung von allem, was er liebte, ohne einer Wohlthäterin für ihre mütterliche Sorgfalt danken, ohne Matilden den lezten Abschiedskuß geben, ohne das Grab des Tempelherrn noch einmal besuchen, ohne seinen Blondel, von welchem er noch vor wenig Stunden nie zu scheiden dachte, noch einmal an sein Herz drücken zu können; alles dieses kam ihm wie ein Traum vor.

Nur noch einmal, bat er seinen Begleiter mit Thränen, nur noch einmal laß mich umkehren, nur noch einmal Hunbergens Mutterhand küssen, und meinen Blondel, meine Matilde umarmen. Was werden diese beyden denken, wenn sie er-

wachen und mich vermissen? und wird mir es nicht vielleicht die Gräfin selbst verdenken, daß ich so in einer Betäubung von ihr schied? Wird sie sich die Bestürzung vorstellen können, in die mich ihre Reden sezten, und die mich hinderte, auch nur den kleinsten Abschied von ihr zu nehmen?

Walters Gefährte ließ den Jüngling klagen und weinen, ohne ihm zu antworten. Er begnügte sich den Zügel des Thiers zu ergreifen, das Walter ritt, und den er in der Angst seines Herzens hatte fallen lassen. — Endlich als die Thränen des jungen Menschen anfiengen seltner zu fallen, und er glaubte, ihm mit gutem Erfolg zureden zu können, fieng er mit mitleidigem Blick an: Ihr dauert mich, junger Herr, daß ihr Blondel und Fräulein Matilden nicht noch einmal habt umarmen, und unserer guten Gräfin die Hände küssen können; aber glaubt mir, und wenn ihr euch in diesem Augenblicke zu ihnen versetzen könntet, sie würden schlechte Freude über eure Zurückkunft haben. Sie verstehen die Sache besser als ihr, und schenken euch eure Höflichkeiten gern, wenn sie euch nur in Sicherheit wissen.

Walter nahm wenig Trost aus Pauls rauhen und ungekünstelten Worten, so gut sie auch gemeynt waren. Er unterbrach, als er sahe, daß ihn nichts bewegen würde, ihn nach dem Schlosse

zurück zu führen, seine einfältige Trost- und Ermahnungsrede, mit einer Menge Fragen, davon jener nur die wenigsten beantworten konnte.

Walter glaubte mit Grund hoffen zu können, Paul müsse um alle Geheimnisse der Gräfin wissen, weil er von ihr mit nach England geschickt worden war, und auch bey der lezten Abschiedsscene, in welcher sie ihm so viel geheimnißvolle Winke wegen seiner Geburt gab, mit gegenwärtig seyn durfte. Er foderte von ihm tausend Aufklärungen über seine Herkunft, seine Feinde, und die eigentliche Ursache seiner Flucht, aber umsonst; von dem ersten wußte er nicht mehr als Waltern bekannt war, und von seinen Feinden wußte er auch keine weiter zu nennen, als die Fräuleins und den Grafen von Leicester. Da er der Unterhändler dieser Damen bey ihrem Liebhaber gewesen war, so konnte er von dem, was sie betraf, und der Art wie er sie, aus Treue gegen Hunbergen, hintergangen hatte, genug sagen, um Walters Fragen eine Zeitlang Einhalt zu thun. Er war hierinnen weitläuftiger als es dem Jüngling lieb war, und zog am Ende seiner Erzählung die Folge aus dem, was er gesagt hatte, daß die Ursache seiner Flucht seine Sicherheit, und Schnelligkeit und Behutsamkeit dasjenige wären, worauf sie am meisten zu denken hätten. Er gab sich so viel Mühe, seinem jungen Herrn

die Sache begreiflicher zu machen, als sie ihm vielleicht selbst war, daß dieser durch seine dunkeln Demonstrationen ermüdet, sich vornahm, nur noch eine Frage an ihn zu thun, und bekäm er auch auf diese keine befriedigende Antwort, zu schweigen, und den Ausgang der Reise, welche doch nicht ewig dauern könne, ruhig abzuwarten.

Walters Frage hieß: Wohin die Gräfin von Flandern ihn bestimmt hätte. Ihr werdets wohl sehn, antwortete Paul, und Walter schwieg.

Schon manche volkreiche Stadt waren sie vorbeygezogen, schon manche unwegsame Wälder und Gebirge hatten sie zurückgelegt, und Walter hatte, ungeachtet seines Vorsatzes, sich nicht allemal der Frage enthalten können: Ob hier der Ort ihres Bleibens wäre? worauf er allemal ein kurzes Nein, zur Antwort erhielt.

O Himmel; schrie der Jüngling eines Tages als sie eine prächtige Stadt zur Seite hatten liegen lassen, und sich an einer wüsten Küste des Meers zur Ruhe lagern wollten. O Himmel! wohin läßt mich Hunberga bringen! Zwar nein, nicht Hunberga, meine Feinde, die dich, Verräther gedungen haben, mich den Armen meiner Freunde zu entreißen! mir alle Möglichkeit abzuschneiden, sie je wieder zu sehen!

Paul lachte, und versicherte seinen Gefährten, daß er die rechte Zeit gewählt habe ungeduldig

zu werden, denn seht ihr, sezte er hinzu, eure Geduld hat doch fast bis auf die Lezt ausgedaurt. Dort, jene Insel da drüben, ist der Ort eurer Bestimmung, und wir haben nichts weiter zu thun, als hier ein Fahrzeng zu erwarten, das uns übersetzen kann. —

Walter strengte alle seine Sehekraft an, um die Insel, die Paul ihm zeigte, und die doch ziemlich weit in die See hineinlag, von einer Menge anderer unterscheiden zu können. Himmel! sagte er, dies soll mein künftiger Aufenthalt seyn? und welches ist denn der Name dieser abscheulichen Einöde? — Sehet hinter euch, erwiederte Paul, dort jene ansehnliche Stadt, die ihr so gern sehen, lieber gar darinnen bleiben wolltet, diese Stadt, durch welche ich euch so gern, wenigstens den Durchzug verstattet hätte, wenn mir die Gräfin nicht ausdrücklich geboten hätte, alle volkreiche Orte auf unserm Wege zu vermeiden, dieses ist Maßilien, und ihr werdet nun wohl errathen, daß die vor uns liegenden Eylande, deren eins eure Wohnung seyn soll, die stöchadischen Inseln sind.

Wir sind hier genöthigt, mit vielen großen Geographen, welche um die Lage des Schlosses der Gräfin von Flandern bekümmert sind, höchlich zu bedauren, daß die Geschichte so gar nichts umständliches von der Zeit, die unser Walter auf

seiner Reise von Montçon bis an den Ort seiner Bestimmung zubrachte, und von den Orten meldet, bey welchen er auf seiner Reise vorbey zog. Ganz gewiß würde es uns durch diese Data leicht werden, die so sehr bestrittene Stelle aufs genaueste zu bestimmen, wo Hunbergens Schloß vor diesen gelegen hat. Indessen ist dieses eine Sache, welche wohl zu beklagen, aber nicht zu ändern ist, und unsere Leser müssen froh seyn, daß sie genau wissen an was für einem Orte sich unser Walter im gegenwärtigen Augenblicke seiner Geschichte befindet, nämlich am Ufer des weiten unabsehlichen mittelländischen Meers, hinter sich Marseille, und vor sich eine Menge kleiner Inseln, die man damals die stöchadischen nannte, und die wegen mancher Ebentheuer, die sich auf denselben zugetragen, wegen mancher Heiligen und Einsiedler, die sie bewohnt, und mancher Geister, die in ihrer Einsamkeit gehauset hatten, in jenen Zeiten nicht unberühmt waren.

Walter stand lange mit herabgesunkenen Händen, mit weit hin ins Meer starrenden Augen, ganz wie in Gedanken verlohren, ganz wie einer, der von den Gegenständen, die vor ihm sind, Stoff zu den tiefsinnigsten Betrachtungen nimmt, oder vielmehr, wie ein Mensch, der für lauter Gedanken nichts von dem sieht, was sich seinen Augen darbeut.

Paul ließ ihm keine Zeit, das, was in seiner Seele vorgieng, in Worte ausbrechen zu lassen. Er zog einen von Hunbergens Hand überschriebenen Brief hervor, und reichte ihn Waltern dar. Da, junger Herr! sagte er; Nehmet hin! Etwas Trost, wenn ihr traurig seyd, oder vielleicht auch einige Aufklärung eurer Zweifel. Schon oft war ich im Begrif, wenn ihr mich nun so recht von Herzen wegen des unnöthigen Kummers dauertet, den ihr euch machtet, euch dieses Blat zu geben; aber die Gräfin hatte mir zu hart verboten, euch dasselbe eher zu überliefern, als bis wir gerade auf dieser Stelle stünden, auf der wir jezt sind. Walter erwachte bey Erblickung dieses Briefs, wie aus einem tiefen Schlafe; er nahm ihn, drückte ihn an seine Lippen, und fieng mit einem tiefen Seufzer an zu lesen.

„Sey mir willkommen, mein Sohn! in der Freystatt deiner Unschuld, die du nunmehr vor Augen siehst! Entsetze dich nicht für der Einsamkeit, die in denen vor dir liegenden Inseln zu herrschen scheint; Einsamkeit ist dir, um den Ort deines Aufenthalts mit undurchdringlichen Schatten zu bedecken, höchst nöthig, und der Umgang mit den heiligen Männern, zu denen Paul dich führen wird, wird dir dieselbe versüssen. Tröste dich, mein Kind! Wie bald ist nicht ein Jahr

ver-

verflossen, denn länger denke ich nicht von dir getrennt zu seyn. In dieser Zeit werde ich selbst eine Reise nach England thun, und dein Schicksal zu entwickeln suchen, das dich zu dem glänzendsten Glück, zu einem Leben nahe am Throne bestimmt. Um dahin zu gelangen, so bitte ich, laß dir gefallen, einige Zeit in der äussersten Niedrigkeit zuzubringen; denn wisse, ich habe dich in dem Kloster, dahin ich dich bestimme, um deinen Stand besser zu verhehlen, durch einen Brief der deiner Ankunft wenig Tage zuvor gekommen seyn wird, bloß als Layenbruder angebracht."

„Lebe wohl, und segne die Stelle auf der du stehst; auch ich habe einst da gestanden, als ich meinen Gemahl auf seiner lezten Reise nach Palästina bis hieher begleitete, und hier den lezten Segen von ihm annahm. O wie herrlich dünkte mich damals die hier rund umher herrschende Einsamkeit! Ein Trieb, — o hätte ich ihm doch gefolgt — erwachte damals — in meiner Seele, mir hier eine Wohnung zu bauen, und sie nicht eher zu verlassen, bis Theoderich glücklich zurückkehrte; Aber ein andrer, der Trieb der Jugend und der Thorheit riß mich in die Welt zurück, die ich gleichwohl nicht hassen kann, weil ich dich, meine Freude und meinen Trost, darinnen gefunden habe. Noch einmal, Lebe wohl!"

Hunberga.

Wal-

Walter hatte den Brief zu Ende gelesen, und ob er gleich nichts von dem enthielt, was er so sehr zu wissen wünschte, so fand er doch so viel Nahrung für seine zur Schwermuth gestimmte Laune, so viel Nahrung für seine kindliche Zärtlichkeit gegen seine Pflegemutter in demselben, daß er ihn zum zweytemale begann, und vielleicht nicht aufgehört haben würde, ihn zu lesen, wenn ihn nicht Paul gestört und genöthigt hätte, in ein Fahrzeug zu steigen, das nunmehr zu ihrer Ueberfahrt bereit stand.

Sie stießen vom Lande. Unser Jüngling, der mehr Gefühl für die Schönheiten der Natur hatte, als vielleicht eine Seele, ward demohngeachtet, durch die neuen großen Gegenstände die sich ihm jezt zeigten, nicht gerührt, wenigstens nicht aufgeheitert. — Sie hatten vor ihrer Abfahrt hinter einer Klippe gestanden, und nur eine sehr eingeschränkte Aussicht in die See gehabt. Jezt schifften sie hinter den Felsen hervor; das gränzenlose Mittelmeer lag in seiner ganzen unermeßlichen Ausdehnung vor ihnen. Zur Linken lagen ihnen die von der untergehenden Sonne ganz angerötheten Eylande, die sie nun etwas deutlicher sahen, und zur Rechten senkte sich die Sonne in die Wellen oder vielmehr in eine glühende Feuersee, die so wie sie sich von dem fernen Horizont abwärts ausbreitete, sich zulezt in schwaches ro-

sen-

feuroth verlor, und in der Gegend, wo Walters Schiff die Wellen durchschnitt, nur noch röthliche bewegliche Funken auf der blauen Oberfläche zurück ließ.

Jezt schifften sie zwischen den vordersten Inseln hindurch. Hier und da jähe sonderbar gestaltete Felsen, dort abgerißne Stücken Wald, hier ein einsames Kloster, dort ein kleines Dorf, und tausend andere abändernde Gegenstände, denen die röthliche Dämmerung unnennbare Reize verlieh, zeigten sich ihren Augen, und hätten gewiß jede andere Seele mit Entzücken gefüllt. Walter fühlte auch, aber was er fühlte, war Wehmuth, die sich in häufigen Thränen ergoß. Alles was ihn kränkte und jemals gekränkt hatte, gieng jezt vor seinen Augen über. Seine Trennung von allem was er liebte, die Unwissenheit in Ansehung seiner Geburt, die Nacht in die sein künftiges Schicksal gehüllt lag. Die Ermordung seiner Mutter, ob er sie gleich nie gekannt hatte, der ähnliche Tod des geliebten Tempelherrn, ob gleich Jahre seit demselben verflossen waren, alles schwebte jezt mit den lebhaftesten Farben seiner Seele vor, und versezte ihn in einen Zustand der innigsten Schwermuth, aber nicht jener süßen wonnevollen Schwermuth, die auch wohl den Glücklichen beym feyerlichen Anblick der schönen Natur befällt. Es war wirklicher tiefer Gram was unser Walter

fühlte,

fühlte, Gram wegen vergangener Leiden, und Sorge wegen der Zukunft; Empfindungen, die von rechtswegen in dem Herzen eines dreyzehnjährigen Jünglings noch Fremdlinge seyn sollten.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Kloster.

Die Nacht war schon völlig eingebrochen, als unsere Reisenden ans Land stiegen. Paul befahl dem Schiffer ihn mit dem Fahrzeuge bis eine Stunde nach Aufgang der Sonne zu erwarten, und Walter erfuhr hier zum erstenmale, daß er allein auf der Insel bleiben müsse.

Paul war in der That nicht der Mann, der das Herz eines so jungen Menschen hätte fesseln können. Bey einem übrigens ganz guten und ehrlichen Herzen, besaß er doch, wie meine Leser aus dem Wenigen was sie ihn haben sprechen hören, urtheilen können, alle Fehler des Alters in hohem Grade. Zu einer Zeit war er geschwätzig bis zum Ueberdruß, zur andern mürrisch, stillschweigend, störrig, verächtlich gegen Dinge, die dem Jünglinge wichtig sind, eingenommen für seine Klugheit und Schlauigkeit, die man ihm gar nicht absprechen konnte, hartnäckig in seinen

Meinungen, und wie die Gebrechen alle heissen, die oft auch den vortreflichsten Greisen anhängen, und die auch der Jüngling, der sie jezt tadelt, dereinst annehmen wird, wenn er ein hohes Alter erreicht.

Ungeachtet aller dieser Unannehmlichkeiten, und ungeachtet der geringen Zuneigung, die Walter bisher für Paulen gefühlt hatte, so war es ihm doch nun, da er auch diesen lezten Gefährten verlieren sollte, nicht anders zu Muthe, als wie einem, der auch die lezte Stütze, an die er sich hält, sinken sieht, oder wie dem Ertrinkenden, dem der Ast, den er zu seiner Hülfe ergrif, in der Hand zerbricht, oder wie einem, der im Traume in den unermeßlichen leeren Raum zu sinken glaubt. —

Auch du willst mich verlassen? rief er — Nein, ich lasse dich nicht; mit meinen Armen will ich dich umschlingen, und dich fest halten, daß du bleiben must. — Wie ihr wollt, sagte der Alte und suchte sich von ihm loszumachen, wie ihr wollt, ich bleibe bey euch. Aber denn will ich gern sehen, wer — wenn die Gräfin euch einmal übers Jahr abholen läßt, — unter dieser Menge von Inseln und unter allen Inseln des Meers gerade die ausfinden wird, in welcher ihr lebt. Ich allein weis den Weg, und wenn ich euch nicht einmal hier abhole, so könnt ihr euch immer gefaßt machen,

in

in dieser Einöde, die euch so abscheulich dünkt, euer Leben zu beschließen.

Der unerfahrne Jüngling glaubte das, was Paul sagte, den Worten nach, er ließ ihn los, aus seinen Armen, und wanderte mit verbissenem Gram neben dem Alten her.

Sie hatten zwischen ein paar Felsen das Land betreten, die vermittelst des Mondes welcher hinter ihnen stand, einen tiefen Schatten in die Insel hinein warfen. Weiter vorwärts lag die ganze einsame Gegend in hellem Mondenglanz um sie her. Zur Linken ein kleines Dorf, das Einzige auf der ganzen Insel, die keine von den Größten war. Zur Rechten ein dicker Wald, hinter ihnen die Felsen, und vor ihnen das Kloster wohin sich ihre Schritte lenkten, ein ungeheurer unförmlicher Steinhaufen, der durch manche seiner überhangenden, den Einsturz drohenden Gewölbe von seinem Alterthum zeugte. — Wenn ihr, meine Leser! ein Gebäude sehen solltet, das zu jener Zeit, da unser Walter auf die Insel kam, welches ohngefähr um das Jahr 1177 seyn mogte, erbaut worden wäre, so würdet ihr vielleicht über die gothische ungeformte Bauart desselben erstaunen: nun stellt euch ein Gebäude vor, das zu jenen längst vergangenen Zeiten schon uralt war; denn die Geschichte sagt, das Kloster, das unsere Reisenden vor sich hatten, sey schon in den ersten

Zeiten des Christenthums in dieser Gegend, um das Jahr 420 gebaut worden, aber, wie seine Gestalt auswies, nicht von den Meisterhänden römischer oder griechischer Architekten.

Unser junger Pilger, dessen Augen an schönere Gegenstände gewöhnt waren, empfand ein Grausen beym Anblik seiner künftigen Wohnung, welches sich vermehrte, als er bey mehrerer Annäherung sahe, wie baufällig das Ganze, wie nur der eine Flügel des Hauses noch bewohnbar war.

Paul klopfte mit einem an der Pforte befestigten metallnen Hammer an, und der Wiederhall hinter ihnen in den Felsen, und vor ihnen in den langen Kreuzgängen des noch verschlossenen Klosters, gab den holen Ton zurük. Nach einiger Zeit erschien auf einer Art von Altan, welcher ziemlich hoch über dem Thore angebracht war, einer von den Mönchen und fragte nach dem Begehren der Anklopfenden. —

Ruft euren Abt, antwortete Paul, und sagt ihm, ich komme von der Gräfin von Flandern und bringe — Sehr wohl, erwiederte der Frager ohne ihn ausreden zu lassen, ich gehorche eurem Befehle.

Meine Leser wundern sich vielleicht über die Kühnheit Pauls, einen Abt aus seiner Ruhe zu stören, und ihn mitten in der Nacht an die Klosterpforte zu bemühen, als wenn sie nicht durch

den

den Pförtner geöfnet werden könnte; aber ihre Verwunderung zeigt, wie wenig sie mit den Klöstern der damaligen Zeit bekannt sind. Es ist wahr, es gab auch schon damals stolze, verwöhnte und weichliche Mönche, und manche Aebte wußten sich schon das Ansehn von ziemlichen Fürsten zu geben; aber in vielen, ich mögte fast sagen in den meisten Klöstern, von denen denn das, vor welchem wir jezt nebst Paul und Walter stehen, eins war, herrschte noch ganz die Frömmigkeit und Einfalt der ersten Christen.

Die drey Hauptgelübde der Ordensleute, wurden hier mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit gehalten, ein Verbrechen wider das erste derselben war etwas unerhörtes. Was das Gelübde der Armuth anbelangt, so durfte man nur die baufällige Wohnung, die geringe Kleidung dieser guten Mönche ansehen und bey einer von ihren sparsamen Mahlzeiten gegenwärtig seyn, um von dem Reichthum ihres Klosters urtheilen zu können. In Ansehung des dritten Gelübdes, des Gehorsams, so war es, als wenn diese frommen Leute, nicht nur der Kirche, dem Pabst und ihrem Abte, sondern als ob sie der ganzen Christenheit Gehorsam gelobt hätten. Keine Frage ward trotzig von ihnen beantwortet, keine Foderung, keine Bitte, wenn menschliche Kräfte sie leisten konnten, blieb unerfüllt, keine ward anders

als ungern und mit den bescheidensten Worten abgeschlagen, und meine Leser sehen also wohl, wie wenig Beleidigendes für die Mönche in Pauls Foderung lag, und wie wenig es zu verwundern war, daß der Abt sogleich erschien. —

Ich weis nicht, ob Ehrfurcht gegen den Boten der Gräfin von Flandern, oder Neugierde die Ursach war, daß bey Eröfnung der Pforte, nicht nur der Abt, sondern der ganze Konvent gegenwärtig war, welcher aus zwölf Mönchen und einigen Layenbrüdern bestand.

Ehrfurcht gegen Hunbergen, als eine große Wohlthäterin des Klosters, wäre eine sehr natürliche Ursache dieses feyerlichen Empfangs gewesen, und Neugierde an so einem einsamen Orte, wo man immer und ewig die nemlichen Gegenstände sah, vielleicht eine noch natürlichere. Man weis, wie begierig selbst in unsern Tagen, da die klösterliche Einsamkeit nicht sogar eingeschränkt ist, alle und jede Klosterherren und Frauen auf jede Neuigkeit zu seyn pflegen.

Dem sey indessen wie ihm wolle, genug die Pforte öfnete sich, und Walter blickte in ein tiefes finstres Gewölbe, welches durch einige Lampen erhellt ward, und aus welchem dreyzehn bleiche schwarzgekleidete Männer heraus traten, von welchen der jüngste wenigstens fünfmal so alt seyn mogte, als der Jüngling, der in ihre Gesellschaft aufgenommen werden sollte.

Ehrwürdiger Vater, redete Paul den Abt an, Hunberga, Gräfin von Flandern, sendet euch hier den Jüngling, von welchem sie euch geschrieben hat, und welcher als Layenbruder in eurem Kloster aufgenommen zu werden wünscht. Er ist sehr jung, und die Gräfin zweifelt, ob seine Neigung zum Klosterleben Bestand haben wird; sie wird mich deswegen in einem Jahre wieder hieher schicken, um ihn mit mir zurück zu nehmen, wenn sein Beruf in dieser Zeit sich nicht bestätigen sollte, denn sie verlangt schlechterdings, daß man ihm keinen Zwang anlege, ihm weiter nichts zumuthe, als sich dieses Jahr über, ohne weiteres Gelübde, den Regeln des Klosters gemäs zu verhalten, und ihm dagegen diese Zeit lang gönne das Ordenskleid zu tragen.

Der Abt beantwortete Hunbergens Foderung mit klösterlicher Demuth, umarmte Waltern, dessen Stillschweigen und trauriges Ansehn ihm besonders wohl gefiel, und lud seinen Führer mit patriarchalischer Freundlichkeit ein, in seinem Kloster Nachtherberge zu nehmen, welches Paul, der gesonnen gewesen war, im Dorfe zu übernachten, endlich mit der Bedingung eingieng, daß ihm morgen mit Aufgang der Sonne der Abzug verstattet werden mögte. — Die eiserne Pforte schloß sich tönend hinter ihnen zu. Die Mönche zerstreuten sich in ihre Cellen, und der Abt nahm die bey-

den Fremden mit in die Seinige. Er und Paul, welche sich seit langen Jahren kannten, sprachen noch ein wenig von alten Geschichten, und neuen Begebenheiten, in welche aber nichts, was Waltern besonders angieng, mit eingemischt wurde, und alsdann führte der gutherzige Mönch seine beiden Gäste in eigner Person in das Zimmer wo sie schlafen sollten; sie fanden es sehr nett und geräumig, denn so groß auch die Armuth des Klosters war, so fehlte es doch in dem weitläuftigen Gebäude an nichts weniger als an Reinlichkeit, an Raum für die wenigen darinnen lebenden Geschöpfe, sich zu regen, und an freyer Luft, darinnen zu athmen. Große, weitläuftige Zimmer, hochgewölbte schallende Säle, lange Kreuzgänge, große, jezt zwar etwas verwilderte Gärten, zeigten an, daß der erste Baumeister es sicher nicht für so eine kleine Anzahl Menschen bestimmt hatte, als sich gegenwärtig darinnen aufhielt.

Auch war die Aussicht, von der einen Seite in die blühende Insel, von der andern ins Meer, so entzückend schön, daß wir, die wir Einsamkeit im Schooße der schönen Natur, und im Umgang mit guten Seelen, allem Ueberfluß und aller Herrlichkeit der Welt vorziehen, keine Abneigung gehabt haben würden, wenigstens eine Zeitlang mit unserm Walter an diesem Orte zu verweilen.

Bey ihrem Eintritt in das Zimmer fanden unsere Fremdlinge einen alten Mönch, welcher eben sein Gebet auf den Knien verrichtete, der aber, sobald er die Ankommenden gewahr ward, aufstand, und ihnen ehrerbietig entgegen gieng. Bruder Ufo, sagte der Abt, hier bringe ich euch an die Stelle eures lezt verstorbenen Gefährten einen Knaben, den ihr in den Regeln unsers Ordens unterrichten, und den heiligen Trieb, sich von der Welt abzufodern, in ihm nähren werdet; seinem Gesellen gönnet diese Nacht ein Lager an eurer Seite, und wecket ihn mit Sonnenaufgang, weil er nicht länger als bis dahin bey uns verweilen will. Nach diesen Worten segnete er die Zurückbleibenden, und gieng nach seiner Zelle.

Paul und der Mönch machten sich, ohne viel Worte zu wechseln, zum Schlafengehen fertig, und Walter bat Ufo um Erlaubniß, diese Nacht mit Schreiben zubringen zu dürfen. — Ufo machte große Augen, als er einen solchen Jüngling vom Schreiben sprechen hörte, eine Kunst, welche in diesem Kloster, ausser dem Abte, nur wenige verstanden, und versicherte, daß er diese Nacht keine Schreibematerialien aufzubringen wüßte. Paul lachte, und sagte, er könne glauben, daß sein junger Gefährte ein so großer Schreiber wäre, daß er nie ohne die zu seiner Kunst gehörige Geräthschaft zu reisen pflegte, und daß er also durch

seine Bitte nichts weiter von ihm suchte, als Vergünstigung, diese Nacht ausser dem Bette zu bleiben. — Ufo schüttelte Waltern mit einem freundlichen Lachen die Hand, und meynte diese Bitte wäre ein guter Anfang zum klösterlichen Gehorsam, und er hätte völlige Freyheit zu schreiben, was und wie viel er wollte. — Ich merke es wohl, sagte er, indem er sich an Pauls Seite zur Ruhe legte, daß ich mit dem Knaben gut auskommen werde. Gut und folgsam ist er, erwiederte der andre, nur pflegt er ein wenig viel zu fragen, oft mehr als einer beantworten kann. — Die Männer schliefen ein, und Walter sezte sich bey einer düstern Lampe nieder, um sich mit Hunbergen und Matilden zu unterhalten; er schrieb diese Nacht so fleisig, daß er an eine jede von ihnen einen Brief, doch beyde nicht gar lang zu Ende brachte.

Der Tag fieng an sich zu zeigen, und unser Schreiber begann nach gethaner Arbeit ein wenig zu schlummern, als Ufo seinen Schlafgesellen zur Reise aufwekte und Waltern zugleich mit munter machte. Sie verrichteten nach damaliger, jezt fast vergeßner Sitte, ihr Gebet, und machten sich dann alle drey auf den Weg nach dem Meere, denn Walter, welcher schon anfieng viel über das Herz des alten Ufo zu vermögen, hatte die Erlaubniß, Paulen zu begleiten, so leicht erhalten,

daß

daß Ufo sogar selbst sich zu seinem Gefährten bey dieser Begleitung anbot.

So wandelten sie denn dahin, sprachen wenig, langten an dem Orte an wo Pauls Fahrzeug lag, vergossen einige Thränen — denn zu manchen Zeiten können auch Paule und Ufos einem Walter im Weinen Gesellschaft leisten — und — trennten sich.

Achtzehntes Kapitel.

Walters Klosterleben.

Sie trennten sich. Walter gieng mit Ufo schweigend nach dem Kloster zurück; er lebte daselbst Tage, Wochen und Monate, ohne daß sich etwas zutrug, das die Geschichte der Erwähnung werth gehalten hätte, und ich will also, bis wichtigere Begebenheiten unsere Aufmerksamkeit auffordern, dich, lieber Leser! mit dem unterhalten, was sich von Walters damaliger Lage überhaupt sagen läßt.

In was für einer Stimmung unser Held die Insel betrat, habe ich schon erwähnt, auch erinere ich mich schon in einem der vorigen Kapitel gedacht zu haben, daß er bereits zu Montzon, die leichtsinnige Fröhlichkeit, welche der Hauptcharak-

ters

ter seiner frühen Kindheit war, mit einem gewissen stillen, schwermüthigen, nach denkenden Wesen vertauschte. Was diese Veränderung in ihm hervorbrachte, ist nicht schwer zu errathen. Er hatte frühzeitig denken gelernt, und war also nicht im Stande, wie viele unserer schon ziemlich erwachsenen Jünglinge und Jungfrauen, über Dinge von Wichtigkeit hinweg zu hüpfen. Die Dunkelheit seiner Geburt, machte ihm, wie wir gesehen haben, schon in seinem zehenten Jahre Kummer. — Der Trieb zu Heldenthaten, der in seiner jungen Seele glimmte, und durch Rollos Unterricht genährt ward, machte ihm die Einsamkeit zu Montçon, in welcher er so wenig Aussicht hatte, sich jemals auf die Art zu zeigen wie er wünschte, schon frühzeitig zur Last. Die Erscheinung des Tempelherrn, und die Hofnung, durch ihn der Dunkelheit entrissen zu werden, belebte ihn von neuem, aber nur, um durch den kläglichen Tod dieses Freundes, den er kaum kennen gelernt hatte, plötzlich in den tiefsten Gram gestürzt zu werden. — Matildens Umgang trug viel dazu bey ihn zu beruhigen; aber wie kurze Zeit konnte er denselben in voller Freyheit genießen? — Die Erscheinung der widerwärtigen Fräuleins führte einen gewissen steifen Ton zu Montçon ein, und Hunberga sah sich genöthigt, um diesen weisen Damen kein Aergerniß zu geben, eine Menge ge-

zwun-

zwungener Wohlstandsregeln festzusetzen, die bey Walters, Blondels und Matildens unschuldiger Freundschaft sehr überflüssig zu seyn schienen, und die unsern Helden um den besten Theil seiner Freuden brachten. — Seine fehlgeschlagene Hofnung, Blondeln nach England zu begleiten, alle das Traurige, das er beym Abschiede aus Hunbergens Munde erfuhr, und die plötzliche Trennung von allem was er liebte, gaben seiner jugendlichen Fröhlichkeit vollends den lezten Stoß. Ob er nun in der öden Einsamkeit, in der er jezt war, in der Gesellschaft von einem Duzend abgelebter Greise, davon der jüngste wenigstens sein Großvater hätte seyn können, in einer Gegend, die zwar schön genug, aber bey den wenigen Bewohnern die sie hatte, nichts weniger als munter und lebhaft war, ob er bey allen diesen Umständen Gelegenheit hatte, das wieder zu werden, was er ehemals war, das gebe ich meinen Lesern zu bedenken. —

Redlich und von ungeheuchelter Frömmigkeit waren die Mönche seines Klosters, aber ihre Frömmigkeit hatte etwas Trauriges und Aengstliches, sie verdammte vieles, das unsers Jünglings zartes Gewissen bisher für unschuldig gehalten hatte. Die täglichen strengen Prüfungen, denen er sich unterwerfen mußte, machten ihn so unzufrieden mit sich selbst, daß er von den härtesten Büssungen

gen träumte, um ganz so gut zu werden, als sein schönes Herz wünschte. —

Da unsere Mönche in der größten Dürftigkeit lebten, so sahen sie alles, was nur den mindesten Anstrich von Glanz und weltlicher Größe hatte, mit Abscheu an, und indem sie ihrem jungen Gefährten die nemlichen Gesinnungen einzuflößen suchten, so fehlte nicht viel, daß es ihnen gelungen wäre, die Funken des Heldenmuths die in seiner Seele glimmten, völlig, auszulöschen.

Ein anderer ihrer Glaubensartikel war, daß die klösterliche Einfalt der höchsten Weisheit der Welt vorzuziehen sey. Unterschiednen von ihnen fehlte es nicht an Kenntnissen, die zu den damaligen Zeiten etwas seltnes waren, aber sie suchten ein Verdienst darinnen, sie zu verläugnen, sie in einem Winkel ihres Verstandes zu verstecken, oder wo möglich gar zu vergessen. Was konnte ein Jüngling von den Jahren unsers Walters, der zwar schon ziemlich große, aber doch immer nur die ersten Schritte in den damals üblichen Wissenschaften gethan hatte, was komte er in solcher Gesellschaft lernen? Das was er wußte war, nach dem Urtheil der Klosterherren schon viel zu viel, und mußte vergessen werden.

Walters biegsames Gemüth machte, daß er sich mehr nach dem Sinne seiner bejahrten Gefährten bequemte, als er gesollt hätte; aber sein natürlich

lich guter Verstand, der nur seiner Jugend wegen, noch nicht ganz ausgebildet war, machte, daß er oft einsah, wie sehr Vorurtheil und Aberglaube in diesem Kloster herrschten. Rufte er sich denn die Vorstellung, die ihm jezt die liebste war, ins Gedächtniß zurück, daß er nicht stets hier bleiben sollte, daß er, nach Hunbergens Willen, nicht fürs Kloster, sondern zum Leben in der Welt, zum Leben nahe am Throne bestimmt sey, so erhob sich sein Herz, so bemühte er sich die Fesseln ein wenig abzuschütteln, die man ihm anzulegen bemüht war, und freyer zu denken, als die Regel des Klosters erlaubte. — Versuche von dieser Art gelangen ihm nicht allemal, und er machte sie so in der Stille, mit so viel Behutsamkeit, daß er immer der Liebling des ganzen Konvents blieb, daß alle Mönche immer sich wechselweise bestrebten, ihm ihre väterliche Zuneigung, bald auf angenehme, bald auf widrige Art sehen zu lassen.

Ich sagte vorhin, Walters Gelehrsamkeit sey im Kloster in vielen Stücken für zu groß, für sündlich gehalten worden; aber zwey Artikel derselben wurden doch von dieser strengen Censur ausgenommen, und dienten ihm dazu, sich bey zweyen von diesen guten Alten beliebt, beynahe unentbehrlich zu machen.

Das erste von diesen Dingen war seine Schreibekunst, welche der Abt, der gewisse Bücher die

er besaß — eben nicht die weisesten — gern vervielfältiget sehen wollte, fleißig in Uebung sezte. — Der andere Theil seiner Geschicklichkeiten, der für kanonisch erkannt wurde, war die Tonkunst, und er machte sich durch dieselbe besonders bey seinem Lehrer und Zellgefährten, dem alten Ufo angenehm. In dem Zimmer, welches er und Walter bewohnte, befand sich seit vielen Jahren eine Harfe, deren Ursprung niemand im ganzen Kloster kannte, und die ihre Wohnung in einem Winkel beständig in ungestörter Ruhe behauptet hatte, weil niemand von den Mönchen sie zu brauchen wußte. — Walter war eben kein großer Harfenspieler, wenigstens durfte er sich gegen dem zauberischen Spiel Blondels nicht hören lassen; aber demohngeachtet hatte er so viel gelernt daß ehemals, wenn zu Montçon, nach der Sitte jener Zeiten, an irgend einem festlichen Tage, Harfenspiel und Gesang rund herum gieng, und Graf Philipps Töchter, welche eigentlich zu nichts Lust und Geschick hatten, die Harfe vor sich vorbey gehen lassen mußten, er sich in Wechselgesängen mit Matilden wohl hören lassen durfte; auch füllte er in den Chören, die alsdenn, nachdem jeder sein Lied gesungen hatte, das musikalische Fest beschlossen; seine Stelle sehr wohl aus, und kurz, er konnte übrig genug, nicht allein das Herz Ufos, sondern die Herzen aller seiner Gefährten in Entzücken zu versetzen.

Er

Er fand das geliebte Instrument gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts im Kloster. Mit entzückender Freude zog er es aus der Dunkelheit hervor, verbesserte mit kluger Hand und tiefer Einsicht seine Fehler, und machte seinen ersten Versuch auf demselben in der Kirche seines Klosters, mit einer von Blondel gedichteten Hymne; ein Versuch, der bey den scrupulösen Mönchen freylich etwas gewagt war, der aber von dem Abte so wohl aufgenommen ward, daß der liebliche Harfenspieler Erlaubniß erhielt, nicht allein beym Gottesdienste, sondern auch sonst, wenn und wo er wollte, seine Kunst zu treiben, doch sollten ihm weltliche Lieder durchaus untersagt seyn.

Niemand war entzückter über diese Erlaubniß, als Ufo ein alter Freund der Tonkunst, und daß sich Walter sehr gern derselben zum Vergnügen dieses treuherzigen Greises bediente, läßt sich errathen. Das Verbot des Abts wegen der weltlichen Lieder wurde nicht so genau genommen, und es vergiengen wenig Abende, da der Jüngling nicht entweder auf Ufos einsamer Zelle, oder bei späten Spaziergängen am Gestade des Meers, seinem Freunde die Lieder hören ließ, die Blondel so meisterhaft spielte und die er freylich nur unvollkommen nachlallte.

Man hat oft angemerkt, daß die Musik eine Zauberkraft habe, Herzen zu erweichen, sie zur Freundschaft und allen süssen Gefühlen der Menschheit zu schmelzen und gegen einander aufzuschliessen, ein Saz, den wir für so wahr halten, daß wir uns nicht wundern, daß er auch hier seine Richtigkeit bewies. Ufo ward immer freundlicher und milder gegen Waltern, und dieser offenherziger gegen ihn. — Wenn die Erinnerung an die Vergangenheit den jungen Harfner ergrif, indem er die Lieder voriger Zeiten sang, wenn er denn oft so bewegt ward, daß er einhalten mußte, und Ufo ihn dann um die Ursache seiner Schwermuth fragte, so war es dem aufrichtigen Jünglinge unmöglich, ihm etwas zu verhehlen, und bald kam es dahin, daß Ufo so viel von Walters Geschichte wußte als er selbst.

Die Geheimnisse unsers Helden waren in keinen schlimmen Händen, denn so gering auch, nach der Regel des Klosters, Ufos Kenntnisse seyn mogten, so hatte ihn doch die Natur mit einem guten gesunden Verstande, und einem redlichen Herzen begabt, welches ihn in den Stand sezte, seinem jungen Freunde manchen brauchbaren Rath zu geben, und ihn auf mannichfaltige Art zu trösten. Er war der erste, der ihn für der allzugroßen Anhänglichkeit an die Vorurtheile des Klosters warnte, und ihm vorstellte, daß das

meiste

meiste derselben nur für die Einsamkeit taugte, und in der Welt, wo auch er einsmals gelebt hätte, und Walter einst leben sollte, gar nicht zu brauchen wäre. Auch rieth er ihm sehr von der allzugroßen Vertraulichkeit gegen die Mönche, vornehmlich gegen den Abt ab. Hunberga, sagte er, muß ihre Ursachen gehabt haben, warum sie euren Stand für uns verhehlen wollte, und ihr seht also schon darum, daß ihr schuldig seyd zu schweigen. Es würde euch selbst aber auch zu schlechtem Vortheile gereichen, wenn man hier etwas von euren Hofnungen und Ansprüchen wüßte. Man kennt hier nichts seligeres und verdienstlicheres als das Klosterleben, und ihr würdet den lästigsten Bestürmungen es dennoch anzunehmen ausgesetzt seyn, wenn ihr die Väter aus dem wohlthätigen Wahne brächtet, den ihnen die Gräfin so weislich eingeflößt hat, daß der geistliche Stand eure Bestimmung und eure freye Wahl sey. Wenn Paul einmal wiederkommt euch abzuholen, dann wird es Zeit seyn eure Gesinnungen öffentlich zu gestehen, denn nichts kann alsdenn eurer Abreise mehr Hindernisse in den Weg legen.

Auf diese Art sprach der gute Greis mit unserm Walter, und er fesselte sein Herz durch sein väterliches Betragen ganz an sich. Walter war fast unzertrennlich von ihm, und er ließ es an

nichts ermangeln ihm durch tausend kleine Hülfleistungen und Gefälligkeiten, seine Liebe und Achtung zu beweisen.

Ufo war keiner von den vornehmsten Mönchen des Klosters, er verwaltete das Amt eines Schafners, und hatte den für seine Jahre ziemlich beschwerlichen Auftrag, zu gewissen Tagen in der Woche, die Lebensmittel für seine Brüder, aus dem Dorfe, das auf der Insel lag, herbeyzuschaffen. Walter ermangelte niemals, den Alten, diese kleine Reise mogte nun zu Roß oder zu Fuße geschehen, zu begleiten, und alle Mühe die der Greis sonst allein über sich nehmen mußte, wenigstens zu theilen. Zur Dankbarkeit war Ufo auch gefällig gegen seinen jungen Freund, und verschwieg, noch ausser den weltlichen Liedern oder Balladen, die er zuweilen wider das Verbot des Abtes sang, manches von ihm, das wider die Regel des Ordens war, und das nicht ungeahndet geblieben seyn würde, wenn man es im Kloster erfahren hätte.

Sollten meine Leser so unbillig seyn, von einem Jünglinge wie Walter, etwas wirklich fehlerhaftes zu vermuthen, das des Verschweigens bedurft hätte, so erfodert es meine Schuldigkeit, sie bald aus diesem Wahn zu reißen. — Gleich auf seiner ersten Reise nach dem Dorfe ward Walter gewahr, wie arm die Leute waren, die

dem

dem Kloster, das selbst nicht reich war, die Lebensmittel um ein geringes Geld lieferten. Er hatte bisher ganz vergessen gehabt, daß er durch Hunbergens vorsorgende Gütigkeit einen kleinen Schatz von einer Anzahl Goldstücken besaß, die sie ihm, damit er auf keine Art Mangel leiden mögte, nebst ihrem lezten Briefe durch Paulen hatte einreichen lassen. Ganz unbrauchbar war ihm dieses Geld bisher gewesen, und jezt erst besann er sich, wozu es zu nutzen wäre. Bey der nächsten Reise auf das Dorf, nahm er etwas von seinem Reichthum zu sich, und theilte freygebig an diejenigen aus, die ihm zuerst vorkamen. Ufo schwieg, und suchte die über die seltene Freygebigkeit eines Mönchs erstaunten Landleute, ebenfalls zum Stillschweigen zu bewegen; aber auf dem Heimwege fieng er an, seinem Begleiter, seine Gedanken über das zu entdecken, was er gethan hatte. — Mein Kind, sagte er, wißt ihr auch, daß es wider die Regel des Klosters ist, Geld zu haben, das nicht zur gemeinen Kasse des Konvents gehört? — Was meynt ihr, was der Abt sagen wird, wenn er eure Wohlthätigkeit erfährt, die er übrigens so wenig als ich wird tadeln können? — Vielleicht erläßt man euch, wegen eurer Jugend, die Strafe die ein Fehler wider unsere Einrichtung nach sich zieht, aber auf alle Fälle wird er euren Schatz

nehmen, und ihn Hunbergen wieder zuschicken, weil es euch, so lange ihr unter uns seyd, nicht geziemt, etwas von dieser Art zu besitzen. — Und überdieses, wie lange werden eure Goldstücke dauern — ihr müßtet denn deren sehr viel haben — wenn ihr allemal so verschwenderisch austheilen wollt wie heute? — Wird die Dankbarkeit dieser Leute euch nicht verrathen? Wird man im Kloster nicht euren Stand argwöhnen, wenn man euren Reichthum erfährt? — Thut mir den Gefallen, und laßt mich nichts ähnliches wieder sehen; um eures eignen Bestens willen.

Walter machte seine Einwendungen, Ufo gab etwas nach, und auf diese Art wurden sie endlich so weit einig, daß es Waltern erlaubt seyn sollte, bey jeder Reise nach dem Dorfe etwas von seinem Gelde zuzulegen, um die Lebensmittel desto reichlicher zu bezahlen, welches das beste Mittel sey, seine Wohlthätigkeit geheimer und unbemerkter auszuüben. — Der Friede war auf diese Art geschlossen, aber kurze Zeit darauf ereignete sich eine Begebenheit, welche Ufon wirklich wider Waltern aufbrachte, so daß dieser Mühe hatte, ihn zu besänftigen und zum Stillschweigen zu bewegen. — Eines Tages, da die beyden Einkäufer des Klosters ihre Geschäfte zu Ende gebracht hatten, der Maulesel mit den Lebensmitteln schon bepakt, und Ufos Roß zur Abreise bereit

reit

reit ſtand, verweilte dieſer noch bey einem der Landleute, mit welchem er, ich weis nicht was, abzureden hatte, und Walter lenkte indeſſen ſeine Schritte nach der Gegend hinter dem Dorfe, welche ſehr ſchön war, und wo er ſich oft mit den Schäferknaben die daſelbſt die Heerden hüteten, mit der einehmendſten Leutſeligkeit zu erhalten pflegte; ſie liebten ihn alle, hielten ihn, weil er mit den meiſten von ihnen eines Alters war, für ihres Gleichen, und kamen ihm, wo ſie ihn ſahen, von weitem entgegen; dieſesmal holte ihn keiner ein, er fand die Heerden alle verſammelt, aber nur einen einigen Hüter bey denſelben. Walter fragte nach ſeinen Gefährten, und erfuhr bald, daß der Wolf einem von ihnen ein Schaaf geraubt hätte, und die andern ſich zu ihm geſellt hätten, um dem Räuber wo möglich, ſeine Beute abzujagen. Walter dachte, daß hier ſeine Gegenwart nicht überley ſeyn würde, und eilte den Verfolgern des Wolfs in vollen Sprüngen nach. Er holte ſie bald ein, und der Weg wurde nun mit großer Emſigkeit, und vielen Drohworten gegen den Räuber von Seiten der Knaben fortgeſetzt, aber man erblickte den fürchterlichen Feind nicht ſobald von weitem, als ſich die ganze Schaar mit groſem Geſchrey zerſtreute, und Walter, welcher keine Luſt zu fliehen hatte, würde keinen einigen an ſeiner Seite behalten haben,

wenn er nicht den Eigenthümer des geraubten Schaafes mit zornigen Blicken beym Arm ergriffen, und mit sich fortgerissen hätte. Unseliger, schrie er, du wagst es zu fliehen, und dein dir anvertrautes Gut in den Klauen des Feindes zu lassen? Bleib, oder ich lohne dir wie deine Feigherzigkeit verdient. Der Hirtenknabe weinte, ich weis nicht ob aus Furcht oder aus Rührung über Walters Strafpredigt, und nun hatten sie den Wolf, ein Thier von ungeheurer Größe, so weit ereilt, daß sie ihn mit einem Steinwurfe erreichen konnten. Laßt uns den Angrif wagen, sagte Walter zu seinem Gefährten, und schickte zugleich seinem Gegner einen Stein von ziemlicher Größe hintennach; sein Mitstreiter warf seinen Stein auch, aber so kurz, daß er kaum vier Schritte von ihm niederfiel. O du Verzagter; schrie unser Held, indem er seinen Wurf wiederhohlte. Schon von dem ersten Steine war Räuber genöthiget worden seine Beute fallen zu lassen, und der zweyte verlezte ihm den rechten Hinterschenkel, daß er hinkte. Diese Wunde verhinderte ihn indessen nicht, sich umzukehren, und wider seine beyden Bestreiter mit offenem Rachen anzugehen; Walter verdoppelte seine Steinwürfe und that dem Feinde keinen geringen Schaden, aber sein Streitgeselle, anstatt seine Macht mit der seinigen zu verbinden, floh,

und

und zwar in der Angst seines Herzens, gerade dem wüthenden Thiere entgegen; er fiel, als er es auf einmal in der Nähe vor sich sahe, vor Schrecken zu Boden, und der Wolf stürzte sich mit aller Macht, die ihm noch übrig war, auf ihn. Unmöglich ist mir es zu beschreiben, was Walter in diesem Augenblicke dachte und fühlte, ich kann nur sagen was er that. Glücklicher Weise erinnerte er sich eines Dolchs, welchen ihm die Gräfin von Flandern nebst andern Waffen beym Antritt seines zwölften Jahres geschenkt hatte, und den er so sehr liebte, daß er ihn fast nie von sich legte, und ihn daher auch, beynahe von ungefähr, mit auf die Reise genommen hatte. Er trug ihn beständig unter seinem Mönchskleide verborgen, und brauchte ihn jezt zum erstenmale in seinem Leben. Wüthend warf er sich auf das Ungeheuer, das seinen Freund bereits in den Nacken gefaßt hatte, und nur durch die dicken Kleider verhindert wurde, ihn schwer zu verwunden. Ein paar Dolchstiche machten, daß es von dem schreienden Knaben abließ und sich wider Waltern kehrte, und ein paar andre legten es gestreckt, zu seines Ueberwinders Füssen. Der junge Held eilte zu seinem fast ohnmächtigen Gefährten, richtete ihn auf, tröstete ihn, wischte ihm Blut und Thränen ab, und bat ihn fast selbst mit Thränen wegen der Gefahr um Verzeihung, in welche er ihn gestürzt hatte.

Die Freude des Geretteten seinen Feind getödtet zu sehen, war so groß, daß er beynahe die Ursache des Streits, das geraubte Lamm, welches eine gute Strecke von ihnen blutend im Grase lag, vergessen hätte, und ohne dasselbe davon geeilt wäre, dem Dorfe seine eigne Rettung anzusagen; aber Walter gab ihm einen Blick voll Unwillen, nahm das verwundete Lamm auf den Arm in welchem er den blutigen Dolch hielt, faßte den Knaben an den andern, und eilte auf diese Art nach dem Dorfe zu.

Die übrigen Hirtenknaben hatten die schreckliche Geschichte, so viel sie von derselben in der Ferne sehen konnten, schon daselbst angesagt, und unser Sieger mit seinen beyden Geretteten durfte nicht weit gehen, als er einen großen Haufen Landleute mit Uso an ihrer Spitze daher kommen sah. Die Leute des Dorfs, vornehmlich die Eltern des Knaben, empfiengen ihn mit einem Jubelgeschrey und überhäuften ihn mit Liebkosungen, aber Uso sah ihn mit mißbilligenden Blicken an, und gebot ihm, Rechenschaft von seiner That zu geben.

Wenn ich mich nicht bereits zu lange bey dieser Geschichte aufgehalten hätte, so wollte ich meinen Lesern eine ausführliche Beschreibung von diesem Verhör geben, so aber will ich ihnen nur melden, daß der Schluß desselben dieser war. —

So

So gut auch Walter gehandelt zu haben glaubte, indem er seinem Gefährten das Leben gerettet habe, so wären doch bey der ganzen Sache tausend unverzeiliche Fehler vorgefallen, davon nur einige zu erwähnen wären. Erstlich hätte er sich in fremde Händel gemischt, zweytens den Hirtenknaben in unnöthige Gefahr gestürzt, drittens wider die Regel des Ordens Blut vergossen, und endlich zu dieser That sich nicht etwa nur einiger Steine bedient, welches Waffen wären, die man einem Klosterbruder noch allenfalls erlauben könnte, sondern eines Mordgewehrs, welches nie in den Händen eines Mönchs sollte gesehen werden. Merket es euch, Walter, sagte Ufo, indem er den Dolch ins Wasser warf, merket es euch, ein Dolch ist auch nicht einmal für einen Ritter ein schickliches Gewehr. Ich bin auch ein Kriegsmann gewesen; aber eines solchen gottlosen heimtükischen Mordeisens habe ich mich niemals bedient. —

Sie nahmen kurzen Abschied von den erstaunten Landleuten, vor deren Augen das Gericht über Waltern und seinen Doch war gehalten worden, und der Jüngling gieng schweigend und voller Beschämung neben Ufo her.

Auf seine wiederholte Bitte ward nichts von der ganzen Sache im Kloster gedacht, aber Ufon völlig mit sich auszusöhnen, brauchte Walter etliche

liche Tage; bis endlich seine unwiderstehliche Anmuth und Gefälligkeit den Alten so gewann, daß die ganze Begebenheit als ungeschehen betrachtet, und Walter völlig in seine alten Rechte eingesezt war.

Uso war nicht undankbar gegen das unermüdete Bestreben des Jünglings, ihm zu gefallen, und er hatte eine Art, ihm seine Erkenntlichkeit zu bezeigen, in seiner Gewalt, die wir dem Leser nicht unangezeigt lassen dürfen, weil sie einen zu großen Einfluß auf die zukünftige Lebensgeschichte unsers Helden hatte.

Doch eben um ihrer Wichtigkeit willen laßt uns ein neues Kapitel mit derselben anfangen.

Neunzehntes Kapitel.

Uso erzählt.

Uso war ein großer Erzähler. — Ohne jemals ein Buch gelesen zu haben, aus welchem er seine Geschichten schöpfen konnte, besaß er eine so große Menge von Traditionen aus den ältesten Zeiten, und hatte in einem Leben von etlichen siebenzig Jahren, so viel eigene Erfahrungen gemacht, so

viel

viel gesehen und beobachtet, daß sein Gedächtniß ein unerschöpflicher Schatz von Merkwürdigkeiten war, zu welchem aber nicht jedermann den Schlüssel hatte; selbst Walter entdekte ihn erst nach einiger Zeit, und lernte ihn zu seinem Nutzen und Vergnügen gebrauchen.

So gesprächig Ufo gegen seine Freunde war, so sehr verschloß er Mund und Herz gegen die, welche er noch nicht genugsam kannte, oder die ihm nicht Anlaß zum Sprechen zu geben wußten. Es waren schon einige Monate in einem ziemlich vertrauten Umgange zwischen ihm und Waltern verflossen, ehe dieser erfuhr, wie sehr sein Freund im Stande war, einer seiner Lieblingsneigungen, dem Triebe nach alten Geschichten, zu willfahren. — Eines Abends, als die beyden Freunde nach Gewohnheit mit einander am Ufer des Meeres saßen, und Walter eben dem Alten die traurige Balade vom Prinzen Klodowig und seiner Stiefmutter Fredegunde gesungen hatte, die wie wir wissen, schon in seiner Kindheit so viel Eindruck auf ihn machte, so fieng er an: Ich wünschte, jemanden zu kennen, der mir diese schöne Geschichte, die in meinem Liede nur ganz kurz gefaßt ist, ausführlich erzählte. — Daß Klodowig ein armer verfolgter Jüngling war, wie ich, das weis ich wohl, auch scheint mir es, daß er, so wie ich, seine Mutter

durch

durch einen gewaltsamen Tod verlohren, sie vielleicht so wenig, wie ich die meinige, gekannt hat. — Warum aber sein Vater, der doch ein König war, der verruchten Fredegunde solche Gewalt über ihn lies, und unter was vor einem Vorwande sie ihm das Leben nehmen konnte, o! wer mir das sagen könnte!

Ufo lächelte über Walters Eifer, mit welchem er dieses sagte. Lehnt eure Harfe an die Felsenwand, antwortete er, und hört mir zu, ich will euch sagen, was ich von dieser Geschichte weis. — Walter war so entzückt, von den Begebenheiten seines Lieblings Klodowig etwas ausführliches zu erfahren, daß er geschwind dem Befehl seines Gefährten gehorchte, ihm dann mit einer stillschweigenden Umarmung dankte, sich, um den Anfang der Geschichte ja keinen Augenblick zu verzögern, ohne ein Wort zu sprechen, dicht zu ihm sezte, und seine Augen voll Erwartung auf das vom Mond beglänzte Gesicht des Alten hefte.

Ufo fieng denn an die Geschichte zu erzählen, die zwar damals schon über siebenhundert Jahr alt war, sich aber wegen des Interessanten, das sie enthält, so gut bis auf unsere Zeiten erhalten hat, daß ich meinen Lesern nicht den Schimpf anthun will, sie dem alten Mönche nachzuerzählen. — Sie würden doch den schwachsinnigen Kö-

nig

nig Chilperich, und seine unvergleichliche Gemahlin Audowera kennen; sie würden doch wissen, wie die gottlose Fredegunde, seine Beyschläferin, sich den Weg zum Throne durch den Tod dieser liebenswürdigen Königin bahnte, wie sie, nun auch den Sohn ihrer getödteten Nebenbuhlerin, den ungezweifelten Thronerben, Prinz Klodowigen auf die Seite zu schaffen suchte, um ihren Kindern die Krone zu versichern. Auch kann ihnen nicht unbekannt seyn, daß Fredegunde, deren Kinder durch göttliche Strafe, an einer ansteckenden Seuche starben, ihren Stiefsohn, um ihm ans Leben zu kommen, der Vergiftung seiner Geschwister anklagte, und unter diesem Vorwande ihren Zweck erreichte. — Daß Ufo diese Geschichte, die er nur aus mündlichen Ueberlieferungen kannte, nach Art der meisten Wiedererzähler, vermehrte und verbesserte, daß er das Schloß Rotsi, wo der unglückliche Prinz ein ganzes Jahr gefangen saß, um die Geschichte desto schrecklicher zu machen, mit bösen Geistern bevölkerte, und daß er endlich den guten Klodowig, anstatt ihn des ehrenvollen Todes der Vergiftung sterben zu lassen, den schon so viele Könige und Helden, wirklich oder der Sage nach gestorben sind, schändlich verhungern ließ, das geht meine, die ungeschminkte Wahrheit liebenden und die Sache besser wissenden Leser nichts

an;

an; aber die ganze Erzählung in den Augen des jungen Walters desto bedenklicher zu machen, und seine Thränen desto häufiger hervorzulocken, dazu waren diese Umstände sehr wirksam, auch ward die Geschichte durch alle diese Zusätze so verlängert, daß Mitternacht schon vorbey, und der Mond längst untergegangen war, ehe sie ins Kloster, zu welchem Uso als Schaffner den Schlüssel hatte, zurük kamen.

Walter war von Usos Erzählung so eingenommen, daß er des andern Abends wieder das traurige Lied vom Prinzen Klodowig spielte, und sich von dem Greise die ganze Geschichte von Wort zu Wort, einige neue Zusätze nicht mit gerechnet, noch einmal erzählen ließ. Der gutherzige Mönch erfüllte die Bitte seines jungen Freundes ohne Widerrede, aber als Walter des dritten Abends die nämliche Foderung an ihn that, so verlies ihn die Geduld, und er ward unwillig. —

Glaubt ihr denn, sagte er, daß ich sonst nichts zu erzählen weiß, als das weinerliche Mährchen von Fredegundens Stiefsohn? Solches trübseliges Zeug taugt nichts für euch; ihr seyd ohnedem stiller und schwermüthiger, als es sich für euer Alter schikt. — Da nehmt eure Harfe, und spielt mir das Heldenlied von König Alfreds Thaten, und was ich euch dann für eine schöne Aus-

legung darüber machen will, das sollt ihr hören. — Walter spielte also, und Ufo erzählte nachher was er ihm versprochen hatte. — Aber seine Erzählung, die euch, lieben Leser! noch viel bekannter ist, als die vorige, diese hier einzurücken, würde ganz überflüssig seyn, und ich sage also nur, daß von diesem Abend an, kein einziger vergieng, da Ufo seinem Untergebenen nicht eine neue Geschichte erzählte; nur die wichtigsten, und für deren durchgängige, zuverläßige Wahrheit der Erzähler stehen konnte, wurden wiederholt, und einigen von ihnen wiederfuhr wohl gar die Ehre, von dem Jünglinge aufgeschrieben zu werden.

Walters Herz wurde durch dieses neue Talent, das er an Ufo entdeckte, noch unzertrennlicher mit ihm verbunden, und seine Dankbarkeit, seine Dienstgeflissenheit gegen ihn, kannte nun vollends keine Gränzen. Den Alten auf seinen Reisen zu begleiten, wurde nun noch weniger versäumt, und Ufo hatte bey denselben, nach zurückgelegtem Wege fast nichts weiter zu thun, als seinem jungen Gefährten die nothigen Aufträge zu geben, weil alles durch ihn auf das Beste besorgt, und vermittelst Walters Goldstücken weit mehr zum Vergnügen der armen Landleute bezahlt wurde, als wenn die Gegenwart des sparsamen Alten, die Freygebigkeit seines jungen Gefährten einschränkte.

Eines Tages waren sie auf dem Rükwege nach dem Kloster begriffen. Der Greis ritt ein Roß, das schon seit vielen Jahren im Dienste des Klosters war, der Jüngling führte dasselbe beym Zaume, und der mit Viktualien beladene Maulesel, der den Weg nach dem Kloster ohne einen Führer kannte, folgte gemächlich hinten nach; Sie hatten kaum die Häfte des Weges zurück gelegt, als sich auf einmal ein Ungewitter erhub, und die beyden Waller nothigte, mit ihren Thieren unter einem schattigten Baume Zuflucht zu suchen. — Das Gewitter rauschte vorüber, ohne daß der Reisegesellschaft ein Unglück an dem gefährlichen Zufluchtsorte, den sie gewählt hatten, zugestossen wäre; aber der Regen hatte den Weg, der ihnen noch übrig war, so überschwemmt, daß es Waltern unmöglich gewesen seyn würde, zu Fuße fortzukommen, und er sich auf vieles Zureden des Alten bewegen ließ hinter ihm auf dem Pferde Plaz zu nehmen. — Bey den wenigen Kräften des Rosses, und der ziemlichen Schwere seiner Bürde, gieng die Kavalkade sehr langsam fort, und kam endlich dem alten Ufo, der sonst wenig zu lachen pflegte, selbst so ebentheuerlich vor, daß er verschiedenen malen in ein lautes Gelächter ausbrach.

Walter, der mehr an die Beschwerlichkeit dachte, die er seinem Mitreuter und dem abgematteten

ten

ten Pferde verursachte, fragte endlich nach der Ursache eines Ausbruchs von Lustigkeit, der ihn an seinem bejahrten Freunde so fremde vorkam, und Ulo beantwortete seine Frage, nachdem er sich noch einmal umgesehn, und die seltsame Figur, die sie beyderseits machten, noch recht betrachtet hatte, auf folgende Art:

Ihr habt recht, sagte er, und nahm eine ernsthafte Miene an, wenn ihr mir mein Lachen verdenket, die Sache, welche mir bey unserer gemeinschaftlichen Reuterey in den Sinn kommt, ist eben so lächerlich nicht, aber die Anwendung oder die Vergleichung die man manchmal in Gedanken von einer Sache macht, ist oft der Grund des Lächerlichen, das man einem andern nicht so beschreiben kann. — Lächerlich ists ja wohl, daß mir, bey mir, einem abgelebten Mönche und euch einem jungen Novizen, die tapfern Streiter Christi einfielen, die ich in meiner Jugend im gelobten Lande gekannt habe, und die damals so arm waren, daß ihrer wohl eher zween auf einem Pferde ritten, man nennte sie deshalben nur die armen Ritter von Jerusalem. — Die armen Ritter von Jerusalem? wiederholte Walter. — Habt ihr diesen Namen nie gehört? versezte der andre, kan wohl seyn, sie fiengen auch sobald an, sich dieses Namens zu schämen, als sie begunten, den Sarazenen furchtbar zu werden. Ein

jeder hielt dann sein eigenes Pferd, und sie hörten sich lieber mit dem Namen, damit ich sie zuerst nannte, Streiter Christi nennen. — Das ist ein sehr schöner Name, erwiederte Walter, und arm sagtet ihr, waren sie? — Ja, sehr arm, antwortete Ufo, denn ob man gleich bald anfieng, keine doppelten Reuter mehr bey ihnen zu sehen, als in ihrem Wappen, in welches sie diese Figur zum Andenken ihrer Dürftigkeit aufgenommen hatten, so waren sie doch immer so bereitwillig, die Gefangenen loszukaufen, die Pilger zu beherbergen, die Nakenden und Hungrigen zu speisen und zu kleiden, und die Kranken zu pflegen, daß sie oft selbst den äussersten Mangel litten, und mit ihren Waffenträgern kaum das Leben hinbringen konnten. — O die herrlichen Leute! schrie Walter in einem Ausbruch von Entzücken, und die habt ihr gekannt, und mir sie noch nie genennt? — O wenn ihr wollt, antwortete der Alte, so kann ich euch diesen Abend genug von ihnen erzählen, aber jezt nicht; denn wir sehen das Kloster schon vor uns, nnd überdieses langt auch mein Athem nicht zu, auf dem Pferde viel zu sprechen. Walter mäßigte seine Fragen die schon auf seiner Zunge schwebten, und sie kamen im Kloster an.

Kuum war das gemeine Abendgebet vorbei, und kaum hatten die Mönche ihre Entlassung

vom

vom Abte erhalten, als Walter schon an Ufos Seite saß, um die Geschichte der armen Ritter von Jerusalem, die ihn so sehr interessiren anfiengen, ungeachtet er sie noch nicht unter ihrem rechten Namen kannte, von ihm zu hören.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Tempelherren.

Ihr habt mir, sagte der Alte, durch eure heutigen Fragen die ganze Geschichte meiner Jugend wieder ins Gedächtniß gebracht, und um euch das was ihr wissen wollt, genau zu erzählen, wird es nöthig seyn, euch auch etwas weniges von mir selbst zu sagen.

Aus meinem Namen, welcher der Name meines Vaters und Großvaters ist, könnt ihr urtheilen, aus welchem Lande meine Voreltern herstammten. Durch Unglücksfälle wurden sie ins gelobte Land gebracht, welches das Land meiner Geburt ist. Als Jerusalem in die Hände der Christen kam, war mein Grosvater mit seinen Kindern bereits in Palästina. Er sowohl als mein Vater waren Kriegsleute, und auch ich

ward zu diesem Stande auferzogen. — Die Christenheit war durch den Besitz der heiligen Stadt nicht viel gebessert. Die Balduine, welche den Thron von Jerusalem besaßen, waren keine Gottfriede von Bouillon, und konnten und wollten die Bedrückungen, die ihre Glaubensverwandten von den Sarazenen auszustehen hatten, weder hindern noch ahnden.

O was für ein Elend war damals im gelobten Lande; wie viel fromme Seelen, welche, durch die Andacht getrieben, nach Palästina kamen, die heiligen Orte zu besuchen, wurden Opfer der Grausamkeit! Wie vielen wurden die Fesseln der Sklaverey angelegt! Wie viele wurden durch Versprechungen und Drohungen in ihrem Glauben irre gemacht, und den Ungläubigen zugesellt! — Mit blutigen Thränen war solcher Jammer zu beweinen, aber es gab Männer unter uns, welche es fühlten, daß in dieser Sache mit Thränen nichts ausgerichtet war, daß man handeln müsse, um der bedrängten Christenheit zu helfen. — Man suchte Beystand in Europa. Die europäischen Könige und Fürsten ließen fleißig das Kreuz predigen, und schickten uns ansehnliche Kriegsheere zu Hülfe, aber diese Hülfe, die uns von aussen zu kam, war bey weitem nicht so wirksam, als die, welche aus unserm eignen Lande entstand.

Am

Am Hofe des Königs von Jerusalem lebten unterschiedliche sehr reiche Herren, nachdem sie ihre Jugendjahre in allen Ausschweifungen zugebracht hatten, nunmehr im Winter ihres Lebens darauf dachten, ihre Sünden durch gute Werke zu büßen. — Sie schlossen ihre Paläste und Landhäuser auf, bewirtheten darinnen die Pilger, und schüzten sie für Gewaltthat. Die in die Sklaverey Gerathenen, kauften sie mit großen Summen von den Fesseln los, und die Kranken und Verwundeten warteten und verbanden sie mit eigenen Händen; kurz, es kann nichts herrlicheres und wohlthätigeres erdacht werden, als die Anstalten die sie machten. Ihre Gesellschaft vermehrte sich, sie fiengen an gewisse Regeln zu beobachten, die sie sich selbst festsezten, und nahmen den Namen der Hospitaliter an.

Ich war zu dieser Zeit ohngefähr achtzehn oder neunzehen Jahr alt, und diente einem jungen Herrn von großem Hause als Waffenträger. Hugo von Pajens war sein Name; Schön war er wie der Engel Gabriel, und fromm wie Sankt Johannes, aber, verzeih mirs Gott, auch so arm wie der heilige Lazarus. Seine Armuth verbarg er so gut er konnte, nur vor mir nicht, der ich sie mit ihm fühlte. Er war stolz und ein Ritter. Seine Besoldung, die er als ein Unterhauptmann bey der Leibwache des Königs von Jerusalem

hatte, reichte nur eben zu, ihn und mich kümmerlich zu erhalten. Frömmigkeit, Menschenliebe und Trieb zum Wohlthun, durchglühten seine ganze Seele, und ihr könnt euch also vorstellen, wie sein Herz klopfte, wenn er von den Wohlthaten hörte, welche die reichen Hospitaliter den armen Christen erzeigten, und die das Gerücht nie ermangelte mit voller Stimme auszubreiten.

Die Hospitaliter trugen auch Waffen, ob sie selbe gleich zu Anfang selten brauchten. Sie nannten sich auch ausser ihren gewöhnlichen Namen Lazarusritter, und sahen es, wie man versichern wollte, nicht ungern, wenn tapfere Männer in ihren Orden traten. Mein Herr kannte das Gewicht seines Schwerts, er brannte von Verlangen, an den guten Werken der Hospitaliter Theil zu nehmen, und eilte zu ihrem Oberhaupte um sich zum Mitglied ihres Ordens zu melden.

Man fragte ihn mit hochmüthiger Miene, wie hoch sich die Summen beliefen, die er zu dem Fond der allgemeinen Wohlthätigkeit liefern könnte? und als Hugo, der eine solche Frage nicht erwartet hatte, mit Erröthen gestand, daß er dem Orden nichts zuzubringen habe, als ein mit Menschenliebe erfülltes Herz, und starke hülfreiche Arme, so beantwortete man ihm dieses auf so eine höhnische Art, daß der junge Mensch end-

lich

lich auch in Grimm gerieth, und dem ehrlichen Lazarusritter und seinem ganzen Orden tausend empfindliche Vorwürfe machte, die noch zum Ueberflusse wahr waren, und die Hugo, so partheyisch er auch für denselben eingenommen war, und so herrlich er die Einrichtung desselben im Ganzen fand, nicht übersehen konnte. — Der gute Herr! warum schwieg er doch nicht, und lud sich durch seinen heiligen Eifer so mächtige Feinde auf den Hals! — Daß die Hospitaliter so viel gute Werke thun konnten, als nöthig gewesen wäre, ihre vormaligen Vergehungen zu büßen; das Ruhmsucht der Hauptgrund ihrer Mildthätigkeit war; daß der Orden bey seinen unermeßlichen Reichthümern bey weitem nicht so viel that als er thun konnte; daß man unterschiedlichen Mitgliedern Bestechung, Partheylichkeit und tausend andre Fehler mit Recht vorwarf das war ja landkündig, aber was für eine Unbesonnenheit, alle diese Dinge einem so großen Manne vorzuwerfen, als der Oberste der Hospitaliter war!

Sehr streng wurden dem armen Hugo seine freyen Reden beantwortet, aber keine derselben ahndete man schärfer als den Vorwurf, daß die Lazarusritter, ungeachtet der Waffen die sie trügen, blos damit sich beschäftigten, Unglück zu vergüten das man hätte abwenden können, und

Wunden zu heilen, die man nicht hätte sollen schlagen lassen. — Braucht eure Schwerter, ihr Weichlinge, schrie Hugo in seiner unüberlegten Hitze, sezt euch ins Feld, und demüthiget die Sarazenen, unsere Feinde! Schüzt die armen Pilger vor den Wunden, die ihr hernach mühsam in euren Häusern heilet; Vertheidiget sie, daß sie nicht in die Hände der Ungläubigen fallen, so könnt ihr der Mühe überhoben seyn, sie mit großen Summen von der Sklaverey loszukaufen; das Geld ist ein Mittel, das ein tapferer Mann nur da brauchen muß, wo das Schwert nicht hinreicht. — Aber eure durch Ausschweifungen entnervten Arme sind zu schwach das Schwert zu führen; und diejenigen, die in diesem Stück an eure Stelle treten könnten, weiset ihr von eurem Orden zurück, weil sie arm sind, weil sie euch nichts anzubieten haben, als volle ungeschwächte Jugendkraft, und Heldenmuth, der durch unverletzte Unschuld unterstützt wird! — —

Mein Herr verließ das Haus des Hospitaliters mit grimmigen Zorn, und ich, dem er alle seine Angelegenheiten zu entdecken pflegte, hatte genug zu thun, ihn ein wenig zur Ruhe zu bringen. Ich zitterte für den mächtigen Feinden, die mein Herr sich gemacht hatte, und besorgte das, was noch am nehmlichen Tage erfolgte: König Baduin nahm ihm seine Bedienung, und

Hugo

Hugo und ich waren nun aufs äusserste gebracht. Daß dieses von der Rache der Hospitaliter herrührte, welche das Herz des Königs in Händen hatten, konnte ein jeder einsehen, und daß wir Jerusalem eilig verlassen mußten, wenn wir nicht noch feindseliger von ihnen angegriffen seyn wollten, suchte ich meinem Herrn lange umsonst begreiflich zu machen. Endlich gelang es mir: er entschloß sich zur Flucht, und wollte nur noch vorher seinen Freund, den einigen den er hatte, Gottfried von Aldemar besuchen. Dieser Ritter, war meinem Herrn in allem gleich; er war eben so jung, eben so gut, und eben so arm als er. Sie liebten sich mit wahrhafter Bruderliebe, und, Gottfrieden, ungeachtet ihn nichts aus Jerusalem trieb, war es so etwas Schreckliches sich von seinem Freunde trennen zu müssen, daß er sich entschloß seine kleine Kriegsbedienung, von welcher er lebte, aufzugeben und nebst Hugo aus der Stadt, wo seine Feinde wohnten, zu entfliehen. —

Der König von Frankreich hatte voriges Jahr einige Hülfsvölker nach dem heiligen Lande geschickt, welche aber wenig ausgerichtet hatten, und nun zurück berufen wurden. Hugo und Gottfried, entschlossen sich, mit dieser Gelegenheit nach Europa zu schiffen, und während der Seereise einen Anschlag vollends durchzudenken, und auszubilden, welcher meinem Herrn seit dem

Streite mit dem Hospitaliter beständig im Sinne lag, und den er seinem Freunde sogleich mitgetheilt hatte. — Dieser Anschlag bestand darinnen, den Lazarusrittern zum Trotz einen Orden zu errichten, der alle die Vorzüge haben sollte, die man bey jenem vermißte. Nicht auf Reichthum, sondern auf Gottesfurcht und christliche Barmherzigkeit sollte er gegründet werden. Sich der Unterdrückten anzunehmen, sollte zwar eine ihrer Hauptpflichten seyn, aber vor allen Dingen wollte man mit dem Schwert in der Hand wachen, um die Unterdrückung zu verhüten. Kein Lasterhafter sollte unter ihre Gesellschaft aufgenommen werden, keiner der alte Sünden im Ordenskleide zu büssen gedächte, sondern nur Jünglinge, denen man nicht Eine Vergehung aufrücken könnte, und die den Ruhm unbescholtner Tugend mit dem Ruhm heldenmüthiger Tapferkeit verbänden. Was für Foderungen waren dies, und wie konnten Hugo und Gottfried in einer so verderbten Welt, bey denselben hoffen, ihren Anschlag jemals zu Stande zu bringen.

Ha! schrie Walter, indem er mit glühendem Gesicht aufsprang, ich hätte zu jenen Zeiten leben sollen! Was meynt ihr, lieber Vater, würden die Ritter wohl einen Augenblick gezweifelt haben mich in ihre Gesellschaft aufzunehmen? — Fragt euer Gewissen, mein Sohn, antwortete

der

der Alte. Gott kennt mein Herz und die Unschuld meines Lebens, erwiederte Walter mit edelm Stolze. O, daß Gottfried und Hugo noch lebten! — Aber fahrt fort, lieber Ufo! brachten die Ritter viel Jünglinge zusammen, die ihres Ordens würdig waren? Sieben Gefährten bekamen sie in Frankreich, antwortete der Alte, davon einer einiges Vermögen besaß, welches er anwendete seine Gesellschafter auszurüsten, und ihre Ueberfahrt nach Palästina zu besorgen. Auch sahe man am französischen Hofe den Nutzen eines solchen Ordens ein, bestätigte ihn, gab meinem Herrn den Namen eines Großmeisters desselben, versahe ihn mit einigen nicht ganz unbeträchtlichen Schenkungen, um seine gute Absicht zu unterstützen.

Bey unserer Rückkunft nach Jerusalem, hatte sich vieles zu unserm Vortheil verändert. Die Ehre und die Unterstützung die Hugo und Gottfried am französischen Hofe erhalten hatten, und die anständige Begleitung von sieben Rittern und ihren Knappen verschafte ihnen eine gute Aufnahme bey König Balduin, der sich ohnedem jezt mit den Hospitaliten entzweyt hatte, und der, um jenen Verdruß zu thun, seine Gefälligkeit so weit trieb, daß er diesen neun Rittern eine ansehnliche Wohnung nahe beym ehemaligen Tempel eingab. —

Hugo, der wohl einsah, daß er etwas von seiner stürmischen Gemüthsart nachlassen müßte, wenn er in seinen Unternehmungen glücklich seyn wollte, überhob sich der Gnade des Königs nicht, und fieng an gefälliger gegen die Hospitaliter zu werden, welches ihm um so viel leichter ward, da sein alter Feind ihr ehmaliger Großmeister, todt, und der gegenwärtige ein Mann von dem edelsten Charakter war. Sein Orden bekam unter ihm ein ganz anders Ansehn. Wohlthun war seine Freude, und er erstreckte seine Großmuth so gar auf den neuerrichteten Orden Hugos. Ihn in die Höhe zu bringen, war sein ganzes Bestreben, und da er bey aller Güte seines Herzens, doch etwas stolz war, so war er der erste, der den Namen der armen Ritter von Jerusalem, den unsere neun Ritter bisher geführt hatten, anstößig fand, und meinem Herrn rieth, ihn lieber mit einem andern zu vertauschen. —

Alles lachte nun den vor kurzen verachteten und verstossenen Hugo an, alles bequemte sich zu seinen Absichten. Pabst Honorius vereinigte sich mit dem Patriarchen Stephan, den neuen Orden zu bestätigen. Unsere Ritter erhielten ein Ordenskleid, den Namen der Streiter Christi, und eine besondere Ordensregel, welche der Abt von Clairvaux, Sankt Bernhard, entwerfen mußte. — Sankt Bernhard? rief Walter, Himmel!

mel! den kenne ich, den Freund und Anverwandten des edeln Tempelherrn Andreas. Aber sagt mir doch, mein Vater, beym Namen des Tempelherrn fällt mir es ein, sind denn etwa die Ritter von denen ihr mir erzählt, die berühmten Tempelritter? Ach, ich kennte einst einen großen edeln Mann dieses Ordens! — O wenn die armen Ritter von Jerusalem Brüder des geliebten Andreas wären! — Ufo foderte hierauf, daß Walter die Ordenstracht beschreiben sollte, die er an dem Tempelherrn gesehen hatte, und meynte, nachdem dieser ihm alles gesagt hatte was er sich davon erinnern konnte, diese Tracht hätte so wenig Aehnlichkeit mit der Kleidung der Ordensbrüder Hugos, als der Name der Tempelherrn mit dem Namen der Streiter Christi. Vornehmlich machte ihn das rothe Kreuz und der goldne Gürtel irre, davon Walter Erwähnung that, und das ihn für die Demuth der armen Ritter von Jerusalem viel zu kostbar dünkte.

Daß Ufo ohne es zu wissen wirklich von den Tempelherrn redete, werden meine erfahrnen Leser längst gemerkt haben. Daß aber der einfältige Alte sich sogar nicht in ihren Namen und Kleidung zu finden wußte, rührte daher, weil sie Kreuz und Gürtel erst wohl dreyßig Jahr nach Entstehung ihres Ordens, als Ufo schon lange im Kloster war, von Pabst Eugen dem Dritten

erhiel-

erhielten, und den erhabenen Namen der Tempelherren, in den ersten Zeiten ihrer Demuth und Niedrigkeit noch gar nicht kannten, sondern ihn alsdenn erst annahmen, da man schon anfieng den Stolz als ihren auszeichnenden Charakter anzusehen. Der goldne Ring des Ritters Andreas dessen Walter noch zulezt gedachte, verderbte vollends alles. Ufo behauptete, daß die Streiter Christi nimmer dergleichen weltlichen Zierrath würden getragen haben, und daß sie und die Tempelherren also unmöglich Brüder seyn könnten. Es ist ja wohl möglich, sezte er hinzu, daß nach und nach mehrere geistliche Ritterorden im gelobten Lande entstanden seyn, aber schweigt mir von euren Tempelherren, die armen Ritter von Jerusalem sind mir lieber, als alle Ritter auf der ganzen Welt. Walter mußte sich in diesen Schluß ergeben, so unangenehm er ihm auch war, er suchte die Ursache dieses Mißfallens in seiner Seele; er konnte sie sich nicht recht entwickeln; und bat den Mönch in seiner Erzählung fortzufahren.

Nur wenig ists noch was ich euch zu sagen habe, versezte Ufo, denn nun naht in meiner Geschichte die Zeit heran, da ich mich von meinem lieben Herrn trennen mußte. Die Zahl der Ritter hatte binnen zehn Jahren bis auf dreyhundert zugenommen. Wie dieses zugieng, ob

Hugo

Hugo von der Strenge seiner ersten Foderungen etwas nachließ, oder ob Tugend und Unschuld damals bey den Jünglingen jener Zeit etwas gewöhnliches zu werden anfiengen, weis ich nicht. — Ich glaube das Letzte, rief Walter, wie sollte es dem edeln Hugo möglich gewesen seyn, von der Reinigkeit seiner Ordensregel abzugehn? O, Ufo! stellt euch eine Gesellschaft von dreyhundert Jünglingen vor, alle fromm und heilig wie die Engel Gottes!! ! Ja, ihr habt recht, die Streiter Christi sind allen Rittern der Welt vorzuziehn, selbst den Tempelherren; Unter den lezten waren, wie Matilde oft erzählt hat, viele Gottlose, die den Ritter Andreas haßten und verfolgten, aber unter Hugos Brüdern konnten, konnten keine Bösen geduldet werden. — Ufo lächelte über das Feuer mit welchem Walter sprach; Gut, fuhr er fort, dem sey so, wie ihr denkt. Genug die Anzahl der Streiter Christi wuchs; ihre Siege wider die Ungläubigen breiteten sich aus, die Vortheile, die der Christenheit durch sie zufielen, waren in die Augen fallend aber — sie blieben ungeachtet ihres neuen Namens doch immer die armen Ritter von Jerusalem, denn wie hätte das was sie besassen, für sie und alle Nothleidende, denen sie zu helfen strebten, zureichen können!

Hugo sahe sich genöthigt, um den Bedürfnissen seines Ordens abzuhelfen, eine Reise nach

Europa zu thun. — Er gedachte zum König von England in die Normandie zu reisen, weil dessen Güte, Großmuth und Frömmigkeit bekannt war, und auf dieser Reise war es, da mich das Schicksal von meinem lieben Herrn riß, und mich in dieses Kloster schleuderte. Hört, wie das geschah, wenn ich anders Vermögen haben werde, euch mein Unglück zu erzählen.

Ich und einer meiner Brüder begleiteten Hugo als Waffenträger. Ein unseliger Zwist, dessen Ursache hier zu melden zu weitläuftig wäre, entspann sich zwischen uns beyden; mein Bruder zog das Schwert wider mich, ich dachte mich nur zu vertheidigen, und, o Gott, ich hatte das Unglück meinen Bruder ums Leben zu bringen! — Die Sonne verbarg ihr Angesicht für meiner Unthat; der Himmel schwärzte sich; ein schrecklicher Sturm zerscheiterte unser Schiff, das Meer verschlang alle unsere Reisegefährten, und warf mich und meinen Herrn allein an diese Insel. Himmel! warum mußte ich Verbrecher am Leben bleiben? Warum mußte mein Herr um meinetwillen leiden? Warum mußte das Blut so vieler Unschuldigen noch auf meine ohnedem mit Brudermord belastete Seele geladen werden. Fast wars unmöglich zu glauben, daß der Allgerechte also richten, daß Gott so viele, die nicht gesündigt hatten, von den Wellen verschlingen lassen

sollte,

sollte, um den Brudermord zu rächen, den ich, der lebendig blieb, begangen hatte. Demohngeachtet war mein Herr dieser Meynung. *) Er machte mir keine Vorwürfe, er bemitleidete mich wegen der Quaal meines Gewissens, aber er sagte mir, daß es nun unmöglich wäre, daß wir länger bey einander bleiben können.

Die Mönche dieses Klosters verschaften ihm Gelegenheit, seine Reise fortzusetzen, von deren Ausgang ich aber nie etwas erfahren habe, und mir riethen sie, zu Beruhigung meines Gewissens, zur Wallfahrt nach Rom. Ich gehorchte, und der Pabst legte mir zur Buße auf, daß ich auf Lebenszeit in das Kloster der Insel gehen sollte, wo mich die göttliche Rache ans Land geworfen hatte. Ich kehrte also zurück. Funfzig Jahr sind es nunmehr daß ich hier gelebt habe. Ich habe es an keiner Busse fehlen lassen meine Missethat auszulöschen, und doch giebt es noch Stunden, wo sie mit voller Schwere auf meine Seele fällt. Ach Gott, die gegenwärtige ist eine von diesen schrecklichen Stunden! — O mein Sohn, was habt ihr gethan? Warum habt ihr mich genöthigt, diese alte Wunde wieder aufzureissen?

*) Ueberseht, meine Leser! dem edeln Hugo die Vorurtheile seiner Zeit.

Walter ließ es an keinen Bemühungen fehlen, den wüthenden Schmerz zu stillen, der den unglücklichen Greis am Ende seiner Erzählung überfiel, und viele Tage und Wochen vergiengen ehe sich ein Schimmer der vorigen Heiterkeit auf Ufos Gesicht zeigte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Wallfahrt.

Walter litt viel in der Gesellschaft seines schwermüthigen Freundes, aber selig ist der, welcher frühzeitig lernt, gern den Schmerz des Bekümmerten zu theilen, und das Herz des Geängsteten zu trösten.

Nachdem die Ruhe in Ufos Herzen ein wenig wieder hergestellt war, fand unser Jüngling Zeit zu andern Gedanken. Seine ganze Seele war von demjenigen erfüllt, was ihm der Greis erzählt hatte; und er fand noch tausenderley über das er ihn gern befragt hätte, wenn er nicht besorgt gewesen wäre, eine abermalige Erinnerung an die Geschichten der Vorzeit, mögte seinen Gram über den Theil der Erzählung, der ihn selbst betraf, von neuen rege machen.

Unser

Unser Walter blieb also seinen eignen Gedanken über die Streiter Christi überlassen, und überzeugte sich je mehr und mehr, daß sie und die Tempelherren ganz verschiedene Leute wären. Seine Neigung, dereinst den Orden des Ritters Andreas anzunehmen, haben wir im vorhergehenden mit einigen Worten bemerkt, aber jezt lenkte sich sein ganzer Sinn auf die Seite der Streiter Christi, deren rechten Namen er verkannte. Ihr Ursprung, ihre Beschäftigungen, die Eigenschaften die von ihnen gefodert wurden, alles, alles gefiel ihm, sogar ihre Armuth. — Er selbst war arm, und glaubte sich in der Gesellschaft von seines Gleichen wohl zu befinden. Auch war von den Vorurtheilen der Mönche, unter denen er lebte, manches in seiner Seele hangen geblieben: er war nicht abgeneigt, die Armuth für etwas verdienstliches zu halten, eine Meynung, die so fest in seiner Seele lag, daß, ob er gleich in seinem künftigen Leben, oft Besitzer großer Schätze ward, er doch immer dafür sorgte, nicht lange reich zu bleiben, sondern das was er hatte, so geschwind als möglich, unter andere zu vertheilen.

Das Nachdenken über Ufos, meinen Lesern vielleicht nicht halb so wichtige Erzählung, der Wunsch, seine gegenwärtige ihm immer lästiger werdende Lebensart, mit einem Stande zu vertauschen, in welchem sich alles was ihm wichtig

war, Andacht, Menschenliebe und Tapferkeit vereinigte, und die Ahndung, daß dieser Wunsch einst würde erfüllt werden, beschäftigten das Herz unsers Walters so sehr, daß er fast gar keinen Wohlgefallen mehr an seinen bisherigen Lieblingsgeschäften hatte.

Er ward noch stiller und ernster als zuvor. Die Harfe ruhte in ihrem ehemaligen Winkel, und Ufo wurde fast nie um neue Erzählungen gebeten. Besonders hatte Walter den Geschmack an den fabelhaften Geschichten des Alterthums verlohren. Was er am liebsten hörte, waren Bruchstücke aus der eignen Lebensgeschichte des Greises, die er zuweilen ungebeten zum Vorschein brachte. Meistens machten die Erinnerungen voriger Zeiten den ehrlichen Ufo traurig. Walter getraute sich denn nicht weiter in ihn zu dringen, beyde schwiegen, und ihr ehemaliger so angenehmer Umgang hatte auf diese Art, durch eine zufällige Begebenheit, die dem Mönch die Tempelherrn in den Sinn brachte, durch ein Gespräch, das sich mit Lachen anfieng, ein ganz anderes Ansehen gewonnen.

Was Walters tiefsinniges und trauriges Wesen vermehrte, war, daß bereits einige Monate über ein Jahr verflossen waren, seit er die Insel zum erstenmale betrat, und sich dem ohngeachtet noch kein Bote von Hunbergen sehen ließ, um ihn aus

seiner

seiner Einsamkeit abzuholen. Die Klosterherren, welche ihn dieses Jahr über fast nur als Gast behandelt hatten, fiengen nun allgemach an, ihn zu fragen, ob er den Beruf zum Klosterleben in sich bestätigt fühlte, und wohin sich seine Wahl neigen würde, wenn Paul wiederkäm, um ihn um seine Gesinnungen zu befragen? Zuweilen ward auch mit eingestreut, daß der Gesandte der Gräfin von Flandern sehr lang aussenblieb, daß die Gemüther der Großen veränderlich wären, daß Hunberga vielleicht nicht mehr an ihn dächte, und daß es also auf alle Fälle für ihn das Beste seyn würde, die Einsamkeit der Welt vorzuziehen. — Selbst Ufo, der zu Anfang wie wir wissen, dem Jünglinge mehr zum Leben in der Welt, als zum Kloster angerathen hatte, selbst dieser schien sich geändert zu haben. — Er hatte sich, vornehmlich in der traurigen Lage, in die ihn die Erzählung seines Schicksals vor einiger Zeit versezte, so an die Gesellschaft seines jungen Freundes gewöhnt, daß er glaubte, nicht ohne ihn leben zu können. Es war ihm genug, Waltern um sich zu haben, wenn die Unterhaltung mit ihm gleich nicht mehr so angenehm und lebhaft war, wie vordem.

Ufo hatte, ohne es zu wissen, durch die Geschichte der Streiter Christi, das Meiste dazu beygetragen, Waltern das Klosterleben vollkom-

men verhaßt zu machen. — Ein Jahr das er in dieser völligen Abgeschiedenheit von der Welt zugebracht hatte, und die tiefen Eindrücke von strenger systematischer Heiligkeit und Andacht, die seine zur Schwermuth geneigte Seele, in dieser Zeit erhalten hatte, hätten vielleicht die entgegen gesezte Wirkung gethan, ihm das Geräusch der Welt unausstehlich gemacht, und ein stilles Kloster seinen Augen als den vorzüglichsten Aufenthalt vorgemahlt, wenn nicht Ufos Erzählungen ihm einen Stand geschildert hätten, dem seinem Urtheile nach keiner in der Welt zu vergleichen war. Der Stand eines geistlichen Ritters schien ihm ein so angenehmes Mittelding zwischen Welt und Klosterleben zu seyn, er fand in demselben die Stille und Heiligkeit des einen, mit der Freyheit und Geschäftigkeit des andern, so glücklich verbunden, daß er sich völlig für denselben in seinem Herzen erklärte und nun doppelt sehnlich auf die Ankunft Pauls wartete. Er war überzeugt, wenn er nur erst wieder bey der Gräfin von Flandern wäre, und ihr selbst seine Wünsche vortragen könnte so würde sie keine von ihm gewählte Lebensart mißbilligen, und es gern zugeben, daß er das glänzende Schicksal dazu er, wie sie in ihrem Briefe schrieb, bestimmt war, und das Leben nahe am Throne mit der Fahne der Streiter Christi vertauschte.

Es ward ihm sauer, seine Gesinnungen vor seinem alten Freunde zu verbergen, aber er wußte daß er ihn durch den Gedanken an die Trennung von ihm beunruhigte, und getraute sich also nicht, eher etwas davon zu sagen, bis er nicht mehr schweigen konnte. Zu dieser Zeit war es, da sich eine Sache zutrug, die nicht allein in das Schicksal unsers Walters, sondern auch der armen Mönche seines Klosters einen sehr großen Einfluß hatte.

Daß man von Marseille nach der Insel des Klosters in kurzer Zeit überschiffen konnte, wissen meine Leser, aber so klein auch dieser Weg war, so wurde er doch selten befahren. Die Einwohner dieser ansehnlichen Stadt, liebten Pracht und Vergnügen zu sehr, als daß sie unsern ernsten schwermüthigen Mönchen, die nichts hatten als den Ruf ihrer Heiligkeit, hätten Besuche machen sollen. Die Klosterherren hatten dagegen einen zu großen Abscheu für der Weltlichkeit die zu Marseille herrschte, und von welcher nur durch Zufall zuweilen ein Gerücht für ihre Ohren kam, als daß sie Umgang mit den Einwohnern dieser sündigen Stadt hätten suchen sollen. Auch hatten sie der Marseillaner nicht nöthig: Die Fruchtbarkeit der Insel, die sie bewohnten, und der Fleiß der Landleute des Dorfs, das wir schon oft erwähnt haben, war hinreichend, sie mit den

wenigen Nothwendigkeiten des Lebens zu versorgen, deren sie ihrer strengen Regel nach genieſsen durften. — Nie sahe man ein Schiff von der Stadt an unserer Insel landen, als zur Zeit der Ernte und der Weinlese, da sich jährlich einige Kaufleute einfanden, den Bewohnern dieser Insel ihren Ueberfluß an Korn und Wein abzukaufen, oder gegen geringe leinene und wollene Zeuge, und andere Kleinigkeiten, die der Insel etwa abgiengen, einzutauschen. — Es war also eine höchst unerwartete Erscheinung, als man diesesmal gegen den Frühling ein Fahrzeug von Marseille an der Insel anlegen sah, und die Verwunderung vermehrte sich, als die Ankommenden ihren Weg nicht nach dem Dorfe, sondern gerades Weges nach dem Kloster nahmen. — Walter sahe durch einen Zufall ihre Ankunft, und würde ihnen, weil er Paulen unter ihnen vermuthete, entgegen geeilt seyn, wenn er dieses ohne Erlaubniß hätte wagen dürfen, er begab sich indessen zu Ufo um ihm seine Muthmaßungen zu entdecken, und beyde erwarteten mit vieler Ungeduld, was sie vernehmen würden.

Die Ankommenden wurden indessen von dem Abte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und Demuth an der Klosterpforte empfangen. Er fragte nach ihrem Begehren, und sie antworteten, sie hätten eine Werbung von dem Vikomte von Barral, welcher damals in Marseille regierte,

die

die ſie gern vor dem ganzen Konvent ablegen wollten. Uſo und Walter, die nicht mit zu der geweihten Zahl der zwölf vornehmſten Mönche gehörten, erfuhren von dieſer Werbung nichts, als nachdem die Abgeſandten fort waren, und der betrogne Walter wohl merkte, daß Paul nicht unter ihnen geweſen war. Der Abt ließ Uſo als den Schafner des Kloſters zu ſich rufen, um ihm einige durch die Botſchaft verurſachten Befehle zu geben, und redete ihn folgendermaßen an: Endlich, ſagte er, endlich hat die göttliche Gnade das Herz der Sünder gerührt, endlich ſind unſere Gebete für unſere Brüder in Marſeille erhört. Sie wollen ſich bekehren, und an dem Fuß unſerer Altäre Vergebung ſuchen. Morgen wird der Vikomte von Barral mit ſeinem ganzen Hofe und den Vornehmſten der Stadt als Pilger im härnen Gewand, mit bloßen Füſſen und unbedecktem Haupte ſich bey uns einfinden, und ſich vor den Augen des Himmels demüthigen. O daß ihre Herzen alle ſo rechtſchaffen vor Gott mögten erfunden werden, als die Herzen ihrer Abgeſchickten. Mit bleichem, von dem Schmerzen der Buße abgezehrten Geſicht, mit ſchwacher kaum hörbarer Stimme, brachten ſie ihr Anliegen vor, und ich fühlte bey ihrem Anblicke die Freude der Engel über einen wiederkehrenden Sünder.

Der fromme Abt beschloß seine Rede mit einem Strom von Freudenzähren, und hängte denn seinen Worten nur noch den Befehl an, daß Ufo alles zum Empfang und Bewirthung ihrer frommen Gäste bereit halten sollte. So schlecht auch die Bewirthung seyn mogte, welche büssende Pilger von den Mönchen eines solchen Klosters, wie das unsrige, zu erwarten hatten, so bekamen doch der alte Schafner und sein junger Gehülfe für diesen Tag Geschäfte die Menge, und wir, um sie nicht zu stören, wollen uns etwas anders zu thun machen, und unsern Lesern nur wenige Worte sagen, um ihre Begriffe von den Marseillauern zu berichtigen, ehe dieselben auf unserer Insel anlangen.

Der Abt des Klosters beurtheilte diese guten Leute auf doppelte Art falsch; sie waren weder so böse, als er sie bisher gehalten hatte, noch so fromm als er sie jezt glaubte. Ihre ganze Gottlosigkeit bestand darinnen, daß sie Spiel, Tanz, Gesang und Liebe für die Glückseligkeiten des Lebens hielten, sich ihres Reichthums und der paradisischen Gegend, die sie bewohnten, freuten, und übrigens, wenn sie es auch mit den Uebungen strenger Andacht nicht allemal so gar genau nahmen, doch diesen Abgang durch überflüssige Werke der christlichen Mildthätigkeit ersezten, in welchem sie eher zuviel als zu wenig thaten.

So

So war es mit ihrem sündlichen Leben beschaffen, und mit ihrer gegenwärtigen Buße, die den frommen Klosterherrn so sehr rührte, und ihren durch Reue und Gram abgezehrten Wangen, die ihm so erbaulich vorkamen, hatte es auch seine eigene Bewandniß. Ihre Sünden durch eine Wallfahrt zu büssen, war freylich, nach den Sitten der damaligen Zeit, ihr ganzer Ernst, ob ihnen aber diese Sünden jemals in den Sinn gekommen seyn würden, wenn sie nicht das große Elend in welchem sie sich gegenwärtig befanden, daran erinnert hätte, das wissen wir nicht zu sagen.

Ein mit sarazenischer Beute beladenes Schif aus dem gelobten Lande hatte den unglücklichen Einwohnern von Marseille die Pest mit gebracht. Tausende von ihnen waren schon dahin, und die Uebrigen, welche, wie das Ansehen der Abgeschickten auswies, dem Tode fast schon im Rachen waren, entschlossen sich, das Schwert des Würgengels durch alle ersinnliche Bußübungen von ihren Nacken abzuwenden. Oeffentliche Gebete, Fasten, Allmosen, alles war schon die Reihe hindurch ohne Erfolg gebraucht, nur Wallfahrten fehlten noch; aber wir wissen nicht, ob sie keine heiligen Orte in der Nähe, oder ob sie zu ihren eignen Heiligen kein Vertrauen hatten, oder ob man sich vielleicht, welches uns am wahrschein-

scheinlichsten dünkt, an allen von der Seuche noch unangesteckten Orten, die Ehre verbat, sie bey sich zu sehen, kurz, sie entschlossen sich, bey unsern frommen Mönchen einen bußfertigen Besuch abzulegen. Sie kamen, wurden mit offenen Armen empfangen, bekannten ihre Sünden, erhielten Vergebung und himmlischen Seegen, athmeten mit der reinen ätherischen Luft der glücklichen Insel Gesundheit ein, und hinterließen ihr den Tod.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Tod tritt in die Fußtapfen der Pilger von Marseille.

Verzeihet, meine Leser, daß ich euch nichts Umständliches von dieser Wallfahrt erzähle, sie war so beschaffen, wie alle damals gewöhnliche; nur ihre Folgen waren merkwürdig. Mit reichen Geschenken besuchten die Pilger die Altäre des Klosters, aber nichts wurde von den frommen Mönchen angenommen. Nehmt eure Schätze zurück, sagte der Abt, und theilt sie unter diejenigen aus, welche ihrer bedürfen; Ihr werdet in eurer

Stadt

Stadt mehr Dürftige finden, als auf unserer Insel, die uns das, was wir nöthig haben, reichlich darbeut. — Die Pilger gehorchten in Demuth, ließen aber doch einen Theil ihrer Gaben im Dorfe zurük, wo, wie wir wissen, der Ueberfluß, den der genügsame Abt rühmte, nicht in allen Hütten in gleichem Maaße herrschte.

Mit redlichem Herzen gaben die frommen Büssenden, ohne zu ahnden, daß die, welche sie begabten, durch ihre Geschenke in das äußerste Elend gestürzt wurden; sie hätten es denken können, aber welcher Kranker denkt wohl bei dem Uebel das ihn verzehrt, an etwas anders als an sich selbst. Zu dem hielten sich alle diese Waller noch für unangestekt von der Seuche die in ihrer Stadt wüthete, und glaubten dadurch, daß sie von dem Uebel, das ihre Andacht rege machte, schweigen, und dadurch Furcht und Abscheu vor ihnen bey den Insulanern verhüteten, diese guten Leute für aller Gefahr gesichert zu haben.

Schon des andern Tages nach der Wallfahrt, wurden zween von unsern Mönchen ins Dorf gerufen. Kranke zu trösten, und Sterbende zur ewigen Ruhe einzuweihen. Sie selbst kehrten krank zurück, und folgten denen, die sie zum Todte bereitet hatten, in wenig Tagen nach.

Ufo ward nebst Waltern ins Dorf geschickt, Lebensmittel zu holen, hörte daselbst das erste Wort

von

von der Muthmaßung, daß die Pilger aus Marseille der unglücklichen Insel die Pest zurükgelassen hätten, und hütete sich wohl, etwas von den vergifteten Speisen und Getränken mit sich zu nehmen. Er hatte bey seiner Heimkunft kaum so viel Zeit, dem Abte die Nachricht von dieser schrecklichen Sage zu bringen, denn auch er ward, ungeachtet aller seiner Vorsichtigkeit, von dem schrecklichen Uebel aufs Krankenlager geworfen. Waltern erhielt seine Jugend und Stärke; er war im Stande, seinen Freund mit der zärtlichen Sorgfalt eines Sohns zu warten, aber — alles war vergebens. Ufo starb des dritten Tages in seinen Armen, ohne daß er den Trost gehabt hätte, den lezten Seegen aus seines Gefährten Munde zu erhalten, denn das Gift der Krankheit hatte schon zeitig seinen Verstand benebelt. —

Fodert nicht von mir, meine Leser, daß ich euch die Empfindungen unseres Jünglings bey dieser Gelegenheit schildere; ihr könnt es euch denken, wie sehr der Verlust seines Freundes sein Herz angreifen mußte, und doch würde er vielleicht zu anderer Zeit noch mehr gefühlt haben, als jezt, da sich überall Gegenstände des Schmerzens seinen Augen darstellten, und seine Empfindungen theilten. — Die Bewohner des Klosters wurden einer nach dem andern von der Seuche angegriffen, und bald kam es dahin, daß

Wal-

Walter noch der einige Gesunde im ganzen Kloster war. Unmöglich würde es ihm gewesen seyn, alle Kranke, die auf seine Pflege warteten zu versorgen, wenn ihre Anzahl nicht bald bis auf die Hälfte abgenommen hätte. Stündlich kamen Boten aus dem Dorfe, die geistliche Hülfe der Mönche für ihre sterbenden Freunde zu erbitten; sie fanden die guten Väter theils sterbend, theils in dem kläglichsten Zustande. Die Post die sie zurück brachten, machte bald, daß man im Dorfe glaubte, die Pest hätte das Kloster völlig verödet, und alle fernere Wege nach demselben würden also vergeblich seyn; ein Wahn, welcher vielleicht das einzige Mittel war, einige von Walters Kranken zu retten. Durch seine Wartung blieben, nebst etlichen Layenbrüdern, fünfte von den Mönchen und der Abt beym Leben; seine Pflicht hierinnen so redlich zu thun wie er, dazu gehörte fast übermenschliche Anstrengung. Er handelte wie er handeln mußte, ohne zu fühlen wie viel er that. — Die Todten zu beerdigen, war für Walters sinkende Kräfte unmöglich. Nur Ufo und die beyden zuerst Verstorbenen erhielten diese Ehre, die andern mußte Walter, so sehr es ihn auch kränkte, daß er ihre Gebeine nicht mit geweihter Erde bedecken konnte, dem Meere anvertrauen.

Fürchterlich stürmte das Meer in diesen traurigen Tagen; es war, als ob es sich scheute, die

heiligen Leichname, die Walter ihm übergab, einem anständigern Grabe zu entreißen. Auf der Insel wütheten gleichfalls Stürme, die den Erdbeben nahe kamen. Der wegen seiner Baufälligkeit unbewohnte Theil des Klosters stürzte vollends ein, und zu der Sorge, die der abgemattete Walter wegen seiner Kranken hatte, gesellte sich oft die Furcht, nebst ihnen unter den Ruinen des Klosters begraben zu werden. — Aber so fürchterlich auch diese Dinge unserm Jünglinge waren, so gereichten sie doch zum Besten der dem Ansehen nach nun fast ganz ausgestorbenen Insel. Die Stürme reinigten die vergiftete Luft. Walters Kranke fiengen an, sich zu erholen, und waren bald im Stande, ihrem liebreichen Wärter, ihrem Lebenserhalter, das zu vergelten, was er an ihnen gethan hatte.

Von tödtlicher Ermattung aufs äußerste gebracht, sank er nun selbst auf das Krankenlager; aber seine Krankheit war nicht jene giftige Seuche, die, wie es schien, nun gänzlich ausgewüthet hatte, sondern blos Erschöpfung seiner Kräfte, die durch seine Jugend und den Beystand der wiedergenesenden Mönche, bald völlig überwunden ward.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ein Fest, das, wie bey vielen geschieht sich mit traurigen Ahndungen endiget.

Der Tag der völligen Wiederherstellung unsers Walters war für die wenigen Bewohner des Klosters ein Freudentag. Hatten die guten Greise ihn vorher wegen seiner Jugend, Schönheit und guten folgsamen Gemüthsart geliebt, so verehrten sie ihn nun wie einen Heiligen. Sie sahen große Dinge von seiner frühen Tugend voraus, und wer weis, was ihm in Zukunft für Ehre widerfahren wäre, wer weis, ob man ihn nicht dereinst unter die Zahl der Heiligen des Klosters aufgenommen hätte. wenn er sich das Anerbieten des Abts hätte gefallen lassen, das er ihm am Tage seines ersten Ausgangs zum Glückwünschungsgeschenk machte.

Mein Sohn, sagte er, ich biete euch eine der ersten Stelle unsers Klosters an. Ich stoße mich hierbey nicht an eure große Jugend, auch soll hier weder von Probejahr noch Noviziat weiter die Rede seyn. Ihr tretet gleich ohne weitere Prüfung in eure Stelle ein, denn mich dünkt endlich eure Frömmigkeit und Treue ist geprüft und

bewährt gefunden worden! Eure wenigen Jahre die in manchen Augen euch unfähig machen könnten, euren Platz unter Greisen zu behaupten, werden mehr dazu dienen, eure Verdienste in ein helleres Licht zu setzen, als das sie euch an der Ehre, die ich euch zudenke, hinderlich seyn sollten.

Walter, der durch alle das Schreckliche, das er auf dieser Insel erlebt hatte, und durch den Tod des guten Ufo, desjenigen, der ihm die Trennung vom Kloster am schwersten gemacht haben würde, seine Abneigung für dem Aufenthalte in dieser Einsamkeit unendlich verstärkt fühlte, dankte dem Abte, und ließ es, um ihn nicht durch eine ganz unüberlegte abschlägige Antwort zu kränken, für heute dabey bewenden, daß er um Bedenkzeit bat.

Der Abt war mit dieser Antwort zufrieden, und schlug unserm Jünglinge vor, mit ihm einen Spaziergang an das Ufer des Meers zu machen, und die Erstlinge des Frühlings zu genießen, welcher, bisher von Sturm und Ungewitter aufgehalten, sich nun in aller der Schönheit einstellte, mit welcher er diesen glücklichen Gegenden zu erscheinen pflegt, und die euch zu schildern ich zu schwach bin. — Alle Einwohner des Klosters begleiteten den Abt und seinen Gefährten, und sie wählten mit Vorsatz die Seite des Meers, welche gleich hinter ihrem Kloster lag, weil sie

noch

noch nicht wußten, ob sie der Gegend der Insel, welche nach dem Dorfe führte, trauen dürften.

Sie hatten indessen nicht laage in diesem Bezirk verweilt, als ihr Muth wuchs, und theils die Reinigkeit der Luft, welche überall gleich zu seyn schien, theils das Verlangen, von dem Ergehen ihrer Brüder, der ehrlichen Landleute, etwas zu wissen, sie weiter ins Land hinein lockte. Und o welche Freude, als sie in einiger Entfernung eine gute Anzahl Arbeiter gewahr wurden, welche im Felde geschäftig waren, um das nachzuholen, was schon längst hätte gethan seyn sollen, aber bisher, wegen des ausgestandenen Elends, und der unfreundlichen Witterung, hatte versäumt werden müssen.

Unbeschreiblich war die Freude unserer Klosterleute, als sie durch das ziemlich frische Ansehen der Arbeiter überzeugt wurden, daß auch hier das Schwert des Würgers völlig aufgehört hatte zu wüthen. — Sie verdoppelten ihre Schritte und wurden von den Landleuten mit einem Freudengeschrey empfangen. Man hatte im Dorfe das Kloster für ganz ausgestorben gehalten, und aus Furcht für der vergifteten Luft, sich nicht in die Nähe desselben getraut.

Freudenthränen, Umarmungen und gegenseitige Segenswünsche folgten auf die erste geräuschvolle Freude, aber auch diese wurden bald durch Er-

zählungen des ausgestandenen Elends, durch Fragen nach diesen und jenen Bekannten, und durch erneuerte Betrübniß über so manchen, welcher der Wuth der Seuche hatte unterliegen müssen, unterbrochen. Walter mißte so manchen aus dem Dorfe, der ihm lieb gewesen war, und die welche noch übrig geblieben waren, so sehr sie sich auch freuten, ihren jungen Wohlthäter gerettet zu sehen, so trauerten sie doch, daß sie seinen treuherzigen Gefährten Ufo nicht mehr an seiner Seite sahen.

Laßt uns diesen Tag, den uns Gott zur Freude gegeben hat, nicht durch Thränen entweihen, sagte endlich der Abt, indem er seine Augen troknete, laßt uns hier gemeinschaftlich ihm danken, der uns dem Rachen des Todes entriß, und dann vor seinem Angesicht uns feyerlich verbinden, uns so wie wir vormals thaten, gegenseitig wie Brüder beyzustehn. Vielleicht, daß wir durch seine Gnade die alten glücklichen Zeiten noch wieder erleben können.

Die Foderung des Abts ward feyerlich ins Werk gerichtet, und die Landleute thaten hierauf den Vorschlag, ein gemeinschaftliches Mahl unter freyem Himmel zu halten, ein Einfall, der den meisten der geistlichen Herrn auch darum willkommen war, weil ihnen, als Wiedergenesenden, die sparsame Kost, die sie bisher allein

aus

aus den Vorräthen des Klosters hatten nehmen müssen, indem ihnen aller Zufluß aus dem Dorfe abgeschnitten war, nicht mehr hinlänglich seyn wollte.

Die Arbeit ward also von den Landleuten für diesen Tag, der sich schon zu neigen begunte, auf die Seite gesezt; ein Theil von ihnen beschäftigte sich, Anstalt zu einer ländlichen Mahlzeit auf dem grünen Rasen zu machen, indeß der andre die Mönche, welche begierig waren, alle Geretteten zu sehn, ins Dorf begleitete, und wer ihnen aus demselben folgen wollte, zum bereiteten Mahle abholte.

Unmöglich ists, die Empfindungen zu schildern, die bey diesem kleinen unvorhergesehenen und unvorbereiteten Feste herrschten. Nie haben wir uns gewünscht, an einem Königsmale Theil zu nehmen; aber hier, in einer der herrlichsten Gegenden, welche die Erde aufzuweisen hat, an einem Abende, den die ganze Natur, die rund umher in ihrer vollen Pracht erschien, zu einer Festfeyer bestimmt zu haben schien, in einer Gesellschaft von Leuten, die nur eben dem Tode entgangen, nun gleichsam ein neues Leben anfiengen, die zwar in ihrem Kreise manche Lücke sahen, welche sonst von einem ihrer verstorbenen Freunde ausgefüllt wurde, die aber auch manchen verlohren gegeben hatten, der nun wieder so wie

vormals an ihrer Seite saß — ja an einem solchen Feste hätten wir Theil nehmen mögen. Selbst die Schwermuth, selbst die Thränen, die sich in die laute dankbare Freude der Geretteten mischten, selbst diese würden etwas dazu beygetragen haben, uns das Ganze noch rührender und interessanter zu machen.

Der Ort, wo dieses Gastmahl gehalten wurde, hatte Aussicht gerade auf die Anfuhrt zwischen den beyden Felsen, wo Walter zuerst ans Land gestiegen war. Die Sonne tauchte sich auf der einen Seite eben so glühend ins Meer, und der Vollmond schwamm auf der andern eben so hell und silberrein in der heitern Luft wie damals. Alles schien sich in Walters Seele zu vereinigen, um ihm das Andenken jenes Tages recht lebhaft ins Gedächtnis zu rufen, und wie konnte er an denselben denken, ohne es doppelt stark zu fühlen, daß schon viel über ein Jahr verflossen war, seit er diese Insel zuerst sah, und daß Paul ungeachtet dieser langen Zeit immer noch nicht kam! Er dachte in diesem Augenblicke, nichts könne ihn froher machen, als die Erscheinung von Hunbergens Boten, und sein Anblick würde im Stande seyn, alles was ihn beunruhigte, zu heben; indessen sollte er noch diesen Abend erfahren, wie sehr er sich in seinem Urtheil irrte.

Die Mönche waren eben im Begriffe von ihren gastfreyen Wirthen Abschied zu nehmen, und in ihr Kloster zurück zu kehren, als man von Marseille her, in einer kleinen Entfernung vom Lande, ein Fahrzeug wahrnahm, welches schien, zwischen den beyden Felsen einlaufen zu wollen. — Die Mönche zitterten bey diesem Anblicke; sie erinnerten sich an das Elend, das ihnen die leztangekommenen Schiffe von dieser Stadt mitgebracht hatten; aber die Landleute trösteten sie, und versicherten, daß sie bereits mit unterschiedlichen Fischern gesprochen hätten, welche einhellig behaupteten, daß Marseille sowohl als die Insel, die Seuche völlig überstanden hätte.

Man ließ also das Fahrzeug ungehindert landen, und Walter, welchem ahnden mußte wen es mit sich führte, eilte ihm entgegen, um Hunbergens Abgeschikten, dafern er es wäre, sogleich zu empfangen. — Er war es, und wer ist im Stande, Walters Entzücken zu beschreiben! — Paul konnte kaum vor den ungestümen Liebkosungen des Jünglings athmen, und er beantwortete sie so schlecht, als man es bey einem Manne von seiner kalten Gemüthsarth erwarten kan, doch lag noch etwas mehr als bloße Kälte in seinem Betragen. — Walter wurde dieses bald gewahr; er ließ ihn aus seinen Armen, wagte nicht Eine von den Fragen, die er für ihn in Bereitschaft

hatte, und ließ es dabey bewenden, daß er ihn den Mönchen, welche sich gleichfalls dem Ufer genaht hatten, entgegen führte.

Der Abt war nicht so bedenklich wie Walter; er legte dem Ankommenden wohl zwanzig Fragen vor, welche dieser aber blos mit der Bitte beantwortete, daß man ihm für diesen Abend die Ruhe gönnen, und sein Anbringen des andern Tages vernehmen mögte. Man machte sich auf den Weg nach dem Kloster. — Still und traurig gieng Walter neben Paulen her, faßte zuweilen seine Hand, oder blikte forschend in seine zur Erde gesenkten Augen, aber fragen mogte er ihn nichts, denn sein ganzes Wesen zeigte, daß er nichts erfreuliches mitbrächte. Schlaflos brachte unser armer Jüngling die Nacht zu, und harrte dem Morgen entgegen, an welchem er erfuhr, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Walters Hofnungen gehen zu Grunde.

Ich bedaure euch, junger Herr, sagte Paul, wenn ihr euch von meiner Ankunft viel Gutes ver-

versprochen habt. — Ihr erfahrt es vielleicht heute zum erstenmale, werdet es aber noch oft in eurem Leben erfahren, wie sehr man sich in seinen Rechnungen auf die Zukunft betrügt.

Das Beste was ich euch mitbringe, ist der Rath, da zu bleiben, wo ihr seyd, und euch nicht in eine Welt zu sehnen wo es so hergeht, wie in der unsrigen. Ich selbst komme in der Absicht auf die Insel, meine Tage hier zu beschließen, und da, wie ich sehe, die Anzahl euer Mönche so abgenommen hat, so glaube ich nicht, daß man viel Schwierigkeiten machen wird, mich aufzunehmen.

Walter war vor Schrecken so erstarrt, daß er nicht im Stande war, ein Wort auf diesen tröstlichen Eingang zu antworten.

Ja, fuhr Paul fort, zu Montçon ists auf die Lezt wunderlich zugegangen, und die gute Gräfin hat endlich auch erfahren müssen, was man von allen Wohlthaten, die man seinen Feinden erzeigt, was man von aller Aufopferung hat. — Die meiste Zeit nach meiner Rükkunft auf dem Schlosse lebten wir ziemlich ruhig. Eure Briefe, die ich mitbrachte, wurden wohl aufgenommen, und fleisig gelesen, und die Gräfin nebst Fräulein Matilden hatten keine andre Sorge, als wenn sie an euch dachten, und keinen Verdruß, als wenn

etwa

etwa Klage aus dem Kloster über Graf Philipps Töchter kam.

Ich war noch nicht gar lange nach Montçon zurük, so ließ sich der Vater dieser liebenswürdigen Fräuleins, der Mörder unsers guten Tempelherrn, bey der Gräfin melden, um Abschied von ihr zu nehmen. Der Pabst hatte ihm etwas an den vier Jahren erlassen, die er vor seiner Abreise nach Palästina im Kloster zubringen sollte. Hunberga fürchtete, durch seinen Anblick alle ihre alten Wunden wieder aufgerissen zu sehen, und ließ ihn abweisen; ein Schimpf, welcher vielleicht das Unglück beschleunigt hat, das nun über die arme Dame loßgebrochen ist. Denn daß das Ganze eine von Graf Philipp und seinen Leuten angestiftete Sache ist, das laß ich mir nicht ausreden.

Aber, mein Gott, was denn? schrie Walter. — Ich sehe wohl ihr habt das Fragen noch nicht verlernt, versezte der andre mit einem unwilligen Blick, wartet nur ein wenig, so werdet ihrs erfahren. Eine geraume Zeit nach Graf Philipps Abzug verstrich uns ruhig und angenehm. Wir wurden nicht mehr von Klagen aus Annens und Editens Kloster bestürmt. Graf Philipp hatte, wie wir erfuhren, seine schönen Töchter in denselben besucht, ob er sie aber heraus genommen, oder nur der Oberin untersagt hatte, sich mit ihren

Be-

Beschwerden an die Gräfin zu wenden, das wußten wir nicht, bekümmerten uns auch wenig darum. — Wir rechneten schon die Zeit aus, wenn ich mich auf den Weg machen müßte, um euch von hier abzuholen, und die Gräfin ließ alle Anstalten zu ihrer Reise nach England machen, um entweder vor eurer Rückkunft wieder in Montçon zu seyn, oder dafern ihr am brittischen Hofe alles nach Wunsche glückte, uns zeitig genug Nachricht zu geben, damit auch wir, ihr und ich, uns gleich dahin wenden.

So standen die Sachen, als unsere Ruhe durch die Nachricht von dem Tode des Abts, von Clairvaux unterbrochen wurde. Ihr werdet euch erinnern, daß es kurz vor eurer Abreise aus Montçon eine Verdrüßlichkeiten mit ihm wegen Blondels gab, aber diese waren längst beigelegt, und wir sahen den ehrwürdigen Abt sehr oft in unserm einsamen Schlosse. Die Gräfin hatte ihn zum Vertrauten aller ihrer Heimlichkeiten gemacht, sie hatte ihm sogar nichts von dem, was eure Geburt betraf verschwiegen, und diese Vertraulichkeit hatte so ein gutes Vernehmen unter ihnen verursacht, daß kein Vater seinen Kindern mehr Liebe beweisen kan, als Sankt Bernhard unsern beyden Damen. Aber nur kurze Zeit dauerte diese Glückseligkeit; auf einer seiner Rückreisen von uns nach seiner Abtey, wurde er vom Schlage getroffen,

sen, und die traurige Nachricht von seinem Tode, war gleichsam der Vorbote einer andern, die noch einen viel größern Einfluß auf das Glück unserer guten Gräfin hatte.

Graf Mathias von Boulogne, der Bruder Graf Philipps, pflegte ungeachtet der Feindschaft in welcher Lezterer mit Hunbergen lebte, uns zuweilen zu besuchen, und die Gräfin konnte ihn als ein gutes unschädliches Geschöpfe, das nicht weiter Böses that, als es mußte, ganz wohl leiden. Oft hatte er erklärt, daß er nichts von den Uneinigkeiten wissen wollte, die zwischen ihr und den Kindern ihres Gemahls obwalteten, und daß er nichts mehr wünschte als ihr, der Gemahlin seines Vaters, zu beweisen, daß er gut für sie gesinnt wäre. Die Gelegenheit dieses Versprechen zu erfüllen, erschien nur gar zu bald, und er nüzte sie so gut er konnte.

Eines Abends kam er ganz ausser Athem ins Schloß gesprengt, eilte zur Gräfin und überreichte ihr einen offenen Zettel. Hier, Mutter, sagte er, nehmt diesen Brief, er ist von meinem Vater. Er enthält traurige Nachrichten, ich sage es euch zuvor; aber so unangenehm mir es auch ist ein böser Bote zu seyn, so habe ich mich doch dazu gedrungen, damit ich euch in der Unruhe, die euch diese Dinge verursachen werden, beyräthig seyn kann.

Hunberga nahm das Blat mit zitternden Händen, und las, was ihr gleich auch lesen sollt, denn dieser Brief ist das Einzige, was mir die gute Gräfin in der Eil an euch mitgeben konnte. Vielleicht wußte sie kaum selbst recht was sie, that, als sie mir ihn gab. — Walter zitterte vielleicht eben so sehr als Hunberga gezittert hatte, als er den Brief aus Pauls Händen nahm und las folgende Worte.

„Der sterbende Theoderich, versichert Hunbergen von Montbarry, nun nicht mehr seine Gemahlin, daß er ihr verzeiht, und ohne Groll gegen sie aus der Welt geht. Aber wissen soll sie es gleichwohl, daß alle ihre Unthaten ihm bekannt sind, daß er es weis, daß der in ihrem Hause erzogene Jüngling Walter, den sie ihm als einen Sohn Rosemundens von Klifford angab, ihr eigner Sohn, aber nicht der Seinige ist; daß ich es weis, daß sie durch boshafte Verhetzung schuld war, daß mein unglücklicher Sohn Philipp seine Hände mit dem Blute des Tempelherrn ihres Bruders befleckte; daß sie sich auf Unkosten meines Landes und meiner Kinder zu bereichern suchte; daß sie — doch wie wollte ich alles nennen, wodurch sie sich meiner Liebe und meines Namens unwürdig gemacht hat! Es sey hiermit genug ihr zu beweisen, daß ihr nicht unrecht geschieht, wenn ich sie hiermit aus mei-

nen

nen Landen verweise, und ihr gebiete, Montçon, welches sie bisher durch meine Güte besessen, meinen beyden unschuldigen Enkelinnen, Anna und Edita, abzutreten, welche sie boshafter Weise, ohne einige gegebene Ursache, ins Kloster verstossen hat, jedoch um ihr meine Schonung, und den ganzen Umfang meiner ehemaligen Liebe zu zeigen soll es ihr erlaubt seyn, sich in ein Kloster zu begeben, das sie selbst wählen mag, und in welchem man für eine Stelle für sie sorgen wird, aber nur allein für sie; den es soll ihr nicht erlaubt seyn, ein gewisses Mädchen mit sich zu nehmen, welches, wie ich höre, in Pilgertracht sich bey ihr aufhält, und sich fälschlich für eine Gräfin von Tripoli ausgiebt; — Man überlasse die Person ihrem Schicksale, und dem, was meine mitleidigen Enkelinnen etwa für sie thun wollen."

„Geschrieben von meines Sohns Philipp eigner Hand, und unterzeichnet mit der meinigen

Theoderich Graf von Flandern."

Walter war nicht im Stande, eine Sylbe zu dem sagen, was er eben gelesen hatte, so beklemmt war sein Herz; er winkte blos Paulen weiter zu reden.

Obgleich, fuhr dieser fort, Hunberga diesen Brief in meiner Gegenwart erhielt, so kann ich doch nicht sagen, ob sie vermögend war, ihn zu Ende zu lesen, oder auf was für Art sie ihre

Em-

Empfindungen bey demselben äusserte. Die Bedienten erhielten gleich zu Anfangs Befehl, das Zimmer zu verlassen, und ich weis nur so viel, daß Fräulein Matilde mich nach einer Stunde rufen ließ, und mir halb ausser sich Befehl gab, dafür zu sorgen, daß die englische Reise, die erst in einigen Tagen angesezt war, sogleich vor sich gehen könnte. Zum Glück war bereits alles Nöthige besorgt, und wir hatten nichts weiter nöthig als die Pferde vor die Wagen legen zu lassen. Die Gräfin wollte ohne alles Gefolge reisen, sie nahm nur einen einigen Wagen, und vergönnte sogar mir nicht sie zu begleiten. In einer Art von Fühllosigkeit wurde sie vom Grafen von Boulogne in den Wagen gebracht, Matilde und eine einige Kammerfrau sezten sich zu ihr, und Graf Mathias sorgte, daß nichts von ihren Kostbarkeiten zurück blieb; Hunberga und Matilde würden in der Bestürzung, in der sie waren, ihren Feinden vielleicht alles zur Beute gelassen haben. — Ich stand weinend an dem Wagen, und fragte meine Gebieterin, ob sie nichts an ihren Walter zu bestellen hätte. Hier, sagte sie mit einer hastigen Art, indem sie Theoderichs Brief hervorzog, gebt ihm dieses Blat, so hat er genug. Sagt ihm, daß ich unschuldig bin. Der Wagen fuhr fort, und wenig Stunden hernach rückten Soldaten zu Montzon ein,

von denen ich nicht weis wem sie angehörten. Ihr Anführer wunderte sich, die Gräfin nicht mehr zu treffen; er hatte Befehl, sich ihrer und Matildens zu bemächtigen. Des andern Morgens wurden Graf Philipps Töchter als nunmehrige Frauen und Gebieterinnen von Montcon erwartet, ich eilte aus dem Schlosse um ihren verhaßten Anblick zu vermeiden, die meisten von Hunbergens Bedienten dachten so wie ich, so daß die lieben Fräuleins ihre neue Residenz ziemlich verödet gefunden haben werden.

Ich beschleunigte meine Reise zu euch und zu diesem Kloster, wo ich mein Leben zu beschliessen gedenke; ich dachte meinen Weg in ungewöhnlich kurzer Zeit zu endigen, aber anfangs hielten mich Krankheit und Ungewitter, und zulezt das Gerücht von der Pest, die zu Marseille wüthete, auf, und es war also unmöglich zu der Zeit hier anzulangen da ihr mich erwarten konntet. Wohl mir, daß ich diese glückliche Insel nunmehr betreten habe, nie will ich sie wieder verlassen, und ich rathe euch, das nämliche zu thun.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Etwas von der schönen Grasende.

Walter befand sich in so einem Wirbel von trau-

traurigen Empfindungen, daß er nicht vermogte auf Pauls lezte, ihm so unangenehme Worte zu antworten. Alle seine Hofnungen waren zerstört, seine Wohlthäterin beschimpft und verjagt, seine Feinde triumphirten, und ihm war aller Anschein von Möglichkeit benommen, die einen zu demüthigen, die andere zu retten, und sich selbst aus einer Lage zu reißen, von welcher er nie lebhafter gefühlt hatte, daß er nicht für sie geschaffen wäre, als jezt.

Er stand schweigend von des Erzählers Seite auf, nahm das Blat mit sich, das Hunberga ihm in der Angst ihres Herzens geschickt hatte, gleich als wollte sie ihn zur Rache auffordern, und suchte die Einsamkeit.

Wie in diesen Stunden der Ueberlegung Gedanken und Empfindungen in seiner Seele wider einander stürmten, wie oft er Entschliessungen faßte und wieder verwarf, und wieviel er bey diesem Kampfe litt, das will ich mit Stillschweigen übergehen, und nur meinen Lesern das Resultat von all diesem melden, welches dieses war: Das Kloster je eher je lieber zu verlassen; als Pilger nach dem gelobten Lande zu gehen; allda eine Stelle unter den Streitern Christi zu suchen, sollte es auch anfangs nur als dienender Bruder seyn; sich schnell durch Heldenthaten empor zu schwingen; Hunbergen an Philippen zu rächen;

Sie alle in ihre Rechte wieder einzusetzen, und alsdenn erst sich in ihre und Matildens Arme als Sohn und Bruder zu werfen, und mit ihnen glücklich zu seyn. — Dachte er sich zu diesem noch, daß er alsdenn vollständige Nachricht von seiner Geburt erhalten, daß er erfahren würde, wer diese Rosemunde Klifford sey, die er aus Theoderichs Briefe nun als seine Mutter kannte, so füllte unaussprechliches Entzücken seine Seele. Neue Scenen von unbekannter Glückseligkeit erhuben sich vor seinen Augen, Scenen die auf das seltsamste mit Auftritten von Wuth und Rache durchwebt waren. Er wollte alles wissen, was diese geliebte, unglückliche, unschuldig ermordete Rosemunde angieng, wollte ihr Blut an ihren Feinden rächen, ihrer Asche Ehrendenkmale aufbauen, sich vor seinen Vater stellen, den er zwar noch nicht kannte, dem er aber in seinen Gedanken den höchsten Rang beylegte, wollte sich ihm als einen seiner nicht unwürdigen Sohn zeigen, wollte seine Brüder umarmen, deren er, wie ihm Hunberga einesmals sagte, so viele hatte, und o Gott, was wollte er nicht alles thun! — Mit glühenden Wangen, mit starr vor sich hingerichteten Augen, als wenn er die Geister künftiger Thaten vor sich sähe, in einer Stellung, die sich nicht mahlen, nur denken läßt, stand der Jüngling da, war sich nichts von der Gegenwart bewußt,

wußt, lebte blos in den Tagen der Zukunft. — Schnell giengen die Scenen ferner Zeiten vor seiner arbeitenden Seele über, wechselten, mahlten sich mit stärkern Farben, verblichen, starben, — und er sah sich auf einmal wieder im Stande wo er war, auf einer einsamen Insel, in der ihm jezt so abscheulichen Mönchstracht, ein armer unbekannter verlaßner Jüngling, der nicht das Ansehn hatte, die kleinste von den Thaten zu thun, die ihm seine Einbildungskraft jezt eben als so leicht und schnell auszuführen, vorgemahlt hatte. —

Laßt mich hier abbrechen, meine Leser! laßt mich nichts mehr von dem sagen, was unser Walter fühlte; hört lieber was er that, wie er seinen Entschluß, den Grund von allen großen Dingen die er vor hatte, den Entschluß die Insel zu verlassen, ausführte. Ihr wißt, daß der Abt dem Jünglinge, als Belohnung seiner Treue, eine der vornehmsten Stellen im Kloster antrug, und daß dieser sich Bedenkzeit nahm. Jezt war Paul auf die Insel gekommen, entdeckte dem Abte seinen Entschluß im Kloster zu bleiben, und ward ohne Bedenken unter die Zahl der Mönche aufgenommen. — Walter wurde bey dieser Gelegenheit um seine Entschliessung befragt, und gestand frey daß er nicht gesonnen sey, auf der Insel zu bleiben. Die Stirne des Abts wölkte sich, die Mönche wurde traurig, und Paul fragte mit mißbi-

li-

ligender Miene, nnd einem Tone den Walter allein verstand — denn niemand im Kloster war genau von seinen Angelegenheiten unterrichtet — was er sonst anzufangen gedächte? — Meine Absicht erwiederte der Jüngling, ist nicht den geistlichen Stand gänzlich zu verlassen; ich bin gesonnen als Pilger nach dem heiligen Lande zu gehn, und alsdenn in den Orden zu treten, den ich mir vor allen andern gewählt habe. —

Der Abt hörte nicht sobald von seiner Wallfahrt nach Palästina, einer Sache, die er unter allen heiligen Werken für das Verdienstlichste hielt als sich sein ganzes Gesicht erheiterte. Er gab Waltern seinen Seegen zu seinem Vorhaben, meynte, dieser Entschluß würde wohl ein Gelübde zum Grunde haben, das er zu der Zeit, da die Pest auf der Insel wüthete, etwa dem Himmel gethan hätte, und ermahnte ihn nur zum Beschluß, wenn er von seiner Wallfahrt zurück käme, um sich völlig dem geistlichen Stande zu weihen, so sollte er den Orden, von welchem er sagte daß er sich ihn gewählt hätte, keinen andern als den ihrigen seyn lassen. Kommt zurück in unsere Arme, mein Sohn! sagte er, ihr sollt uns willkommen seyn; die ersten Stellen unsers Klosters sollen euch offen stehen. Ihr habt euch so um unsern Konvent verdient gemacht, habt so in unserer Heiligkeit unter uns gewandelt, und

legt

legt durch eure fromme Entschliessung der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe so deutlich an den Tag was für ein Geist euch belebt, daß ungeachtet eurer Jugend, niemand seyn wird, der euch nicht dereinst nach meinem Tode, willig in meine Stelle würde treten sehen. Ihr werdet ein zweyter Timotheus, ein anderer Origenes seyn; beyde waren Jünglinge wie ihr als sie anfiengen einer Gemeinde vorzustehen.

Die Mönche bezeugten ihre Einstimmung in den Vortrag des Abts mit vieler Herzlichkeit, und Walter hielt es nicht für gut seine Absicht, welche von den Klosterherren in den meisten Stücken falsch verstanden wurde, deutlicher zu erklären. Es war weder ein Gelübde, noch bloß Andacht die ihn nöthigte, nach dem gelobten Lande zu gehen, auch verstand er unter dem Orden, den er gewählt hatte, nichts weniger als den Klosterstand; aber er schwieg, dankte den guten Vätern für ihre Liebe, und für die Einwilligung zur Reise, erkannte sich der Ehre und des Lobes unwürdig das ihm der Abt beylegte, und versicherte, er würde nicht ermangeln, bey seiner Rückkunft die Insel wieder zu besuchen, wo er so viel Gutes genossen hätte, und wo so viele seiner lebenden Freunde, so manche Gräber seiner geliebten Verstorbenen zurückblieben.

Die Reise des jungen Pilgers war nun also festgesezt, nur mußte er sich gefallen lassen, noch bis zur nächsten Ernte im Kloster zu verweilen, welches, wie wir schon erwähnt haben, nebst der Weinlese die einzige Zeit war, wo ordentlicher Weise Schiffe von Marseille ankamen, die ihn mit nach dem Hafen nehmen konnten, wo es fast zu keiner Zeit an Gelegenheit fehlte, nach dem gelobten Lande zu gehen.

Waltern, welcher in allen Dingen gern eilig zu Werke gieng, war dieser Aufschub lästig; allein er mußte sich denselben gefallen lassen, und hatte das Vergnügen, bey weiten nicht so lange auf seine Befreyung von der Insel warten zu dürfen, als er wahrscheinlich denken konnte. Denn wenig Tage nach Bekanntmachung seines Entschlusses, und Pauls Aufnahme ins Kloster, langten Schiffe von Marseille an, die den Vikomte von Barral nebst seiner Hofstatt zu einer zweyten Wallfahrt anmeldeten, welcher gesonnen wäre, Gott und seinen Heiligen an eben dem Orte für die Rettung seines Volks zu danken, wo er vor einiger Zeit dieselbe erfleht hatte.

Die Boten wurden nicht so ganz freundlich von dem Abte empfangen, wie das erstemal; woher seine Kälte kam, läßt sich nicht genau bestimmen, vielleicht war es die Erinnerung an das Elend, welches ihre vorige Ankunft über die Insel brach-

te,

te, das ihm ihren Anblick widerlich machte; oder vielleicht schwebten ihm Pauls Erzählungen im Sinne, welcher auf Befragen ausgesagt hatte, daß er bey seiner Reise durch Marseille noch die nämliche Pracht und Ueppigkeit gespürt hätte, welche vor der kürzlich überstandenen Pest daselbst herrschte. — Der Besuch des Vikomte wurde also zwar angenommen, aber ohne daß man die entzückende Freude über denselben bezeugte, wie über den ersten.

Walter wollte gleich mit diesen Schiffen nach Marseille abfahren, aber er ließ sich durch die Bitten seiner Freunde bewegen, noch die Tage der Wallfahrt auf der Insel abzuwarten, und dann erst mit dem Gefolge des Vikomte sich übersetzen zu lassen. Er that wohl, daß er diesen geringen Aufschub eingieng, denn er hätte eins der schönsten Schauspiele versäumt, wenn er nicht bey der Ankunft der Marseillaner auf der Insel gegenwärtig gewesen wäre.

Der Vikomte von Barral landete des andern Tages zwar nur mit dem engern Ausschuß seines Hofes und der vornehmsten von Marseille, aber die Gesellschaft war immer zahlreich genug, die ganze Insel zu erfüllen. Keine bleichen abgezehrten Gesichter, keine härnen Bußkleider, waren diesesmal, bey den andächtigen Wallern zu sehen. Zwar hätte man, um den frommen Mön-

chen kein Aergerniß zu geben, allen weltlichen Pracht vermieden; aber demohngeachtet trug alles bis auf die geringste Zierde der Kleidung, das Gepräg der Fröhlichkeit, und zeigte, daß die Ankommenden nicht als Büssende, sondern als Dankende sich den heiligen Altären naheten. Auch die Marseillanischen Damen waren, zu großem Anstoß der Klosterherren, diesesmal nicht zurück geblieben, und wie hätten auch diese Liebhaberinnen der Fröhlichkeit zurück bleiben sollen, sie, die Zerstreuung und Lustbarkeiten so sehr liebten, und die selbst diese Wallfahrt, so andächtig sie auch bey derselben seyn mogten, als eine neue Art von Fest betrachteten und behandelten. Sie kamen mit aller der Anmuth, mit welcher sie die Natur vor allen andern so verschwenderisch begabt hatte, und zeigten der Insel ein Schauspiel, das sie, die nur einige arme ungebildete Bäuerinnen unter ihre Bewohner zählte, vielleicht seit Jahrhunderten nicht gesehen haben mogte.

Unter allen Schönheiten welche diesesmal durch Andacht und Eitelkeit herbeygetrieben wurden, glänzte keine so hervor, als die junge Gemahlin des Vikomte, die schöne Grasende, eine Dame, welche die Troubadurs der damaligen Zeit fast zu dem einigen Gegenstande ihrer Lieder machten, und von welcher der eine dieser berühmten Dichter den Ausspruch that: Um würdig zu

seyn

seyn ihr Lob zu besingen, müsse man alle Vollkommenheiten besitzen, die ein Mensch möglicher Weise in sich vereinigen kann.

Auf der Insel befand sich indessen nur ein Einziger, welcher im Stande war, ihre Vorzüge völlig einzusehn und zu bewundern, und daß sie von diesem Einzigen, ungeachtet seine bisherige Lebensart, sein Gefühl für weibliche Schönheit ein wenig abgestumpft hatte, nicht unbemerkt blieb, brauche ich meinen Lesern nicht erst zu sagen.

Walter sah Grasenden, und hielt sie für schön, das ist, er fand, ungeachtet die Vikomtesse wohl zehn Jahre mehr haben mogte als Matilde, doch viel Aehnlichkeit zwischen ihr und dieser, die bey ihm das höchste Ideal weiblicher Vollkommenheit war. — Ein Jüngling wie Walter, unter einem Haufen roher Landleute und abgelebter Religiosen, konnte eben so wenig vor Grasendens forschenden Augen verborgen bleiben. Sie sah ihn, bewunderte ihn, fragte nach ihm, und erfuhr bald alles, was man auf der Insel von seiner Geschichte wußte; sogar sein Entschluß als Pilger nach dem heiligen Lande zu gehen, mit dem Zusatze, daß er alsdenn in dieses Kloster zurück kehren würde, blieb ihr nicht verborgen.

Grasende war nicht andächtig genug, um es nicht in die Augen fallend zu finden, daß so ein

Jüng-

Jüngling nicht für das Kloster, sondern für die Welt geschaffen wäre. Aus allen kleinen Geschichten von ihm, damit man ihre Neugier befriedigte, von der Begebenheit mit dem geraubten Lamme an, bis auf die Treue die er seinem Kloster in der Pestzeit bewies, abstrahirte sie sich seinen ganzen Charakter, sie fand ihn der höchsten und edelsten Gesinnungen der Chevallerie fähig, und da sie sich eine Ehre daraus machte, an ihrem Hofe alles zu versammeln was schön und vortreflich war, so war ihr Plan, ihn dem Kloster zu entreißen und für die Welt zu bilden, bald gemacht; O Walter, was hättest du in der Schule Grasendens werden können!

Walter wurde des andern Tages zum Vikomte von Barral gefodert, ein Besuch den ihm der Abt, der sich schon jezt fast keine Gewalt mehr über ihn anmaßte, sehr gern gestattete. Er ward mit vorzüglicher Achtung empfangen; man lobte ihn wegen alle des Guten das man von ihm gehört hatte, suchte etwas tiefer in seine Geschichte einzudringen, und als man von derselben nichts weiter erfuhr, als was das Gerücht bereits gemeldet hatte, so mußte man zufrieden seyn, und ermangelte nicht, sich gegen ihn zu aller Gnade und Beförderung zu erbieten. Walter bat um nichts als die Erlaubniß, im Gefolge des Vikomte nach Marseille gehn zu dürfen, und

man

man verwilligte nicht allein dieses, sondern man erlaubte ihm sogar, sich bis er eine gute Gelegenheit nach Palästina zu schiffen finden würde, bey Hofe aufzuhalten; eine Gnade, die Walter nicht Lust hatte ungenuzt zu lassen, und die er also dankbar annahm. — Es ist wahr, seine Neigung riß ihn mehr zur Stille und Einsamkeit, als zum Geräusch des Hofs, aber er bedachte, daß er zu den großen Dingen die ihm im Sinne lagen Freunde bedurfte, und daß er seinen Endzweck im gelobten Lande um so viel eher erreichen würde, wenn er von so einem mächtigen Herrn, wie der Herr von Marseille, unterstüzt würde.

Walter reiste also des andern Tages mit dem Vikomte von Barral ab, nachdem er von seinen Freunden Abschied genommen und dem Grabe des redlichen Ufo einige Thränen geweiht hatte.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Walter wird Edelknabe, Ritter und Pilger.

Ihr werdet euch freuen, meine Leser! daß ich nun endlich einmal mit euch das Kloster verlasse, und

und euch an einen so groſsen und glänzenden Hof führe, wie der zu Marseille war; aber ihr irrt euch, wenn ihr glaubt, daſs wir uns lange an demselben aufhalten werden. Die Bestimmung meines Helden erlaubt mir nicht, an einem Orte wo ihm wenig merkwürdiges und zu seinem Zwecke dienendes begegnete, lange zu verweilen, und diejenigen unter euch, welche vielleicht schon verliebte Abentheuer zwischen ihm und der schönen Grafende, oder irgend etwas dieser Art geahndet haben, werden sich betrogen finden. Grafende war tugendhaft, und ihrem Gemahl so treu als es die Sitte jener Zeiten mit sich brachte, und Walter war zwar ein schöner Jüngling und von einem gefühlvollen ganz zur Liebe gestimmten Herzen, aber wir zweifeln sehr, das er jemals eine andere Rolle bey der Vikomtesse würde gespielt haben, als die Rolle ihres Edelknabens, und diese Stelle wurde ihm auch gleich des ersten Tages seiner Anwesenheit zu Marseille angetragen. Walter trug Bedenken, sich auf diese Art verbindlich zu machen, aber man stellte ihm vor, daſs sich schwerlich vor dem Herbste eine gute Gelegenheit nach dem gelobten Lande zu reisen, finden würde, daſs alsdenn die herannahende rauhe Jahrszeit die Seereisen gefährlich machte, und er also am Besten thun würde, so lange bey Hofe zu verweilen, bis gegen die nächste Osterzeit, da er

mit

mit mehreren Wallern zugleich seinen Weg nach dem heiligen Lande antreten könnte. Der Jüngling war so ungeübt in der Kunst eine Bitte abzuschlagen, daß er einwilligte zu bleiben, doch mit dem Vorbehalt, daß ihm frey stehen müsse, diejenige Gelegenheit zu seiner Abreise zu wählen die ihm gefiel. Er nahm sich dabey vor, daß er gleich mit der ersten die sich zeigen würde zufrieden seyn, und sich also nur wenige Wochen zu Marseille aufhalten wollte; aber er bedachte nicht, daß man es bey Hofe in seiner Gewalt habe, ihn abzuhalten die nöthige Erkundigung von den ankommenden Schiffen einzuziehen, und daß er also immer so lange würde bleiben müssen, als man verlangte.

Eine Woche, ein Monat nach dem andern verstrich, und Walter war noch immer nicht im Stande seine Reise anzutreten. Wie dieses zugieng können meine Leser errathen; was man aber am Hofe zu Marseille darunter suchte, einen armen unbekannten Jüngling aufzuhalten, das wird ihnen vielleicht unerklärlich scheinen, vornehmlich da ich sie versichert habe, daß Liebe keinen Theil daran hatte, und alles was Grafende für ihren Gast fühlte, höchstens Bewunderung und eine Art von mütterlicher Zuneigung war, so wie sie durch den Unterschied seiner und ihrer Jahre gerechtfertigt wurde. — Es giebt indessen

dessen noch mehr Triebfedern als die Liebe, die uns oft zu den unerklärlichsten Dingen bewegen. — Hier in diesem Falle ward das Meiste durch Neugierde veranlaßt. — Walters Person war auffallend schön. Ungeachtet er sein fünfzehntes Jahr noch nicht völlig zurück gelegt hatte, so hatte er doch schon den Wuchs und die Miene eines Helden; der Tiefsinn, der aus seinen redenden Augen blickte, das ernste Wesen, das seine Jahre weit übertraf, und das edle Betragen, das ihm so ganz eigen war, und mehr als alles seine hohe Abkunft bezeichnete, vollendete das Interessante seiner Figur, und jeder der ihn sahe, mußte fragen: wie ist ein solcher Jüngling in so eine Einöde gekommen, wie die Insel war, von der man ihn nach Marseille brachte. — Man unterließ nicht, diese Frage so oft und auf so mannigfaltige Art zu thun, bis man endlich an einige kam, die etwas um die wahre Beschaffenheit der Sache wußten, und von denen man so viel erfuhr, daß die Gräfin von Flandern ihn nach den stochadischen Inseln geschickt habe. Man hatte nicht sobald Hunbergens Namen gehört, als tausend Muthmaßungen, tausend Wahrscheinlichkeiten anfiengen sich zu bilden, deren Auflösung man abwarten wollte und mußte, den die Geschichte der Gräfin, ihrer Sieffinder und der drey jungen Leute, die bey ihr

erzogen worden waren, war keine so unbekannte Sache, daß man nicht auch zu Marseille etwas davon hätte wissen, und noch mehr davon zu erfahren hätte wünschen sollen.

Unser Walter war also zu Marseille eine Person, auf welche die Augen eines jeden sahen; er wurde mit vorzüglicher Achtung behandelt, und es war zu bedauren, daß er nicht Zutrauen genug gegen den Vikomte und seine Gemahlin hatte, sich ihnen zu entdecken, so weit er sich selbst kannte, denn wahrscheinlich würde ihn dieses besser und eher zu seinem Zwecke gebracht haben, als der Plan, den er sich selbst gemacht hatte.

Sein Aufenthalt bey Hofe dauerte länger als er gedacht hatte. Manches Schif segelte nach Palästina ab, ohne daß er es wußte, und bey denen, von welchen er aller Vorsichtigkeit zum Trotze etwas erfuhr, war immer so viel einzuwenden, daß seine Abreise immer weiter hinausgesezt werden mußte.

Zu seinem Nachtheil gereichte dieser Aufschub nun eben nicht, er diente vielmehr dazu, daß diejenigen von seinen Talenten, welche die vorzüglichsten waren, und die bisher ganz ungebaut gelegen hatten, die Ausbildung gegeben werden konnte, die ihnen fehlte. — Bey dem Muthe und der Stärke eines Helden hatte er doch noch nie eine That gethan, die dieser Anlagen vollkom-

men würdig gewesen wäre. Zu Montçon hatte es ihm an hinlänglichem Unterricht in ritterlichen Uebungen gefehlt, und was er noch etwa von dieser Art daselbst begriffen hatte, das hätte er in dem Staube des Klosters, wo er fast anderthalb Jahr zubrachte, völlig vergessen können; wie gut war es also für ihn, zu Marseille das zu finden, was ihm noch fehlte, und was ihm so leicht ward nachzuholen, daß er bald alle Jünglinge seines Alters im Gebrauch der Waffen übertraf.

Wir verstehen zu wenig von Dingen dieser Art, um uns hierinnen in ein weitläuftiges Detail einzulassen, und es sey uns also genug zu versichern, daß Walter, ohne den ritterlichen Namen zu führen, ein vollkommener Ritter ward, und daß, wer ihn sah, nichts an ihm tadeln konnte, als den Namen eines Edelknaben, welcher so wenig mit dem harmonirte, was er vorstellte, daß man ihn als eine Satyre auf ihn oder auf die Jünglinge, die gewöhnlich diesen Titel führen, hätte ansehen können. Auch ward ihm dieses Prädikat nach und nach so lästig, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, da er es mit dem Stande eines Pilgers zu vertauschen gedachte.

Vielleicht wär es möglich gewesen, ihn, seiner Sehnsucht nach dem heiligen Lande ungeachtet, doch noch länger zu Marseille aufzuhalten, wenn

man hierinnen nicht auf einmal zu hastig zu Werke gegangen wäre. Man fieng an seinen Vorsatz lächerlich zu machen, bot ihm den Ritterstand oder eine andre Stelle am Hofe des Vikomte an, und ließ sich es so deutlich merken, daß man nicht gesonnen wäre ihn gutwillig ziehen zu lassen, daß Walter seine Maaßregeln in der Stille und zwar auf ganz andre Art nahm als er sich Anfangs vorgesezt hatte. Sein Vertrauen zu seinen bisherigen Beschützern war hin, er gab den Entschluß auf, dem Vikomte vor seiner Abreise die eigentliche Absicht seiner Wallfahrt nach Palästina zu entdecken, und ihn um Vorsprache und Empfehlung bey den Streitern Christi zu bitten, er fürchtete in allen seinen festgefaßten Entwürfen Hohn und Widerspruch zu finden, und schwieg von dem, was er thun wollte. — Er dankte der Vikomtesse und ihrem Gemahl schriftlich für das, was sie an ihm gethan hatten, zog sein längst bereitliegendes Pilgerkleid an, und sezte sich eines Tages in solcher Stille zu Schiffe, daß er die stöchadischen Inseln schon längst vorbeygesegelt war, und seinen gastfreyen Wirthen, den Mönchen, den lezten Abschiedsgruß zugeschickt hatte, als man ihn erst zu Marseille vermißte.

Man sprach ein bis zwey Tage bey Hofe von nichts als von ihm, las seine zurükgelaßenen

Briefe, ließ sie in Abschrift herumgehen, und — vergaß ihn; indessen er sich dem Ziele seiner Wünsche immer mehr näherte, und in einer Zeit, die wir nicht bestimmen können, im Hafen bey Joppe landete, ohne etwas von Sturm und Ungewitter erfahren zu haben.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Beschließt sich mit einem Traume.

Wir sahen unsern Walter ungern am Hofe zu Marseille, und es freut uns, ihn mit der vollen Unschuld seiner Seele, die uns an ihm und jedem Jünglinge so theuer ist, von demselben hinweg gebracht zu haben. — Vielleicht wär es möglich gewesen, daß er wenigstens einen Theil der Eigenschaften, die uns an ihm gefallen, verlohren hätte. Sein stilles ernsthaftes Wesen fieng man schon an lächerlich zu machen; der religiösen Vorurtheile, die er häufig mit aus dem Kloster gebracht hatte, und die wir, weil sie wirklich Irrthümer waren, gern aus seiner schönen Seele hinweggeräumt gesehen hätten, wurden auf so gefährliche Art angegriffen, daß wir fürchteten,

ten, nebst ihnen auch der Grund seiner ungeheuchelten Frömmigkeit, seine rühmliche Gewissenhaftigkeit, seinen Eifer für die Sache der Religion, seinen Trieb, durch Wohlthun gegen seine Brüder seiner Bestimmung näher zu kommen, und alle das Schöne und Große, das damals den Stand, den er gewählt hatte, bezeichnete, erschüttert zu sehen. — Dank sey es seinem Schutzgeiste, wir haben ihn, ganz so wie er war und wie er seyn sollte, in Sicherheit gebracht. — Im einfachen Pilgerkleide wandelt er den Weg nach Akkon, zu, ohne die Herrlichkeiten des Hofs zu Marseille zu missen. — Auf seinem langen Wege nach dem heiligen Lande mußte er sich fast alle Bequemlichkeiten des Lebens versagen, denn, nach dem Gebrauche den er auf den stöchadischen Inseln von Hunbergens Goldstücken machte, läßt es sich wohl denken, daß er wenig zu seiner Reise übrig behielt, und von dem was er noch davon hatte, mehr zum Besten seiner ärmeren Mitpilger als zu seinem eigenen anwandte; dennoch fühlte er weder Mangel noch Beschwerden. Nie hat wohl Palästina einen Pilgrim gesehen, der dem was dieser Name in sich begreift, besser entsprochen hätte, wir müßten denn das ausnehmen, daß nicht bloße Andacht, sondern Trieb zu großen Thaten ihn zur Wallfahrt antrieb. — Er hatte auf seinem Wege viel mit den übrigen Wallern,

die schon mehr in Palästina gewesen waren, von den Streitern Christi gesprochen, aber da die Tempelherrn diesen Namen schon längst nicht mehr ordentlich führten, so konnte man ihm wenig Nachricht auf seine Fragen geben.

Er richtete, nachdem er, wie wir schon gesagt haben, zu Joppe ans Land gestiegen war, seinen Weg nur darum so schleunig nach Akkon, weil man ihm gesagt hatte, daß er daselbst am ersten, von dem was er zu wissen verlangte, Nachricht erhalten würde.

Es war gegen Abend als er in dieser Stadt der Tempelherren anlangte, und er fühlte sich so ermüdet, daß er nicht daran dachte, sich an dem Orte wo er war umzusehen, sondern nur eine Herberge suchte, um von seinen Beschwerlichkeiten auszuruhen.

Da seine Reisegesellschafter alle zu Joppe geblieben waren, und sich ausser denen, welche von Andacht nach Palästina getrieben wurden, wegen der Unruhen, die in diesem Lande herrschten, wenig Fremde dahin wandten, so befand er sich in dem Hause, in welches man ihn aufgenommen hatte, ohne alle Gesellschaft, und trauerte schon, daß er von dem, was ihm am meisten am Herzen lag, diesen Abend keine Nachricht würde einziehen können, als ein Mann in einer seltsamen ihm unbekannten Tracht hereintrat, und

ihm

ihm meldete, daß er auch ein Reisender wäre, und daß er diese Nacht Zimmer und Bette mit ihm würde theilen müssen.

Walter nahm den Fremden mit der ihm eigenen Zutraulichkeit und Freundschaft auf, und es dauerte nicht lange, so geriethen sie in ein Gespräch, das, wie bey Reisenden gewöhnlich geschieht, den Endzwek ihrer Reise zum Gegenstand hatte.

Euch, mein Freund, sagte der Fremde, darf ich nicht fragen, was euch nach Palästina gebracht hat; euer Kleid zeigt, daß Andacht die Ursache eurer Wanderungen ist; aber wie ist das? Wie schicken sich eure Jahre zu eurer Tracht? Ich glaube noch nie einen so jungen Pilger gesehen zu haben. — Schicken sich Andacht und Jugend so schlecht zusammen? — fragte Walter lächelnd. — Doch dafern in eurer Frage, wie ich denke, ein heimlicher Tadel liegt, so mögtet ihr doch in demselben nicht ganz Unrecht haben. Zwar bin ich nicht zu jung als Pilger zu dem heiligen Grabe zu wallen, aber diese Tracht Zeitlebens zu tragen, würde für den, der der Welt noch alle seine Kräfte schuldig ist, für einen Jüngling, der noch nichts gethan hat, das ihn zu der Ruhe geschäftloser Andacht berechtigen könnte, schimpflich seyn, und dieses dünkt mich, ist der wahre Sinn eurer Rede. — Solche Gedanken habe ich nicht von euch, mein Sohn! er-

wiederte der Fremde, das Feuer, das aus euren Augen blizt, spricht von einer regen, thätigen Seele; — aber darf ich nach dem Plane fragen, den ihr euch zu eurem künftigen Leben gemacht habt? — Erlaubt mir, antwortete Walter, daß ich eure Frage mit einer Gegenfrage erwiedere: Habt ihr wohl je von den Streitern Christi gehört? — Ein veralteter Name sagte jener! — Oder von den armern Rittern von Jerusalem? fuhr Walter fort. — Gleichviel sagte der andere mit Lachen, ihr werdet weder von den einen noch von den andern mehr etwas hören; diejenigen, welche sonst so hießen, haben diesen Namen mit gar stolzeren Titeln vertauscht. — Schadet nichts, sprach Walter, wenn nur ihr Orden, wenn nur der Geist ihres Stifters noch existirt. — Noch viel weniger, fiel der Fremde ein. — Ich hoffe doch nicht, mein Sohn, daß ihr etwa ihren Orden annehmen wollt? Dieses Pilgerkleid, dieser Stab, dieser leere Beutel würden schlechte Empfehlungen bey Fürsten seyn, euch zu ihrem Brüder aufzunehmen; denn Fürsten sind jezt eure armen Ritter von Jerusalem. — Seht jener Palast, den ihr aus diesem Fenster sehen könnt, ist die Wohnung ihres Großmeisters, und diese kleinern Gebäude die ihn so zierlich umringen, die Häuser seiner Ritter. Wollt ihr mit ihm sprechen, so müßt ihr euch erst durch eine Menge Ritter und

Knappen hindurch drängen, die im Stande wären Könige von seiner Thüre zurück zu weisen, und die euch in diesem Bettlerskleide gewiß nie den Zutritt zu ihm verstatten werden. In diesem Tone fuhr der Fremde fort die Tempelherren zu lästern, ohne unserm Jünglinge ihren Namen zu nennen, und Walter, der alles was er von ihnen sagte, so genau mit der Beschreibung übereinstimmend fand, die ihm Ulso ehemahls von den Hospitalitern gemacht hatte, konnte sich nicht enthalten, den Fremden zu unterbrechen, und ihn in seiner Unschuld zu fragen, ob er sich vielleicht irrete, und die Streiter Christi, oder wie sie sich jezt nennten, mit den Hopspitalitern verwechselte, als von denen er alles dieses gehört habe, was er von den erstern sagte.

Walter hatte kaum diese Worte ausgeredet, als sich das Gesicht seines Gesellschafters mit glühender Röthe färbte; er sprang auf und zog ein Schwerd, das unser Pilger an seiner Seite noch nicht wahrgenommen hatte, über die Hälfte aus, ließ es aber gleich in seine Scheide zurück sinken, indem er einen verächtlichen Blick auf den Jüngling warf, und mit verbissenem Grimme sagte: Du bist zu gering einen Ritter von Sankt Lazarus zu beschimpfen! Mit diesen Worten verließ er plözlich das Zimmer, und ließ Waltern in großer Verwunderung, womit er doch

diesen Mann mögte beleidigt haben, dem er kein böses Wort gesagt zu haben glaubte, denn er wußte so wenig als meine Leser es wußten, ehe ich es ihnen sagte, daß der Fremde ein Hospitaliter oder Lazarusritter war, indem er den Namen, den er sich gab, nicht verstanden hatte. Die Art, mit welcher er von den Streitern Christi sprach, hätte ihn auf die rechte Spur bringen können, wenn er gewußt hätte, daß dies der gewöhnliche Ton wäre, mit welchem diese Herren sich auszudrücken pflegten; aber von dem unversöhnlichen Widerwillen der Hospitaliter und Tempelherren, den sie, ungeachtet aller äusserlichen Einigkeit, gegen einander im Herzen behielten, war ihm so wenig, als von dem wahren Namen der Ritter, in deren Orden er zu treten wünschte, etwas bekannt worden; denn Uso, von dem er alle seine Nachrichten hatte, hatte ihm nichts davon gesagt, oder vielmehr wegen Unwissenheit nichts sagen können.

Walter hörte indessen bald auf sich über die sonderbare Art zu beunruhigen, mit welcher der Fremde von ihm schied, und dachte mehr demjenigen nach, was er ihm von seinen lieben Rittern von Jerusalem gesagt hatte. — Lieb war es ihm zwar, daß er nunmehr wußte, wo er sie treffen sollte, aber die Beschreibung von ihrem fürstlichen Pracht und Reichthum, von ihrem

Stolz

Stolz und Geringschätzung der Armen, machte seinen Vorsaz, sich zu ihrem Orden zu melden, ganz wankend und wenn er vollends aus seinem Fenster die Paläste betrachtete, die ihm der Hospitaliter als ihre Wohnungen gezeigt hatte, so sank sein ganzer Muth; alles was er an den Streitern Christi bewundert hatte, Demuth, freywillige Niedrigkeit, und alle auf diesen Grund erbaute Tugenden schwanden dahin, er bereuete sein Kloster und den Hof zu Marseille verlassen zu haben, und meynte seinen ganzen Plan umschmelzen zu müssen.

Mit solchen Gedanken legte er sich zur Ruhe, und die Geschichte sagt, daß er in dieser Nacht einen Traum gehabt habe, der uns merkwürdig genug dünkt, hier mit eingerückt zu werden.

Walter befand sich in seinem nächtlichen Gesicht auf der Insel des Klosters, und saß an seines Freundes Ufo Seite, so, daß er den zerstörten und eingestürzten Theil des Klosters im Gesicht hatte, von welchem ihm der abergläubische Alte oft gesagt hatte, daß er eine Behausung der Geister sey, und mehr um dieser Ursache willen, als wegen seiner Baufälligkeit unbewohnbar wäre. — Der Tempelherr Andreas stieg in voller Ordenstracht aus den Trümmern empor und nahte sich mit zornigem Blick zu Ufo. Warum, sagte er zu ihm, warum schwiegst du nicht von

Dir=

Dingen, die du nicht einmal zu nennen weißt? Wer sind die Tempelherren, und wer sind die Streiter Christi?

Walter erwachte, und dachte dem nach was er gesehen hatte, denn er war nicht ganz frey vom Glauben an Träume und Nachtgesichte, aber er fand so wenig Licht in den Worten die er den Ritter Andreas hatte sagen hören, daß er des Forschens müde ward, und von neuen einschlief. — Da deuchte es ihm, als wenn er in den Palast eingieng den ihm der Lazarusritter als die Wohnung der Streiter Christi gezeigt hatte. Ungehindert wandelte er durch die weiten Vorhöfe, und weder Ritter noch Knappen verwehrten ihm den Weg. Nur dünkte es ihm, als wenn die Gestalt des geliebten Andreas, bis in die Hunderte vervielfältiget, ihm überall begegnete, und ihn mit freundlichen Winken zum Fortgehen aufmunterte. Endlich kam er in einen Saal, wo ebenfalls der Tempelherr auf einem Throne saß und eine Menge von Männern, die ihm an Gestalt und Tracht vollkommen gleichten zur Seite hatte. — Komm in meine Arme, mein Sohn! sagte er, indem er ihm entgegen gieng, wie war dir es möglich, mich und meine Brüder zu verkennen! Bey diesen Worten war es ihm als wenn Andreas ihn die Stufen seines Throns hinaufführte, und verschwand. — Freude über

das,

das, was er gesehen hatte, und Grauen über das Ganze, das mehr Erscheinung als Traum zu seyn schien, erweckte den Jüngling. — Der Tag war angebrochen. Er stand auf und faßte den Entschluß, den wir im folgenden hören werden.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Freymüthigkeit und Zutrauen zu sich selbst, sind die beste Empfehlung.

Was wage ich endlich, sagte Walter bey sich selbst, indem er das Haus verließ, und nach dem Tempelhofe den ihm der Hospitaliter des vorigen Tages gezeigt hatte, zugieng, was wage ich, wenn ich den Vorsatz ausführe, mit welchem ich Europa verließ? — Fast dünkt mir es unmöglich, daß die Streiter Christi ihren alten Sinn so ganz abgelegt haben sollten, daß sie im Stande wären einem Pilger übel zu begegnen, und gesezt auch sie thäten es, gesezt sie hätten mit dem stolzen Namen, davon mir der Fremde gestern sagte, den Stolz weltlicher Fürsten angenommen, und ich fände bey ihnen die nämliche Aufnahme, wie Hugo von Pajens weiland bey den Hospitalitern; soll-

sollte nicht ein strafender Blick aus meinen Augen, sollte nicht die Stimme der Ermahnung aus dem Munde des Jünglings, sie zu ihrer Schuldigkeit zurück weisen können? — Walter vermaß sich viel, wie alle Jünglinge seiner Art zu thun pflegen. — Langsam ging er durch die Strassen, die wegen der frühen Tageszeit noch ganz still und öde waren, und sann auf die mächtigen Worte, welche im Stande seyn sollten, die Männer, vor welche er jezt treten wollte, und die man ihm so stolz und furchtbar geschildert hatte, sanft und herablassend zu machen. — Er fand wenig Schwierigkeiten hierbey, gieng bald von diesen Gedanken ab, und fiel wieder auf seine Träume. — Er hielt sie für bedeutend, und gab sich alle Mühe, die Worte des Ritters Andreas auszulegen. Daß er anfangs die Tempelherren und die Streiter Christi fast in einem Athem nannte, und ihn denn fragte, wie es ihm möglich gewesen sey, ihn und seine Brüder zu verkennen, das brachte ihn bald auf seine alte Muthmassung, die ihm Ufo allemal so sehr bestritten hatte, daß diese beyden Namen einerley Orden bedeuteten; bald fiel ihm die Schilderung ein, die ihm der Fremde gestern von den Bewohnern des Palasts gemacht hatte, dem er sich nun bis auf wenig Schritte genähert hatte, und er zitterte, wenn er dachte, er könnte vielleicht in die Wohnung der Hospitaliter kommen,

die

die ihm aus Ufos Erzählung so verhaßt waren. Mit solchen verwirrten Gedanken betrat er endlich die Vorhalle des Tempelhofs, und bemerkte auch da überall die nämliche Stille und Einsamkeit, wie auf den Strassen der Stadt. Er ging durch eine große Pforte, und kam auf einen weitläuftigen freyen Platz; zur Rechten sah er das Gebäude liegen, welches die Wohnung des Großmeisters seyn sollte, und gleich gegen ihm über ein anderes, welches allem Ansehen nach eine Kirche seyn mußte. Einige in graue Mäntel gehüllte Jünglinge standen inwendig an dem offenen Kirchthor, und machten ihm, als er sich nahte, mit ziemlicher Freundlichkeit Platz. — Er trat mit einer Art von Schauer in das Gotteshaus. Die Stille des Orts, wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Geräusch seiner leisen Tritte, und durch das ferne Murmeln des Messelesenden Priesters. — Er trat einige Schritte weiter hervor, und warf einen Blick auf die Versammlung; aber welche Empfindung, als er so wie diese Nacht im Traume überall die Gestalt, wenigstens die Kleidung des geliebten Tempelherrn, überall weise Mäntel und rothe Kreuze erblickte. — Die Erschütterung, die dieser Anblick in seiner Seele verursachte, war so heftig, daß sie sich kaum bergen ließ. — Jedermann stand, und es war nirgend ein Sitz zu sehen, der ihm bey dem Zittern, das sein

Inner-

Innerstes durchschauerte, hätte zu Statten kommen können. Er sank auf die Knie und lehnte sich seitwärts an die Wand zurück: seine Hände waren gefalten und seine Augen zur Erde gesenkt, daß er also ziemlich die Stellung eines Betenden hatte, und seine Erscheinung der Versammlung um so viel weniger auffiel. Bald darauf knieten auch die andern nieder, die Messe gieng zu Ende, ein jeder betete für sich im Stillen, und machte sich fertig die Kirche zu verlassen. Walter hatte sich indessen ziemlich gefaßt; er war aufgestanden, und fieng nun an, sich den entzückenden Gedanken lebhaft zu denken, daß er unter den Brüdern des geliebten Andreas wäre, die seiner gegenwärtigen Vorstellung nach, diesem edeln Manne alle vollkommen gleich seyn mußten. Hatte sie ihm nicht selbst sein Traum auf diese Art geschildert? Er überzeugte sich nun immer mehr und mehr, daß die, welche er vor sich sah, auch zu gleicher Zeit niemand anders wären, als die Streiter Christi, welche er suchte, und die zwar ihren ersten Namen und ihre anfängliche Tracht, aber nicht den Geist der Frömmigkeit und Demuth abgelegt hatten, der sie vordem beseelte. Er glaubte die Miene und das Betragen, das sie hier vor dem Angesichte Gottes hatten, und das sie so schön charakterisirte, wäre dasjenige, das sie auch in der Welt führ-

ten,

ten, und sein Muth wuchs durch diese Vorstellung so sehr, daß, als der Zug der Ritter sich dem Thore nahte, er ohne Furcht mit seiner gewöhnlichen großen edeln Miene hervortrat, und denjenigen der voran gieng zuerst angeredet haben würde, wenn dieser ihm nicht zuvorgekommen wäre.

Wer seyd ihr, mein Sohn! und was verlangt ihr von uns? fragte der Ritter. — Ein Pilger; antwortete Walter, — ich hörte in meinem Vaterlande von eurer Tapferkeit und Frömmigkeit, und kam nach Palästina, weniger um das heilige Grab zu sehen, als euch kennen zu lernen, und in euren Orden zu tretten. — Der Ritter lächelte über die Freymüthigkeit des Jünglings, und sprach, nach dem er ihn eine Weile scharf angesehen hatte: Ihr seyd sehr jung mein Sohn! — Man sagt es, erwiederte Walter, aber ich habe schon so viel in meinem kurzen Leben erfahren, und fühle so viel Muth in meinem Herzen und Stärke in meinen Armen, daß ich mich für dreymahl so alt halte als ich bin. Auch sehe ich unter den Jünglingen die euch dienen, manchen der mich nicht viel an Jahren übertreffen wird. — Ein ausserordentlicher Mensch, sagte der Ritter zu einem jungen Tempelherrn, der aus der Reihe hervorgetreten war, und Waltern mit eben solchen forschenden Blicken ansahe als der erste. — Geht, mein Sohn! fuhr dieser fort, indem er sich wieder zu unsern Pilger wandte. Meine Absicht war nicht euch eure Jugend zu einem Hinderniß eures Verlangens

zu machen. Ihr könnt uns folgen, und mich sogleich, nachdem wir auseinander gegangen sind, in meiner Wohnung sprechen.

Walter verbeugte sich, legte die Hand auf die Brust, und trat ehrerbietig zurück.

Der Zug der geistlichen Ritter gieng vor ihm über, und ward durch die Jünglinge in grauen Mänteln, die Walter für das was sie waren, für die Waffenträger hielt, beschlossen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Odo von St. Amantis:

Daß der Ritter, welcher den Zug der Tempelherren führte, ihr Großmeister war, werden meine Leser bereits gemerkt haben, und seinen Namen lesen sie in der Ueberschrift dieses Kapitels. Sie aber noch näher mit ihm bekannt zu machen, ihnen denselben, noch ehe Walter seine erste Audienz bey ihm hat, seinem Charakter nach ein wenig zu schildern, damit sie wissen, was sie von ihm zu gewarten haben, das soll mein Geschäft auf diesen und einigen künftigen Blättern seyn.

Odo von St. Amantis, war, wie die Geschichte von ihm sagt, ein kühner, großer, edeldenkender Mann; er hatte am Hofe des Königs zu Jerusalem, nachdem

ihn

ihn unglückliche Liebe ins heilige Land trieb, die höchsten Ehrenstellen bekleidet, aber so wenig Wohlgefallen an dem seltsamen Leben gefunden das daselbst geführt wurde, daß er bald und gern den Marschallstab mit der Fahne des Kreuzes vertauschte. Wenig Aufopferung gehörte bey ihm, der alle Hofnung zu irdischem Glück in Europa zurück gelassen hatte, dazu, diesen Tausch zu treffen, und sich ganz dem geistlichen Stande zu weihen. Er war es müde an einem Hofe zu leben, wie der von Jerusalem war, wo ein schwacher König sich von einer lasterhaften Gemahlin beherrschen lies, wo der Prinz, der nach seines Vaters Tode die Krone tragen sollte, in Weichlichkeit und Entfernung von Reichsgeschäften erzogen ward, wo das Oberhaupt der morgenländischen Kirche, der Patriarch, zugleich die Stelle des ersten Liebhabers der Königin vertrat, wo man die gröbsten Ausschweifungen mit heuchlerischen Andachtsübungen zu büßen suchte, und üppige Tänze und närrische sinnlose Spiele, mit Wallfahrten und langen Gebeten abwechseln ließ. Was für ein Leben für einen Mann wie Odo! So ungern ihn die Königin, die nicht blind gegen seine Vorzüge war, von ihrem Hofe entließ, so freudig verließ er denselben. Schon zehen Jahr war er Tempelherr, und beynahe sieben Jahr Großmeister seines Ordens. — Diese Stelle, welche der uns wohlbekannte Andreas von Montbarry ehemahls aus Großmuth, seinem Feinde Philipp von Neapel überließ, und welche dieser, als er sein Unrecht

erkannte, dem Ritter Andreas so gern wieder zurück gegeben hätte, nahm Andreas nur darum an, um sie seinem Freund Odo aufzutragen, welcher damals zwar einer von den jüngsten Rittern, aber in Andreas Augen der würdigste des ganzen Ordens war.

Die Vortheile die Odo seinen Rittern und der ganzen Christenheit in Palästina schafte, wie sehr er die Fonds der Wohlthätigkeit der Tempelherren vergrösserte, und wie sehr er ihrem Stolze und ihrer Herrschsucht Gränzen zu setzen wußte, wie herrlich er die Reichthümer des Ordens anwandte, und wie friedlich er mit den Hospitalitern lebte, mit denen sich sonst niemand vertragen konnte, das würde zu weitläuftig zu erwähnen seyn; meine Leser müssen sich mit dieser kleinen Skizze begnügen, und sich das, was ich von seinem Charakter hier nicht mit habe beybringen können, aus seinen Handlungen, von denen sie Zeuge seyn werden, abstrahiren.

Walter säumte nicht dem Befehle des Mannes zu gehorchen, den er schon liebte, ohne noch den kleinsten Theil seiner ganzen Vortreflichkeit vollkommen zu kennen; er folgte dem Zuge der Tempelherren von weitem in den Palast des Großmeisters, und wurde, nachdem die Ritter auseinander gegangen waren, in Odos Kabinet gefodert.

Ohne Furcht trat er vor ihn, und erwartete seine Anrede, welche sich etwas lange verzog, weil Odo anfangs nichts that, als die Person des Jünglings mit seinen durchdringenden Augen zu mustern. Walter wurde

durch

durch die Blicke des Großmeisters so wenig aus seiner Fassung gebracht, daß er ihnen vielmehr mit bescheidener Freymüthigkeit begegnete, und in dem Gesichte des Tempelherrneben die phisiognomischen Bemerkungenzu machen schien die er in den seinigen machte Zuweilen zwar ruhte auch sein Auge auf dem jungen Tempelherrn, welcher ihn in der Kirche so aufmerksam betrachtet hatte, und der auch jezt gegenwärtig war. Walter glaubte in seinem Gesicht einige Spuren von Aehnlichkeit mit seinem alten Freund Blondel zu finden, sein ganzes Herz neigte sich zu ihm hin, und die Vorstellung vergangener Zeiten lockte einige Thränen in seine Augen.

Odo ward dieses nicht so bald gewahr, als er das Stillschweigen brach, und lächelnd anfieng: Wie? ihr wollt in einen Ritterorden aufgenommen seyn, und schämt euch nicht Thränrn zu vergiessen? — Sollten die Thränen der Zärtlichkeit und der Wiedererinnerung einem Helden unanständig seyn? antwortete Walter. — Und was ist an diesem Orte, fragte der junge Tempelherr, indem er sich ihm freundlich nahte, das euch solche Thränen auszupressen im Stande wäre. — O alles, Ritter, alles was ich vor mir sehe, antwortete Walter, selbst eure Kleidung, selbst eure Blicke, die ihr so freundschaftlich auf einen armen Pilger richtet. O, ich hatte auch wohl ehemals Freunde, die mich mit solchen Blicken ansahen; und das Kleid das ihr tragt, ermangelt nie mich an einen Mann zu erinnern, bey dem ich es zuerst sah, und der fast in meinen Armen

von dem Mordschwerdte gefällt wurde. Bey diesen Worten fiengen Walters Thränen an häufiger zu fliessen, der junge Tempelherr wandte sich hinweg, und Odo schien bewegt.

Mein Sohn! fieng er nach einer Weile zu Waltern an, ohne mich weiter auf Dinge einzulassen, die euer Herz zu sehr anzugreifen scheinen, frage ich euch nochmals, ob ich euren Wunsch diesen Morgen richtig verstanden habe. Seyd ihr wirklich hieher gekommen, in unsern Orden zu treten? und kennt ihr die Schwierigkeiten, die sich eurem Verlangen entgegen setzen werden? — Ob es mein Wunsch ist, einer von euren Rittern zu seyn? erwiederte Walter. O Gott, der heisseste, innigste, den ich in meinem Herzen habe! — Und was die Schwierigkeiten anbelangt, o die sind mir auch nicht unbekannt. Nur noch gestern sagte man mir von dem Stolze, der bey eurem Orden herrschte, und der euch verhindern würde, einen armen Pilger eines Anblicks zu würdigen, und seine Bitte anders als mit Hohngelächter zu beantworten. Gottlob, ich werde nichts von alle dem an euch gewahr, und ich sehe also keine Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung meiner Bitte entgegen setzen könnten. —

Gut, sagte Odo, ich will es indessen gelten lassen, daß unser Wille euch allein an eurem Verlangen hinderlich seyn könnte, und daß ihr also hierinnen nichts zu fürchten hättet, ob es gleich noch lange nicht ausgemacht ist, daß alle meine Ritter mit uns beyden übereinden-

ken

ken werden. — Aber was könnt ihr uns von eurem Herkommen, von eurem bisherigen Aufenthalt, von eurer Aufführung und Redlichkeit für Zeugniße bringen? ohne diese würde es ziemlich unüberlegt, würde es uns nicht einmahl erlaubt seyn, einen Fremden, den wir heute zum erstenmale sehen, unter uns aufzunehmen. Wisset, euer Herkommen muß wenigstens edel, und eure Sitten müssen, nach der ersten Einsetzung unsers Stifters, ganz rein und unsträflich seyn, wenn ihr keine abschlägige Antwort von uns haben wollt.

Ich kenne die Foderungen der Streiter Christi, antwortete Walter, und weis wozu mich mein Stand und meine Aufführung berechtigen; aber wenn ihr Zeugnisse fodert, die habe ich nicht, ihr müßtet denn mein Wort, und das Herz, welches, wie man mir oft gesagt hat, aus meinen Augen spricht, für Zeugnisse annehmen wollen, daß das, was ich sage, Wahrheit ist. Ich bin bey der Gräfin von Flandern mit Blondel von Nesle, und Matilden von Tripoli erzogen worden. Unglücksfälle nöthigten meine Pflegemutter mich in ein Kloster auf den stöchadischen Inseln bringen zu lassen, und noch herbere Unglücksfälle haben mich aus demselben getrieben und zum Pilger gemacht. — Jüngling, unterbrach ihn der Großmeister, ihr sagt mir in wenig Worten so viel, daß ich bey schicklicher Gelegenheit eine umständlichere Erzählung von euch fodern werde. Eure Rede trägt übrigens das Gepräg der Wahrheit, und ich glaube ihr, bis ich nähere Erkundigung eingezogen

habe. Geht hin, ich werde Befehl für euch geben, daß man euch statt dieses Pilgergewands die Kleidung reiche, die unsere Waffenträger tragen. Eure ordentliche Aufnahme soll in wenig Tagen geschehen.

Der junge Ritter, welcher während dieses Gesprächs von Waltern kein Auge verwendet hatte, wandte sich nach diesen Worten zu Odo: Mein Oheim! sagte er mit bittender Stimme, dürfte ich wohl diesen Jüngling zum Waffenträger von euch fodern? — Der Großmeister willigte ein, und der junge Tempelherr, welcher in dem Augenblicke, da er seinem neuen Waffenträger gebieten wollte, ihm zu folgen, sich besann, daß er seinen Namen noch nicht wußte, fragte ihn, wie er heiße. — Walter von Montbarry, antwortete unser Jüngling, indem er dem jungen Tempelherrn nachtrat.

Dreyßigstes Kapitel.

Walter wird Hugos Freund und Odos Liebling.

Odo war durch die Namen der Gräfin von Flandern und Matildens von Tripoli, die Walter in seiner kurzen Erzählung genennt hatte, schon aufmerksam gewor-

den;

den; denn die erste war ihm vielleicht noch auf andre Art, als durch ihren Bruder Andreas bekannt, und von der andern wußte er sehr wohl, daß sie Graf Raimunds Tochter war, aber nun, da er den Namen des Jünglings hörte, dessen ganzes Wesen ihn so sehr interessirte, nun ward sein Verlangen nach mehrerer Nachricht von ihm, vollends aufs höchste gespannt. Walter von Montbarry? wiederholte er bey sich selbst, als der Pilger sich seinem neuen Herrn nannte, Walter von Montbarry? die Gräfin von Flandern? Matilde Raimunds Tochter? — Was für bekannte Namen! Es fehlte nichts, als daß der Jüngling noch den Ritter von Montbarry, meinen Andreas, meinen Freund, meinen Wohlthäter nannte. — O, dieser junge Mensch fesselte nicht von ohngefähr beym ersten Anblick meine ganze Seele an sich! Ich fühle es, er ist meinem Herzen nahe verwandt, wenn vielleicht auch nicht durch Blutsfreundschaft, doch durch Verbindungen mit meinen ältesten und liebsten Freunden. O Hunberga! O Andreas! o er kennt euch, ihr Theuern! er wird mir tausend Nachrichten von euch geben können, die ich so lange umsonst gesucht habe. —

Odo versenkte sich in ein Meer von Gedanken, und Folge dieses Nachsinnens war, daß Walter kaum sein Pilgerkleid abgelegt, und sich in seine neue Ordenstracht gekleidet hatte, als er schon wieder vor den Großmeister gefodert ward. Sein Herr, Odos Neffe, oder wie wir ihn lieber inskünftige nennen wollen, Hugo von

St. Amantis, der seinem neuen Waffenträger, oder vielmehr seinem Freunde nicht von der Seite gegangen war, begleitete ihn. — Dem Großmeister giengen die Augen über, als er die beyden Jünglinge Arm in Arm vor sich treten sah, und in beyder Augen las, wie glücklich er den einen durch den andern gemacht hatte.

Hugo hatte Waltern vom Anfange gesagt, daß er nichts von dem Verhältniß des Herrn und des Dieners zwischen ihnen beyden wissen wollte, und Walter, der sich seiner Würde bewußt war, hatte diesen Ausspruch und Hugos Antrag, keinen andern Namen als den Namen seines Freundes zu führen, ohne Bedenken angenommen, und mit einem treuherzigen Händedruck, und einer feurigen Umarmung bekräftigt. — Meine Leser werden vielleicht wider diese schnellgestiftete Freundschaft vieles einzuwenden haben; aber liegt es nicht in dem Charakter des Jünglings, sich schnell an das anzuschliessen, was ihm ähnlich zu seyn scheint? Und giebt es keine Sympathie der Seelen? — Daß dieser tief in unser ganzes Wesen eingewebte Trieb oft seine Gegenstände verkennt, und also oft getäuscht wird, mag wohl mehr als zu wahr seyn; aber zum Glück war dies der Fall nicht bey Hugo und Walter. Sie schienen von der Natur zu Freunden, zu Brüdern bestimmt zu seyn; ob sie gleich in verschiedenen Welttheilen gebohren waren, so führte sie doch ihr günstiges Geschick zusammen und ersten Blicks erkannten sich ihre Seelen; eine Verkettung von glücklichen Umständen, die

man

man selten findet. — Wie Kinder eines Vaters standen sie vor Odo, und so wurden sie auch von ihm angeredet. — Sezt euch an meine Seite, meine Söhne! sagte der Großmeister, und du, Walter von Montbarry, sage mir, wo hast du den Namen her, den ich nie ohne die tiefste Empfindung kann nennen hören? — War die große, die reizende Hunberga von Montbarry dir nicht vielleicht mehr als Pflegemutter? Kannte st du meinen unvergeßlichen Freund den edeln Andreas? und weißt etwas von der Art seines Todes, die uns auf so verschiedne Art vorgetragen worden ist? Weißt etwas von der jungen Matilde, die Graf Raimund auf mein und Andreas Anrathen, den Gefahren des Hofes entriß, um sie in Hunbergens Arme zu liefern, und von welcher wir seit Andreas Verschwindung nichts gehört haben?

Und diese lieben Personen sind also alle eure Bekannten? fragte Walter mit zusammengeschlagenen Händen. — O, ich ahndete es von Anfang, daß ich hier nicht unter Fremden wäre! Du Hugo! bist mein Bruder; und ihr, edler Odo! seyd mein Vater, mein zweyter Andreas! o laßt mich, laßt mich euch in meine Arme schliessen, und vergessen, alles vergessen, was ich gelitten und verlohren habe!

Vergönne mir, mein Leser! die Scene welche diesen Worten folgte, mit Stillschweigen zu übergehen, so wie auch alles, was unser Walter, nachdem der erste Sturm von Empfindungen vorüber war, den beyden Tempelherren erzählte, und welches alles das in

sich begrif, was er sich von seiner frühesten Kindheit an von seiner Lebensgeschichte besinnen konnte, und was meine Leser in den vorhergehenden Blättern von ihm gelesen haben. Seine Erzählung war an manchen Stellen unvollständiger, an manchen weitläuftiger als ich sie geliefert habe, vornämlich sagte der bescheidene Jüngling von sich selbst nicht den zehnten Theil von dem, was er hätte sagen können, aber es blickte doch immer genug aus seinen Erzählungen hervor, das seinen Zuhörern seinen ganzen Charakter lebendig darstellte, und ihn ihnen immer theurer machte. In seinen Beschreibungen von Blondeln, Matilden und Hunbergen, war er mahlerisch beredt, und bey der Geschichte vom Tode des Ritters Andreas, und Hunbergens Verjagung redeten mehr seine Thränen als seine Worte. Bey dem lezten kam ihm Theoderichs Brief zu statten, daß er sich kürzer fassen konnte; er gab ihn dem Großmeister und Hugo zu lesen, und ersterer bat den Jüngling, denselben in seinen Händen zu lassen. — Daß er eine Art von Zeugniß für euch ist, sagte er, will ich gar nicht erwähnen, denn ich brauche kein anders als euer Wort; aber vielleicht ist mir es möglich vermittelst desselben etwas zum Besten, wenigstens zum Trost der unvergleichlichen Hunberga auszurichten. — Wer der Mörder des Tempelherrn war, weis ich nunmehr zuverlässig aus eurer Erzählung, und bin im Stande, durch diese Entdeckung die Philipp durch tausend Künste bisher unmöglich gemacht hat, ihn zu allem

zu

zu nöthigen, was zur Genugthuung der Gräfin gereichen kann. — Theoderich war sehr alt, und in den lezten Tagen seines Lebens so schwach am Verstande, daß er höchstens diesen Zettel hat unterschreiben können; ob er aber den Innhalt desselben Philippen in die Feder gesagt, ob er vielleicht gar nur ein Wort davon gewußt hat, daß müßte man erst untersuchen.

Walter überließ dem Großmeister Theoderichs Brief, und dieser fuhr in seiner Rede folgendermaßen fort: — Aber wißt ihr auch, mein Sohn, daß dieser Philipp von Flandern, euer und Hunbergens Feind, hier eine sehr große Rolle spielt? und daß es also nöthig seyn wird, euren Namen zu verändern, und euch auf alle Art vor ihm verborgen zu halten, wenn ihr für seinen Nachstellungen sicher seyn wollt? — Walters Wangen färbten sich mit glühender Röthe. — Vor Philippen, schrie er, sollte ich mich verstecken? Um seinetwillen den Namen Montbarry, das theure Unterpfand von Hunbergens mütterlicher Liebe aufgeben? — Aber bedenket, unterbrach ihn Odo, daß dieser Name euch nicht zukommt, und daß ihr mit mehrerm Recht den Namen eurer Mutter, welcher, wie ich sehe, Klifford ist, führen könnt, bey welchem ihr auch noch den Vortheil habt, verborgen bleiben zu können.

Walter fand, ich weis nicht was Beschimpfendes in der Zumuthung den Namen seiner Mutter zu führen. Nein, rief er mit erhöhtem Unwillen, nimmer will ich aufhören, Montbarry zu heissen, bis ich den

Na-

Namen meines Vaters führen kan, und diesen ausfindig und mich seiner würdig zu machen, soll mein ganzes Bestreben seyn. — Und verborgen bleiben? Um Philipps willen verborgen bleiben? Trat ich darum in euren Orden, um mein Daseyn in Dunkelheit zu verhüllen? Nein, die Welt soll Waltern von Montbarry kennen! Philipp soll mich kennen, und meine Rache fühlen,

Odo faßte den Jüngling, der bey Endigung dieser Worte sich vor Zorn selbst nicht mehr kannte, bey der Hand. Walter, sagte er, indem er ihn steif ansahe, ihr seyd mein Mann! Ganz, ganz entsprecht ihr dem, was ich von euch erwartete. Ich sehe große Dinge von euch voraus; bestätiget die Erwartungen, die ich von euch habe. — Aber, versezte Walter, indem er sein Gewand faßte, und mit einer Art von Beschämung ansahe, dieses Kleid! — Philipp, Graf von Flandern; Walter, ein armer Waffenträger?

Ich verstehe euch, sagte der Großmeister; so wie ich euch kenne, gäbe ich euch heute Mantel und Kreuz, machte euch heute zu dem, was ich und mein Neffe sind: aber ihr müßt noch einige Zeit in diesem Stande bleiben, bis ihr der Welt durch Thaten bewiesen habt, was ich, der ich euch genauer kenne, auf euer bloßes Wort, auf den Anstrich, den alle eure Handlungen haben, von euch glaube. — O mein Sohn, glaubt ja nicht, daß ihr alles überstanden habt, weil ihr mir und eurem Freund Hugo gefallet. Eure plözliche Erhebung

hebung zu dem Stande in dem ihr euch jezt befindet, so gering er euch vorkommt, so gering er auch für eure Ansprüche seyn mag, wird von vielen unsers Ordens mit scheelen Augen angesehen werden; wollte ich euch noch höher heben, ehe ihr bezeugt habt, daß ihr dieser Ehre würdig seyd, so würde man mich offenbar, und zwar mit einigem Rechte, der Partheylichkeit beschuldigen, und ihr — doch ich darf euch von eigner Gefahr nichts sagen, ihr macht euch eine Ehre daraus, sie zu verachten; aber glaubt mir, junger Mensch, auch Helden müssen zuweilen ihren Feinden weichen, und eure Rache an Philipp, die ich übrigens für sehr billig halte, wird noch manche Hinderniß zu überstehen haben, ehe sie zur Reife kommen kan. — — Meine Leser! wenigstens einige derselben werden sich wundern, daß ein christlicher Ritter, ein Mann wie Odo, Walters rachgierige Gesinnungen so leicht behandeln konnte; aber sie müssen nicht mehr von denen fodern, die ich ihnen schildere, als sie leisten können. — Die Tugend der Versöhnlichkeit, und die Verzeihung angethaner Beleidigungen, stand nun einmal nicht in der Moral der damaligen Helden, und ob man gleich einige Beyspiele von Männern jener Zeiten haben will, welche großmüthig genug dachten, angethanes Unrecht zu verschmerzen, vielleicht gar mit Wohlthaten zu belohnen, so mußte doch gewiß dieses Unrecht niemand als ihre eigene Person betroffen haben, denn dasjenige was ihren Freunden zugefügt wurde, konnte nicht anders

als

als durch Blut, durch eigene Vorbitte der beleidigten Person, oder freywillige Demüthigung des Beleidigers ausgelöscht werden. — Sehet hier die Ursache, warum Odo Waltern so wenig einredete: Die Ermordung des Tempelherrn, und die Verjagung der Gräfin von Flandern, waren auch in seinen Augen Dinge, welche nicht ungeahndet bleiben durften.

Auf diese Art endete sich diese Unterredung zwischen dem Großmeister, und dem jungen Kanditaten seines Ordens. Hugo hatte zu derselben nur wenig gesagt, und sagen können; denn ob dieser Ritter gleich edel und heldenmüthig dachte, so war doch sein ganzer Charakter weit sanfter als Walters, er nahte sich mehr der weiblichen Stille und Duldsamkeit, und das Feuer das aus jedem Worte, jeder Handlung seines neuen Freundes blickte, war ihm etwas Fremdes, das er mit Bewunderung ansahe, aber in seinen Charakter weder übertragen konnte noch wollte. Eben dieser Unterschied der Gesinnungen, eben diese Denkungsart unsers Walters, die sich Odos Heldenmuth so sehr näherte, machte gar bald, daß er dem Großmeister weit lieber ward, als sein eigener Neffe; ein Vorzug, den Hugo seinem Freunde nicht beneidete, und dessen dieser sich nicht überhob.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Walters erster Feldzug.

Walter wurde nunmehr feyerlich aufgenommen, und zu den Geschäften und Uebungen seines neuen Standes angewiesen; jemehr er sich in denselben hervorthat, je mehr erfuhr er das, wovon ihm der Großmeister, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, bereits einige Winke gegeben hatte: Neid und heimliche Tücke, nicht allein bey den Jünglingen, die mit ihm im Stande der dienenden Brüder lebten, sondern auch bey den Ordensrittern selbst.

Er sahe wohl, daß sein ominöser Traum, der ihm die Bewohner des Tempelhofs alle in der Gestalt des edeln Andreas vorstellte, nach Art aller seiner Brüder, die Wahrheit überschritten hatte. — Er fand keinen Andreas — denn auch der Großmeister hatte seine Fehler, die ihn Hunbergens Bruder nie ganz gleichen ließen — und nur einen Odo, nur einen Hugo unter den Tempelherren. Die mehrsten dieser Ritter waren so wie der grössere Theil in allen Ständen, blos alltägliche Geschöpfe, weder gut noch böse; verschiedene von ihnen mehr als alltäglich böse, und einige wenige etwas mehr als mittelmäßig gut. Wir haben

hier dieſe Herrn in drey Klaſſen getheilt, und wollen, weil es die Gelegenheit giebt, zuerſt etwas von der mittleren ſagen.

Unter den Männern die ſich bald als Widerſacher des unſchuldigen Walters zeigten, und alſo da wir unſern Helden ſehr lieben, unſerm Urtheil nach wenig Anſprüche auf Tugend und Güte des Herzens haben konnten, zeichneten ſich vornehmlich zween aus, die wir unſern Leſern nennen müſſen, weil wir in der Folge Gelegenheit haben werden, ihrer zuweilen zu gedenken.

Arnold von Toroggio, beſaß bey verſchiedenen guten Eigenſchaften, bey einem hohen Grad von Klugheit und Tapferkeit, und bey einer unerſchütterlichen Treue gegen ſeine Freunde, einen eben ſo feſten, unverſöhnlichen Haß gegen die, welche ihm einmal mißfielen, und einen ſo großen Antheil von Stolz, daß er den ganzen Tempelorden damit hätte verſehen können, wenn ihm dieſe Eigenſchaft, die man damals als den Hauptcharakter der geiſtlichen Ritter anſahe, etwa abgegangen wäre. Jedermann verachtete er neben ſich; alles was ſich vor ihm nicht beugte, war in ſeinen Augen dem Tode geweiht, und konnte durch nichts, ſelbſt nicht durch nachmalige Demüthigung ausgeſöhnt werden. Man urtheile, was unſer Walter, ein Jüngling der ſeine eigne Würde fühlte, und der da, wo man ihn nicht zu ach-

ten

ten schien, sich nur desto höher aufrichtete, in dieses Mannes Augen für eine Figur machen mußte. — So gram er indessen dem jungen Menschen war, und so sehr er sich durch alle das Große das ein jeder an ihm wahrnahm, beleidigt fühlte, so schien er ihn doch fast gar nicht zu bemerken, weil er diese Art von Unachtsamkeit für die gröste Kränkung hielt, die sich erdenken ließ.

Terrikus oder Theoderich von Tremelai, hatte Arnolds ganzen Stolz und seine ganze Unversöhnlichkeit, aber wenig von seinen guten Eigenschaften. Tapfer genug war er, aber seine Klugheit opferte er oft seinem Verlangen zu schaden auf. Die besten Anschläge ließ er gern zu Grunde gehen, wenn er auf ihre Kosten irgend eine Privatrache ausüben konnte. Er selbst war wankelmüthig in seinen Freundschaften, und besaß einen besondern Kunstgrif, diejenigen, welche sich ihm vertrauten, zu eben diesem Fehler anzuleiten. Verhetzungen, heimliche Winke, falsche Auslegungen, wohl offenbar erdichtete Umstände, wurden nicht gespart, diejenigen, welche er entzweyen wollte, unvermerkt von einander abzubringen, und vielleicht werden meine Leser in der Folge dieses Buchs ein Beyspiel finden, wie glücklich er in solchen teuflischen Unternehmungen war, wie vollkommen es ihm gelang durch unergründliche Künste, ein paar für einander geschaffene Seelen auf

ewig zu trennen. Diese gefährlichen Gesinnungen verbarg er unter der schönsten Aussenseite Er war nicht allein angenehm, fast möchte ich sagen schön von Gestalt, sondern auch freundlich, herablassend, gefällig, und so einschmeichelnd, daß man ihm fast nicht widerstehen konnte. — Da sein Trieb nach Größe, sich nicht sowohl auf Adel der Seele, und wahre innere Verdienste, als vielmehr auf Rang und hohe Ehrenstellen erstreckte, so war unser Walter, so lange er nur das erste ohne das andere besaß, noch eben kein Hauptgegenstand seines Hasses. Daß er so leicht Aufnahme in dem ersten Grade des Ordens gefunden hatte, war ihm zwar anstössig; aber er zürnte deßwegen weniger mit ihm, als mit dem Großmeister, welcher überhaupt derjenige war, den er unter allen Menschen am meisten verabscheute, ungeachtet er sich für einen von seinen ersten Jugendfreunden bekannte. Schon vor mehr als zwanzig Jahren hatte der Orden einen gewissen Bernard von Tremelai zum Großmeister gehabt, und Terrikus, welcher aus eben diesem Geschlechte war, hatte bey jeder Veränderung die mit den Großmeistern der Tempelherren vorgieng, sich eingebildet, er müsse die Stelle betreten, welche ehemals sein Oheim besessen hatte. Nie hatte er dieses zuversichtlicher geglaubt als das letzte Mal; aber auch da irrte er sich. Odo, der ihm schon in Europa mit sei-

nen

nen höhern Verdiensten oft im Lichte gestanden hatte, wurde ihm auch hier vorgezogen. Die Feindschaft die er bereits gegen ihn im Herzen hegte, wurde dadurch unendlich vergrößert; Terrikus ward Odos grimmigster Widersacher, ein Feind, der ihm so geflissentlich insgeheim zu schaden suchte, als er ihm äusserlich den höchsten Grad von Freundschaft und Ehrfurcht bezeugte, und Odo war es, um dessenwillen er seinen Liebling Walter auch zur Gesellschaft mit haßte.

So waren die beyden Männer beschaffen, die unserm Helden feind waren. Der eine kränkte ihn durch Verachtung, indessen der andere sich nicht zu groß dünkte, sich durch heuchlerische Freundlichkeit zu ihm herabzulassen, ihm Unzufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Stande, und Mißtrauen gegen seine Freunde und Beförderer, den Großmeister und seinen Neffen einzuflößen suchte; Versuche, welche ihm zum Glück nicht sonderlich gelangen, weil Walter immer offenherzig genug war, seinen beyden Freunden alles zu sagen, was Terrikus ihm persönlich oder durch seinen Waffenträger beygebracht hatte, und weil Hugo und sein Oheim, die den Ritter von Tremelai kannten, nie unterließen ihn zu warnen.

Walter hatte etliche Monate in seinem neuen Stande gelebt, ohne daß etwas merkwürdiges vorgefallen wäre, und er fieng schon an sich heimlich

zu grämen, daß er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, irgend etwas zu thun, das ihn seinem Zwecke näher gebracht hätte, als zu Akkon eine Bothschaft erschallte, die seinen Gram, über die Unthätigkeit in der er leben mußte, auf den höchsten Grad trieb.

Philipp, Graf von Flandern, der, wie wir aus Odos Munde bereits gehört haben, nach seines Vaters Theoderich Tode eine große Rolle in Palästina spielte, und durch Tapferkeit sein an dem Ritter Andreas begangenes Verbrechen, das er doch, ungeachtet aller Kunstgriffe nicht ganz von sich abwälzen konnte, nach Möglichkeit zu tilgen suchte, dieser Philipp hatte nebst dem Fürsten von Antiochien Harenk, eine wichtige Vestung, welche die Sarazenen den Christen abgenommen hatten, lange belagert gehalten. Der Erfolg blieb bis auf die Lezt zweifelhaft, und der Verlust war auf beiden Seiten gleich stark, als auf einmal, man wußte nicht genau ob durch Tapferkeit oder heimliche Verrätherey, Harenk genöthiget wurde, sich seinen alten Besitzern den Christen zu übergeben. — Das Gerücht von diesem Siege kam mit schnellen Flügeln nach Akkon; jedermann jauchzte, jedermann erhub den Grafen von Flandern und den Fürsten von Antiochien bis in den Himmel; nur Walter trauerte.

Wir wissen nicht ob Neid in einer großen Seele

Plaz haben sollte, aber eben so wenig können wir unsern Helden ganz von dieser Empfindung frey sprechen. Er dachte so wenig patriotisch, daß er lieber Harenk und alle Vestungen in der Sarazenen Händen gesehen, als Philippen die Ehre gegönnt hätte, sie aus denselben zu befreyen. Das Siegsfest, das wegen dieser Begebenheit zu Akkon angestellt wurde, war ihm ein Trauertag, und nie sind wohl Danklieder mit betrübterm Herzen angestimmt worden, als die, in welchen sich Walter bey dieser Gelegenheit, mit der erfreuten Christenheit vereinigen mußte.

Odo merkte den Unmuth des Jünglings, aber er stellte sich nichts davon gewahr zu werden, weil er sich vorgenommen hatte, ihn bald auf die Art zu trösten, die ihm die angenehmste seyn mußte. Die Tage, die bis dahin verliefen, waren traurige Tage für Waltern. Der Trost, den ihm sein Freund Hugo gab, war zu kalt, zu unkräftig für ihn, und gegen andere durfte er sich seinen Kummer nicht merken lassen, doch blieb derselbe nicht so verborgen als er dachte; Terrikus war ihn gewahr geworden, und sein Waffenträger, der immer um Waltern beschäftigt seyn mußte, hatte aus einigen Worten die ihm in der Hitze entfielen, so viel errathen, daß er sich grämte, immer in Unthätigkeit gelassen zu werden, indessen andere die Lorbeern des Sieges einernteten.

Terrikus trug seinem Diener auf, den Funken der Unzufriedenheit mit den Anordnungen des Großmeisters, in dem Herzen des Jünglings aufzublasen. Walter hörte jezt von nichts andern reden, als von den Heldenthaten, mit welchen unter den vorigen Großmeistern, einige von den dienenden Brüdern ihren Namen verewigt, und das Ordenskreuz schnell errungen hätten. Odo ward dabey als ein neidischer eigensinniger Mann geschildert, der oft seinen Rittern selbst hinderlich wäre, das auszurichten was sie könnten und wollten, und unser Jüngling bedauert, daß, wenn es ihm, wie man glaubte, darum zu thun wäre, Ehre zu erjagen, er sich keinen andern Weg dazu erwählt hätte, als den ihm in den jezigen Zeiten der Tempelorden zeigte.

Walter ward durch diese unaufhörlichen Vorstellungen so ins Feuer gejagt, daß er sich fest vornahm, sich noch diesen Abend bey Odo wegen des Unrechts zu beschweren, das er ihm anthäte, eine Sache, welche der Großmeister, der keine Einrede leiden konnte, schwerlich wohl aufgenommen haben würde.

Glüklicher weise war dieses eben der Abend, den Odo bestimmt hatte, seinen jungen Freund zu trösten; er kam ihm zuvor und redete ihn, ehe er ein Wort vorbringen konnte, folgendermaßen an: Mein Sohn! sagte er, ihr werdet

die

die Ruhe, die ihr bisher genossen habt, und die euch, wie mich dünkt, anfängt lästig zu werden, aufgeben, und euch bereiten müssen, zum erstenmal mit uns ins Feld zu gehen. — Ich habe Nachricht, daß der König vorgestern mit seinem Heer aus Jerusalem gerükt ist, und daß er erwartet, daß wir zu Rama zu ihm stoßen, und uns mit ihm wider Saladin vereinigen werden. Ungeachtet ihr noch nicht mit vor dem Feind gewesen seyd, so weis ich euch doch hinlänglich von dem unterrichtet, was ihr in eurem gegenwärtigen Stande zu thun habt. Haltet euch zu Hugo, welcher allemal mit den Seinigen an meiner Seite fechten wird, haltet euch brav, und laßt nicht sowohl mir als der Welt sehen, was sie in Zukunft von euch zu gewarten hat. Den Lohn eurer Tapferkeit und Treue kennt ihr. — Ich werde niemanden lieber das Kreuz geben und ihn Bruder nennen als euch.

Es ist unnöthig meinen Lesern die Freude zu beschreiben, die Walter bey diesen Worten fühlte, auch weis ich, sie werden eben so wenig von mir eine umständliche Geschichte dieses Feldzugs erwarten. Die Heldenthaten, die von den Tempelherren in der berühmten Schlacht bey Rama geschehen sind, haben andere, in solchen Erzählungen geübtere Schriftsteller, aufgezeichnet, und ich, da ich nichts als die Geschichte meines Walters

schreibe, kan ihnen auch nur sagen, was er that.

Er rettete weder Odos noch Hugos Leben, noch die Fahne des Kreuzes, noch that er andere in die Augen fallende, für einen Anfänger unglaubliche Heldenthaten, wie ich wohl eher von jungen Rittern bey ihrem ersten Feldzuge gelesen habe. Er war das erstemal in so einem Treffen wie dieses war, und glaubte, die Hauptsache beruhe darauf, seinen Feinden keinen Fußbreit zu weichen, und ihnen seine Arme wohl fühlen zu lassen: Was das lezte anbelangt, so würde das feindliche Heer wohl kaum hinlänglich gewesen seyn, alle Streiter Christi mit Gegnern zu versehen, wenn ein jeder von ihnen deren so viel auf sich genommen hätte, als der Heldenmüthige Walter mit seiner Löwenstärke erlegte, und zum Gefecht untüchtig machte; aber der arme Jüngling war bey dem allen so unvorsichtig sich selbst zu schützen, daß er bald mit Blut und Wunden überdeckt ward, die er kaum zu fühlen schien, und zulezt, da der Feind schon völlig geschlagen war, verwickelte er sich so tief in einen Haufen flüchtiger Sarazenen, daß er unterliegen müssen, wenn Hugo ihn nicht mit Gewalt und eigener Gefahr aus dem Gedränge gerissen hätte.

Ihr habt euch wohl gehalten Walter, sagte Odo als der bleiche, blutende, kaum mehr Odem ho-

lende

lende Jüngling vor ihn geführt wurde, aber nehmt euch der Sache ein andermal nicht zu sehr und ohne alle Vorsicht an, ihr habt nichts davon, als daß ihr denn bey der nächsten Gelegenheit Ehre und Ruhm zu erwerben, nicht gegenwärtig seyn könnt. Morgen werden wir näher auf Rama zurucken und vermuthlich neue und noch ruhmvollere Arbeit finden als heute; ihr aber werdet nicht mit uns gehen können, sondern eure Wunden verbinden lassen müssen.

Walter schwieg, und ließ sich voller Beschämung in sein Zelt führen. — Saladin ward des andern Tages völlig geschlagen, und unser Heldenmüthiger Jüngling, der sein Blut so wenig gespart hatte, konnte keinnen Theil an der Ehre und Freude des Sieges haben. — Nie ist einem jungen Krieger die Vorsichtigkeit, und die Einschränkung des wahren Heldenmuths eindrücklicher gepredigt worden. — Man sagt Walter habe sich diese Lektion, die jezt bey so wenigen unserer jungen Kriegsleute nöthig ist, so zu Herzen genommen, daß er nie wieder in den Fehler gefallen sey, den er bey seinem ersten Feldzug begieng, und der die Christenheit um einen ihrer größten Helden hätte bringen, und uns nöthigen können, unser Buch früher zu schliesen, als wir gesonnen waren.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Walter bleibt immer noch Waffenträger.

Ich bin genöthigt, hier in der Lebensgeschichte unsers Walters eine Lücke zu lassen, weil die Geschichte sagt, daß sich in einer Zeit von zwey Jahren, die ich mit Stillschweigen übergehe, wenig Ausserordentliches mit ihm zugetragen habe.

Den Sarazenen wurden unterschiedliche kleine Schlachten geliefert, bey deren keiner Walter fehlte, und in welchen er sich so tapfer verhielt, daß Odo mehr als einmal auf dem Punkte stand, ihm das Ordenskreuz zu geben. Aber Neid und Kabale wußten ihm allemal dieses Glück zu hindern, und bey Sammlung der Stimmen fand sich bald dieser bald jener Fehler in seiner Aufführung, welchen zwar nur die scharfsichtigen Augen eines Feindes entdecken konnten, der aber immer groß genug gemacht ward, um seiner Erhebung Hindernisse in den Weg legen zu können, so daß er allemal den größten Theil der Ritter wider sich hatte.

Unglücklicher Weise gab Walter einesmals seinen Feinden selbst einen geringscheinenden Umstand an die Hand, der ihn nicht allein für diesesmal, sondern auf noch etwelche künftige Jahre des

Tem-

Tempelordens unfähig machte; er ersparte ihnen dadurch die Mühe, allemal wenn seiner Beförderung gedacht ward, in seinem unsträflichen Leben Fehler auszuspähen, und unschuldige Handlungen so lange zu verdrehen, bis etwas Tadelhaftes herauskam.

Walter hatte die Neigung zu alten Geschichten, die ihm von Kindheit auf anhieng, noch nicht verlohren, und Ralph, Terrikus Waffenträger, welcher, wie wir schon erwähnt haben, auf Befel seines Herrn alle Mittel versuchen mußte, sich in das Herz des Jünglings einzuschleichen, hatte diesen Trieb nicht sobald wahrgenommen, als er ihn zu nützen suchte. — Ralph wußte immer so viel zu erzählen, daß es nicht an ihm lag, wenn der junge Mensch sich nicht durch seine Geschichten oft von diesem oder jenem ihm anbefohlenen Geschäfte ablocken lies. Terrikus, welcher sah, wie hoch Odo Waltern schäzte, und der aus manchen Umständen schliessen konnte, daß dieser junge Mensch, eine Person von mehrerer Wichtigkeit seyn müsse, als die Welt dachte, machte sich eine Freude daraus, ihm Gelegenheit zu tausenderley Vergehungen zu geben, die den Großmeister hätten kränken, und den Jüngling nach und nach von ihm abbringen können. Terrikus kannte jezt keinen empfindlichern Ort, wo er seinen Feind angreifen konnte, und er fieng seine Operationen oft

schlau

schlau genug an, daß jeder andere Jüngling berückt worden wäre. Bey Waltern verunglückten alle Versuche. Sein Herz war viel zu unschuldig und verdachtlos, als daß er die List, mit welcher man ihm Fallstricke legte, hätte einsehen und vereiteln können, aber seine Redlichkeit, und der felsenste Entschluß, kein Haar breit von dem Wege seiner Pflicht abzugehen, führte ihn unverletzt durch alle Gefahren hindurch. — Ralphs mannichfaltige Verführungskünste, und vornehmlich seine Gabe zum Erzählen ward ohne Nutzen in Bewegung gesezt. Ueberschritten seine Geschichten die bestimmte Zeit, so erschien nicht sobald die Stunde, in welcher dem Jünglinge diese oder jene Verrichtung oblag, so mußten sie unterbrochen werden, und wenn der Erzähler sich eben bey dem angenehmsten und bedenklichsten Umstande der Begebenheit befunden hätte; oder führten seine Gespräche heimliches Gift bey sich, so wurden sie von dem schuldlosen Jünglinge entweder gar nicht verstanden, oder dem Erzähler wurde mit Ernst und Bedrohung Schillschweigen geboten. Schmeicheley wurde verachtet und überhört, und Verleumdung streng geahndet. Kurz alles war vergebens, und Ralph mußte sich oft von seinem Herrn verhöhnen lassen, daß er nicht einmal Talent genug hätte, die Moral eines unerfahrnen Jünglings zu erschüttern.

So fruchtlos indessen Ralphs Bemühungen in diesem Stück waren, so gaben doch seine Erzählungen einmal Gelegenheit zu einem Gespräch zwischen ihm und Waltern, das auf andere Art für das Glück unsers Helden nachtheilig ward. Der Waffenträger hatte an einem Abende eben die Geschichte Gottfrieds von Bouillon begonnen, die Walter längst gern ausführlich hatte wissen mögen; er war noch in der Beschreibung des Eroberes von Jerusalem, und drückte sich nach seiner schmeichlerischen Art folgendermaßen aus: „Gottfried„ sagte er zu seinem Zuhörer, Gottfried war euer vollkommenes Ebenbild; so tapfer, so schön, und wie mich dünkt auch eben so jung wie Walter von Montbarry, denn er war, in dem Zeitpunkte, da meine Geschichte anhebt, noch nicht viel über zwanzig. — Nicht viel über zwanzig? rief Walter, der nie daran gedacht hatte von seinem Alter zu reden, mit Unwillen aus. Ich? zwanzig Jahr? ich müßte mich schämen so alt zu seyn als Gottfried von Bouillon war, und noch nicht gethan zu haben, was er that! noch immer ein elender Waffenträger, nicht einmal Ritter zu seyn. Wie? fragte Ralph mit einem neugierigen hämisch lächelnden Blicke, ihr scherzet! ihr wäret noch nicht zwanzig Jahr, und hättet schon solche Thaten gethan? und hattet schon so oft auf dem Punkte gestanden Tempelherr zu werden?

den? — Walter, der den Fallstrick, der ihm mit dieser Frage gelegt wurde, nicht einsahe, und der, hätte er ihn auch gesehen, doch die Wahrheit auf keinen Fall würde verleugnet haben, versicherte ihn, daß er sein achtzehntes Jahr noch bey weiten nicht zurückgelegt hätte, und hies ihn in seiner Erzählung fortfahren. Ralph that es, aber mit mehrerer Kürze und wenigerer Genauigkeit, als er ein andermal bey dieser Geschichte würde gebraucht haben; denn er brannte vor Ungeduld, seinem Herrn eine Nachricht zu bringen, die ihm nicht anders als wichtig seyn konnte, und die er erhalten hatte ohne sie zu suchen, ohne sie nur zu muthmaßen.

Es zeigte sich bald Gelegenheit, Gebrauch von derselben zu machen. Die Tempelherrn hatten mit den Hospitalitern einige Streitigkeiten. Odo bediente sich unsers Walters, ihn anfangs mit Briefen, und darauf verschiedenemal mit sehr wichtigen mündlichen Aufträgen an Roger von Mulinis, den Großmeister der Hospitaliter, abzuschicken. Walter verhielt sich bey diesen bedenklichen Geschäften, die alle Ritter von sich abgewälzt, und ihm sehr gern überlassen hatten, so klüglich, brachte alles so geschickt zu Stande, daß Odo abermals in öffentlicher Versammlung darauf drang, man sollte einem so verdienten Jünglinge das Ordenskreuz nicht länger vorenthalten, oder gewär-

tig

tig seyn, daß er sich seines Rechts gebrauche, und Waltern ohne weitere Stimmensammlung zum Ritter ernenne.

Alle Ritter, ausgenommen Arnold von Toroggie, welcher zu stolz war etwas anders zu thun als zu schweigen, alle Ritter, die vorher von Terrikus unterrichtet waren, vereinigten sich in Lobeserhebungen des jungen Menschen, und betheuerten, daß sie ihn mit Freuden als Bruder grüßen würden, wenn er nur das gehörige Alter erreicht hätte, den Orden anzunehmen, woran ihm freylich, da kein Tempelherr unter zwanzig Jahren erwählt werden dürfte, noch etliche Jahre mangeln mögten. — Wie? fragte Odo, der das Alter des Jünglings von seiner ersten Ankunft an nach seiner Statur beurtheilt, und ihn schon damals wenigstens vor achtzehenjährig gehalten hatte, wie Walter, Ihr seyd noch nicht zwanzig Jahr alt? — Wenn man die Verdienste hier nach Jahren abzählt, erwiederte Walter mit Unwillen, so hätte ich in meinem Kloster bleiben sollen, wo man, ungeachtet ich damals noch jünger war als jezt, kein Bedenken trug, mir eine der ersten geistlichen Stellen anzubieten, oder am Hofe zu Marseille, wo der Vikomte von Barral bereit war, mir in meinem funfzehenten Jahre das Ritterschwert anzugürten; jezt bin ich noch nicht achtzehen, und also ohne Zweifel der Unwürdigste in der ganzen Versamm-

lung, unwürdig des Kreuzes und des Mantels, vielleicht auch unwürdig des Schwerts, das ich als Waffenträger schon so gut führen gelernt habe.

Die ganze Versammlung empörte sich über die freche Rede des Jünglings, und über den unbeschreiblichen Stolz mit welchem sie vorgetragen wurde. Odo sah, sich genöthigt seinen geliebten Walter zum erstenmal, zu strafen. Die Strafe bestand darinnen, daß ihm der Gebrauch der Waffen für diesen ganzen Tag untersagt wurde, und Walter empfand diesen Schimpf so hoch, daß Hugo, der noch mehr Vergehungen auf seines Freundes Lippen schweben sahe, ihn geschwind aus dem Saale führte, um ihn vor weiterer Strafe zu verwahren. — Walter übergab Odos Neffen sein Schwert, das er sonst keinem würde überlassen haben, und begab sich in sein Zimmer, um seinen Schimpf, und den Gram, durch seine unüberlegten Worte, deren übermüthiger Ton ihm jezt selbst anstößig war, seinen Wohlthäter beleidigt zu haben, zu verbergen.

Odo war indessen nicht so unwillig ihn strenge zu beurtheilen; er wußte wohl, daß sein trotziges Bezeigen nicht ihm, sondern denen gegolten hatte, die ihm so heimtükisch zu schaden suchten, und konnte sich leicht an Walters Stelle setzen, welcher bey immer neuen Hindernissen, die sich seinen Wünschen entgegen sezten, unmöglich kalt bleiben konnte.

konnte. Er verzieh ihm, lies ihn vor sich kommen, und gab ihm noch diesen Abend nebst einigen väterlichen Warnungen sein Schwert zurück, so daß seine Feinde, die Freude nicht hatten, zwo Seelen, die sich so sehr gleichten, sich so sehr liebten, entzweyt zu haben. Durch die Entdekung von Walters großer Jugend, ward also seine Erhöhung noch um einige Jahre verzögert, aber dieser Verzug war für ihn nicht ohne Nutzen. Philipp Graf von Flandern, welcher in den Siegen, die er mit Hülfe des Fürsten von Antiochien erfocht, immer weiter gieng, war mit dem Weihrauch, den man ihm zu Jerusalem, und sonst fast überall streute, nicht zufrieden, er wollte sich auch von seinen Feinden den Tempelherren räuchern lassen, und begab sich deshalben mit einem grossen Gefolge nach Akkon; ein Entschluß, den er nachher oft bereute, weil seine Aufnahme, dem, was er in dem thörichten Stolze seines Herzens gehoft hatte, sogar nicht entsprach.

Die Tempelherrn haßten Philippen nicht allein darum, weil der Verdacht, sich an einem ihrer Mitbrüder vergriffen zu haben, auf ihm haftete, sondern weil er sich so eifrig bemühte, ihre Thaten, wo nicht zu verdunkeln, doch in allem nachzuäffen, und nie ermangelte, hinterwärts schlecht von ihnen zu reden. Wie Odo gegen den, den er gewiß als den Mörder seines Freundes And-

reas kannte, gegen den Verfolger Walters und Hunbergens gesinnt war, wissen meine Leser. Staatsklugheit erfoderte einige Mäßigung in seinem Hasse, aber Heucheley oder Verstellung war einem Manne wie der Großmeister unmöglich, und man kann also errathen, mit was für Ehrenbezeugungen Graf Philipp zu Akkon empfangen wurde. Sie bestanden darinnen, daß man ihn nicht einholte wie in andern Städten geschehen war, ihn bey Odo zur Audienz führte, anstatt daß dieser, Philipps hohen Gedanken nach, ihm hätte aufwarten sollen, ihm in der Kirche, dem einigen Ort wo man ihn hinbegleitete, nicht die Oberstelle gab, ihn weder besuchte noch zur Tafel lud, und ihm den Aufenthalt zu Akkon so wenig angenehm machte, daß er nach einigen Tagen in aller Stille, mit Rache im Herzen Abschied nahm.

Niemand hatte sich über seine Zukunft mehr entrüstet als unser Walter, und wäre er damals schon Tempelherr gewesen, und hätte er sich also nur einigermaßen mit dem Grafen messen können, so würde ihn nichts von der Unbesonnenheit abgehalten haben, das Blut des Ritters Andreas von seinen Händen, und für Hunbergens Beschimpfung Abtrag von ihm zu fodern! ein Schritt, der bey der geringen Macht und den vielen Feinden die Walter hatte, und bey Philipps Bosheit

und

und hohen Ansehen, von den schlimmsten Folgen für ihn hätte seyn müssen. —

Unser junger Held war in Verzweifelung, daß ihm hierinnen die Hände gebunden waren, und noch mehr, daß er sich gewissermaßen genöthiget sahe, dasjenige zu thun, was ihm bey seiner ersten Ankunft in Palästina so schimpflich dünkte, daß er, wenn er nicht vor dem stolzen Beherrscher Flanderns, dem siegreichen Ueberwinder der Sarazenen, in der demüthigen Gestalt eines Waffenträgers erscheinen wollte, so viel als möglich die Gelegenheit vermeiden mußte, ihm unter die Augen zu kommen.

Hugo, welcher für seinen Walter zitterte, und es lieber gesehen hätte, wenn Philipp seinen Namen gar nicht gehört hätte, bewachte alle seine Schritte, und machte dadurch den Grafen noch aufmerksamer auf den jungen Waffenträger, der von Odos Neffen überall begleitet wurde. Wenig Fragen, so wußte Walters Feind den Namen unsers Helden, so erkannte er ihn für den Knaben, den er von Kindheit an so sehr gehaßt hatte, und die Maaßregeln die er zu seinem Verderben nahm, würden bald ausgeführt gewesen seyn, wenn ihm das Glück nicht andere Beschäftigungen in den Weg geworfen, und ihm Waltern einigermassen wieder aus den Gedanken gebracht hätte.

Nach Philipps stillen Abzuge aus Akkon, legte

sich Walters Grimm gegen seinen Feind ein wenig. Er wandelte seinen Weg so unsträflich fort, wie er ihn angefangen hatte. Es fanden sich immer neue Gelegenheiten seinen Heldenmuth zu zeigen, und er reifte immer mehr dem erwünschten Alter entgegen, wo es ihm erlaubt war, Anspruch auf die Ehre zu machen, die er schon so lange gesucht, so lange schon verdient hatte.

Und zu Ende dieser Zeit war es, da sich eine Begebenheit zutrug, die ihm zwar das, was er wünschte und verdiente, wirklich verschafte, aber ihm zugleich das Kostbarste raubte was er besaß und besitzen konnte, seinen Freund, den edelsten und besten, den zweyten Andreas von Montbarry. — Auch Hugo, der Freund seiner Jugend ward von ihm gerissen, er, der Blondels Stelle sowohl bey ihm ersezte, der diesem Gespielen seiner Kindheit in so vielen Stücken ähnlich war, und ihm die seligen Tage, die er mit diesem zu Montçon verlebte, so oft ins Gedächtniß zurück rief. — Der unglückliche Walter! er war dazu gebohren, alles zu verlieren was er liebte!

Drey und dreysigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Belfort.

Seit der Niederlage, die Saladin bey Rama litt,

litt, war es zwischen ihm und den Christen zu keinem ernstlichen Treffen gekommen. Anfangs Waffenstillstand, und von beyden Seiten die äusserste Behutsamkeit, keinen Anlaß zum Friedensbruch zu geben; dann kleine verdeckte Feindseligkeiten von beyden Theilen, die auch von beyden in der Stille ertragen, oder aufs behutsamste geahndet wurden; nach und nach, bald von den Christen, bald von den Sarazenen immer verstärktere und offenbarere Angriffe, weggenommene und wieder eroberte Festungen, Scharmützel die klein hießen und doch ziemlich ins Große giengen, und endlich die große entscheidende Schlacht, welche am fünf und zwanzigsten November 1182 bey Belfort in den Gegenden von Sidon geliefert wurde, und die einen so großen Einfluß auf das Schicksal unsers Walters hatte.

Odo schien zu ahnden, von was für Wichtigkeit dieser große Tag auch für ihn seyn würde; denn noch nie hatte er auf jeden Fall, der sich begeben konnte so genau Rücksicht genommen, noch nie seine ganze Macht so zusammen gezogen, noch nie seinen Rittern, mit Worten von solchen Nachdruck, Heldenmuth ins Herz gesprochen wie heute; aber auch noch nie war der ganze Orden so einig, so zufrieden mit allen seinen Anordnungen, noch nie fand er so wenig Widerspruch in allem was er vorhatte, als an diesem

Tage. Zu der groſsen Menge seiner Ritter, deren Anzahl die Geschichte nicht bestimmt, zog er diesesmal noch das kleine Heer von dreyhundert Engländern, das der König von England, Heinrich der Andere, zur Büſsung der Ermordung des Bischofs von Canterbury, welche man ihm schuld gab, nach dem heiligen Lande schicken mußte, und das sich bey verschiedenen Gelegenheiten wohl gehalten hatte. — Ungeachtet dieser Verstärkung, war sein Heer gegen das Heer der Unglaubigen gerechnet, doch immer noch klein zu nennen, und die Ueberlegenheit der Tempelherren bestand in nichts, als in ihrer Löwenstärke, ihrer Waffenerfahrenheit, und dem christlichen Heldenmuth der sie beseelte oder beseelen sollte; Vorzüge welche schon oft der gröſseren Anzahl hatten weichen müssen. — Um die Macht Odos noch zu vergröſsern, und Saladins Niederlage unausbleiblich zu machen, stieß auch noch der König von Jerusalem zu ihm, dem es so selten beliebte gemeine Sache mit ihm zu machen, ungeachtet er immer das Ansehen seines Freundes haben wollte.

Odo traute im Grunde wenig auf Balduins Hülfe, und auf seine und seiner Völker Treue und Tapferkeit, indessen waren sie doch wegen ihrer Menge nicht zu verachten, sie konnten durch ihre Anzahl dem Feinde ein Schrecken einjagen, seine Macht zertheilen, die Flüchtigen vollends in

die

die Flucht schlagen, den Helden Odos wenn sie abgemattet waren, Gelegenheit geben, sich mitten in der Schlacht ein wenig zu erholen, und was der Dinge mehr sind, wozu sich auch unerfahrne Krieger gebrauchen lassen. — Balduin ward also nebst seinen Leuten mit offenen Armen empfangen, und Odo bedingte sich nichts aus, als daß man den Grafen von Flandern, und den Fürsten von Antiochien mit ihren Leuten hinweglassen mögte, als mit welchen er weder Ehre noch Beute zu theilen wünschte. Balduin versicherte, daß diese beyden Fürsten von ihrem Zuge nach Tabaria noch nicht zurück wären, und es war also keine Hinderniß übrig dem Feinde entgegen zu gehen, welcher sich in den Ebenen von Sidon gelagert hatte und den man an dem Morgen des großen Tages, den ich zu Anfang dieses Kapitels genennt habe erreichte.

Meine Leser haben schon mehr gesehen, daß ich zu unerfahren im Kriegswesen bin, um eine Schlacht nach der Länge zu beschreiben, und ich glaube, sie werden auch diesesmal zufrieden seyn, wenn ich ihnen nur den Ausgang der großen Schlacht bey Belfort melde.

Asad, Saladins Bruder, welcher, weil der Sultan in andern Gegenden des Reichs zu thun hatte, jezt seine Stelle vertrat, ward gänzlich aus dem Felde geschlagen. Die Tempelherren tha-

ten Wunder, und Balduins Leute, hielten sich in dem, was man ihnen zumuthete, besser als man ihnen zugetraut hätte. Der Sohn des Königs von Jerusalem, ein junger verwahrloßter Prinz, dem es nicht an guten Anlagen fehlte, und der, ohne den mindesten Unterricht im Kriegswesen, ohne die geringste Uebung in den Waffen gehabt zu haben, diesesmal zuerst mit ins Feld genommen worden war, büßte hier sein Leben ein. Sein fühlloser Vater betrauerte ihn nicht. Hatte er doch noch einen Sohn, der bey weit wenigern Gaben als sein älterer Bruder, auf noch bessern Wege war, durch die närrische zwecklose Erziehung seiner Mutter Sibille verdorben, oder in dem Frühlinge seines Lebens hingeopfert zu werden; doch dies gehört nicht hieher. Vielleicht haben wir in der Folge dieser Geschichte Gelegenheit unsern Lesern etwas mehr von diesem jüngern Balduin zu sagen; jezt wenden wir uns wieder zur Schlacht bey Belfort.

Der Feind war geschlagen; man trieb ihn weit über sein Lager hinaus, und alle Schätze, die dasselbe enthielt, wurden eine Beute der Christenheit. Niemand von Odos Leuten durfte vor dem morgenden Tage, da alles unter sie und die Völker des Königs getheilt werden sollte, von diesem geheiligten Raube etwas anrühren. Odo zog sich mit den Seinigen an die äußerste Gränze gegen

Osten,

Osten, über die der Feind getrieben worden war, um seinen Rückzug zu verwehren. Walters Tapferkeit hatte sich diesen Tag so ausgezeichnet daß die dreyhundert Engländer, welche ihren Anführer verlohren hatten, ihm einmüthig das Kommando auftrugen, und jezt nebst ihm dem Großmeister zu Bewahrung der Gränzen folgten.

Odo trat seinen gewählten Posten mit so viel bessern Muthe an, weil er hoffen konnte, König Balduin, welcher das Lager zu bewachen über sich genommen hatte, würde seines Orts eben so gute Obacht haben, daß der feindliche Entsatz, den man von Westen her vermuthete, nicht durchbrechen könnte, aber er irrte sich. Er wußte nicht was im Lager vorgieng. Noch desselben Abends traf Graf Philipp von Flandern daselbst ein, und wurde von seinem Freunde, König Balduin sehr freundlich aufgenommen. Der erstrittene Sieg wurde ihm mit allen Umständen erzählt, und den Tempelherren die ganze Ehre desselben beygelegt, die man ihnen mit keinem Schein der Wahrheit absprechen konnte. Philipp hatte wider alles dieses nichts einzuwenden, nur kamen ihm die Verordnungen, die Odo nach gewonnener Schlacht gemacht hatte, sonderbar und überflüßig vor; er tadelte alles mit höhnischen Worten, und hielt sich vornehmlich bey dem Befehl auf, die Beute vor morgen nicht zu theilen, nicht einmal zu

beſehen. Er höhnte den König von Jeruſalem, daß er ſich von den Tempelherren befehlen ließ, ſtreute mancherley Muthmaſſungen ein, wie wenig von der Beute auf ihn und die Seinigen kommen würde, und bedauerte die Kriegsleute, daß ſie nach einem Tage voll Arbeit und Gefahr, nicht einmal die Freude haben ſollten, am Abend des erſtrittenen Raubes zu genieſſen.

Die Folge von dieſen und ähnlichen ohne Aufhören wiederholten Reden war, daß man einig wurde, nur wenigſtens zu beſehen, was in Aſads Zelte enthalten wäre. Man gieng hinein, man muſterte die Koſtbarkeiten. Philipp weigerte ſich nicht, unterſchiedliches das ihm beſonders behagte von Balduins freygebigen Händen anzunehmen. Er ließ die erhaltenen Geſchenke in das Zelt tragen, das man ihm zur Wohnung angewieſen hatte, und die wachehaltenden Kriegsleute ſahen dieſes nicht ſo bald, als ſie es für das Signal hielten, ſich gleichfalls der erſtrittenen Beute zu bemächtigen. Man fiel über die feindlichen Gezelte her, und ein jeder raubte ohne rechtliche Theilung, was ihm in die Hände fiel. Graf Philipps Leute bedachten nicht, daß ſie nicht beym Streite geweſen waren, und alſo auch keinen Theil an der Beute haben konnten; ſie wollten nicht leer ausgehn. Es kam zwiſchen ihnen und Balduins Soldaten zum Handgemenge. Die äuſſerſten Wachen,

chen, welche den Weg nach der Gegend zu beſezt hielten, woher man den Entſatz der Sarazenen vermuthete, wurden durch den unglaublichen Lerm im Lager herbeygezogen. Sie miſchten ſich mit unter die Streitenden. Alles gieng unter und über, und die Kriegszucht des Königs von Jeruſalem war ſo ſchlecht, daß nichts, weder Bitten noch Drohen vermögend war, den Auflauf zu ſtillen. Graf Philipp gab ſich wenig Mühe ſeine Leute zur Ruhe zu bringen; er ſchien alles vorausgeſehen zu haben, und ſich nun zu freuen, daß alles ſo gieng wie er erwartete und wünſchte. Er war entzückt, ſich an den Tempelherren, die ihm nur kürzlich zu Akkon ſo verächtlich begegnet hatten, gerochen, ſie um ihren Antheil an der Beute gebracht, und den Grund zu einem unverſöhnlichen Widerwillen zwiſchen ihnen und König Balduin gelegt zu haben. — Seine Freude war indeſſen nur ſehr kurz. — Auf einmal kam das Geſchrey, der feindliche Entſatz rücke an. — Man ſchikte ſich an, ihm den Einbruch zu verwehren, aber da keine Wache mehr vorhanden geweſen war, welche die Ankunft des Feindes zeitig genug hätte melden können, ſo war es zu ſpät zum Widerſtand. Die meiſten von dem chriſtlichen Heere wurden unbewafnet und mit Beute beladen angetroffen, und faſt ohne alle Gegenwehr niedergemacht.

Graf

Graf Philipp zog so viel er konnte, von seinen Leuten an sich, und empfahl sich in der Stille. König Balduin versteckte sich in ein Reuterzelt, und entkam auf diese Art. Das Lager mit aller Beute kam wieder in die Hände der Sarazenen, und der Weg nach Osten, zu dem in die Flucht geschlagenen Hauptheer, stand ihnen frey und offen, nur daß sie sich vorher durch die Tempelherren hindurchschlagen mußten, welche, wie wir wissen, den Weg auf dieser Seite besezt hielten.

Odo und den Seinigen ahndete nichts von dem, was in ihrer Abwesenheit im Lager vorgienge, auch war ihr Posten auf anderthalb Meilen von demselben entfernt, so daß es unmöglich war, daß sie etwas von denen daselbst vorfallenden Anordnungen hätten inne werden sollen. — Sie erstaunten, als sie das sarazenische Heer in ausgebreiteter Ordnung auf sich anrücken sahen. Diese Erscheinung ließ sich nur auf die Art erklären, daß der Feind einen Umweg genommen habe, und dergestalt ungehindert um das Lager hinumgekommen sey. — Sie waren indessen gefaßt. Sie schlossen ihre Glieder fest, und standen wie die Mauern. Ihr Muth war um so viel stärker, da sie glaubten, mit Grund hoffen zu können, ihre geringe Anzahl würde bald durch eine ansehnliche Hülfe aus dem Lager vermehrt werden. Sie sandten Boten nach dem Lager, aber sie kamen

nicht

nicht zurück. Sie hoften, warteten und hielten den Feind mit unglaublicher Tapferkeit auf; es erfolgte keine Hülfe. Unglücklicherweise hatte der Großmeister vor dem unversehenen Ueberfalle seine Ritter grossentheils an einige weit entfernte Posten kommandirt. Angst und Gefahr wuchs auf allen Seiten. Die Tempelherren wurden theils aufgerieben theils in die Flucht geschlagen. Walters Engländer, hatten bis auf etliche zwanzig Mann abgenommen. — Odo sammelte nun noch achtzig von den Brüdern nebst einigen Waffenträgern zu sich. Walter gesellte sich mit seinen wenigen Engländern zu ihm, und nun begann ein Gefecht, als die Welt seit den Zeiten der uralten Helden vielleicht nicht gesehen hat. Aber alles war umsonst. Die Menge der Feinde siegte. Hugo ward an seines Walters Seite erschlagen, ohne daß dieser ihn retten konnte. Nureddin, Saladins Neffe, Asads Sohn, der den tödtlichen Streich führte, entriß zu gleicher Zeit dem sinkenden Tempelherrn die Fahne des Kreuzes die er geführt hatte. Walter warf einen Blick auf das, was um ihn her vorgieng, und einen andern auf Odo, welcher ohngefähr zwanzig Schritte von ihm focht. Er sah ihn von vier Sarazenen zu Boden werfen, und aus dem Gedränge tragen. Ihm selbst, unserm Helden, war in der Hitze des Gefechts, das Schwert dicht beym Griffe abgesprungen.

gen. Er glitschte auf dem von Blute schlüpfrigen Boden aus, und begann zu sinken; aber schnell, als ob eine Gottheit ihm Muth und Kräfte einflößte, ermannte er sich, und sprang in einer Art von Raserey auf Nureddin zu, der sich eben mit dem christlichen Panier entfernen wollte. Mit einer Hand entriß er ihm das Schwert, und mit der andern das Kreuz. Ein Stoß mit dem Fuße, und er lag zu Boden. Darauf warf er das Schwert von sich, riß den Gefällten mit wüthender Gewalt von der Erde empor, faßte ihn bey dem Arme, gebot zehen seiner Leute, die ihm noch übrig waren, sich dicht um ihn zu ziehen, und ihm zu folgen. — Auf diese Art brachte er Nureddin und die Fahne des Kreuzes von der Wahlstatt, und legte eine gute Strecke Wegs zurük, ehe das feindliche Heer, welches diesen kleinen Haufen ganz aus der Acht gelassen hatte, es gewahr ward.

Sie kamen an ein dichtes Gehölz, und Walter befahl zu halten. — Hier, sagte er zu seinen treuen Leuten, welche die einigen Ueberbliebenen von seinen Engländern waren, hier muß ich euch verlassen. Nehmet hier das Kreuz, den kostbarsten Schatz der Christenheit, und hier Nureddin, Saladins Neffen; er ist das einige Mittel, den Tempelherren ihren Großmeister auf leidliche Bedingungen wieder zu schaffen. Bedenket, was ich

euch

euch anvertraue, und verwahret beydes wohl. Wendet euch weder nach Jerusalem, noch nach dem Lager; denn ich ahnde Verrätherey. Verberget euch des Tages in Wäldern und Höhlen, und reiset nur des Nachts, bis ihr nach Akkon kommt; da übergebt das, was ich euch anvertrauet habe, Arnold von Toroggio, und beschwört ihn bey der Heiligkeit unsers Glaubens, und bey der Treue, die er unserm Grosmeister schuldig ist, daß er Nureddins Gefangenschaft zu Odos Befreyung anwende. Arnold ist nicht unedel, er wird seine Pflicht nicht verkennen. — —

Walter ließ seinen Leuten keine Zeit, ihm etwas wider seine Rede einzuwenden. Er zog einem von ihnen das Schwert von der Seite, denn er selbst war ohne Waffen, und hies die andern die Finger darauf legen, und ihm die Worte des Eids nachsprechen, die er ihnen vorsagte, und die zu heilig sind, auf diesen Blättern von mir nachgeschrieben zu werden. Sie schwuren. Walter drükte dem Vornehmsten von ihnen die Hand, und eilte unbewafnet, und ganz mit Schweiß und Blut bedekt, nach dem feindlichen Heere, welches er in kurzer Zeit erreichte.

Die Sarazenen hatten den Ort, wo sie ihren blutigen Sieg erfochten, noch nicht verlassen. Nureddin ward vermißt. Der Heerführer wußte zu gut, wie theuer dieser Jüngling seinem Oheim

und seinem Vater war, als daß er es hätte wagen sollen, ohne ihn vor Saladin oder Asad zu erscheinen. Man schikte überall Leute aus, um zu sehen, ob er etwa von einer Schaar flüchtiger Feinde hinweggeführt worden wäre. Man suchte ihn unter den Todten; alles vergebens. Man fand unterschiedliche von denen man wußte, daß sie an seiner Seite gefochten hatten, aber sie waren entweder ganz entseelt, oder bereits der Sprache beraubt, denn Hugos und Walters Arm hatte überall Tod und Verderben ausgebreitet. Man fand Nureddins Schwert, daß Walter ihm entriß, und ihn mit demselben nöthigte, ihm das christliche Panier zu überlassen, und das er nachmals von sich warf, weil er keinen Arm mehr für dasselbe hatte, sondern beyde brauchte, seinen Gefangenen, und das gerettete Kreuz davon zu bringen. Man fand auch Nureddins Wehrgehäng und seinen Gürtel, und brachte alles dem Heerführer der Sarazenen, welcher nun fest überzeugt ward, daß Saladins Neffe gefangen hinweggeführt worden wäre. Er verdoppelte seine Nachsuchungen, und entschloß sich, diese Nacht auf dem Schlachtfelde zu bleiben, um die Rükkunft aller seiner Abgeschickten zu erwarten.

Um diese Zeit war es, als Walter daselbst anlangte. Ein einzelner unbewehrter Mann der sich in der Dämmerung einfand, und sich frey-

willig gefangen nehmen lies, konnte von den Feinden für nichts als einen Kundschafter gehalten werden. Man führte ihn vor Amru, den General der Sarazenen, man legte ihm tausend verwirrte Fragen vor, aber seine festen, ungesuchten Antworten, seine Jugend und sein redliches Gesicht, benahmen den Fragenden bald allen Verdacht. Er gab sich als Odos Waffenträger an, und in diesem Charakter trug man kein Bedenken, ihn zum Grosmeister zu führen. Ueberdieses bewies sein Kleid, daß er nicht mehr war, als wofür er sich ausgab, und zum Glück lebte keiner von denen mehr, die ihm zunächst gefochten hatten, und welche hätten verrathen können, von ,was für Wichtigkeit seine Person bey der Schlacht gewesen war.

Odo hatte in seinem ganzen Wesen etwas das Ehrfurcht foderte! auch die Sarazenen hatten ihm dieselbe nicht versagen können. Walter fand ihn in einem Zelte, das seinem Stande nicht ungemäß war. Er hatte einige Leute um sich, die man mehr für seine Bedienten als für seine Wache gehalten haben würde, wenn man ihnen das Bestreben, ihn nicht aus den Augen zu lassen, und jede seiner Handlungen zu beobachten, nicht zu sehr angemerkt hätte.

Wie? sprach Odo, als er Waltern erblickte, wie mein Freund! du bist auch in den Händen

unſerer Feinde? Walter hielt ſich, um keinen Verdacht zu erregen, daß er etwas mehr ſey, als ſein Kleid ſagte, in gröſſerer Entfernung von dem Groſsmeiſter, als er ſonſt gewohnt war. — Der Waffenträger des groſsen Odo, antwortete er, iſt ſchuldig ſeinem Herrn in die Gefangenſchaft zu folgen. Der Groſsmeiſter verſtand die Meynung des jungen Menſchen, und ſein ganzes Herz bewegte ſich gegen ihn voll Dankbarkeit, für die Treue, die er ihm bewies, aber er ſchwieg, um ſich nicht durch die Art ſeiner Antwort zu verrathen.

Tauſend Fragen hätte er gerne an ihn gethan, von welchen er aber nur die eine, nach Hugos Leben, wagte. Walter meldete ihm ſeinen Tod mit allen den Umſtänden, die er öffentlich erwähnen durfte, und zollte dem Andenken ſeines Freundes die Thränen, die er ihm bisher, von andern Empfindungen beſtürmt, noch ſchuldig geblieben war. Odo unterdrückte die Wehmuth ſeines Herzens, und ſchikte einen von ſeinen Wächtern an Amru, um für ſeinen Neffen die Ehre der Beerdigung zu erbitten, eine Bitte, die man ihm ohne Verzug bewilligte, und Waltern erlaubte, bey dieſer traurigen Handlung gegenwärtig zu ſeyn. — Schweigend und ganz in ſich ſelbſt gekehrt, kam er zu dem Groſsmeiſter zurük; keine Worte wurden über die vorgegangene Feyerlichkeit zwiſchen

ſchen

schen ihnen gewechselt. Die beständige Gegenwart der Aufmerker benahm ihnen die Gelegenheit auch über andere Dinge zu sprechen, und erst am Morgen des andern Tages konnte Walter dem Großmeister eilig die Worte zuflüstern: Das Kreuz ist gerettet, und Nureddin gefangen; Worte, die Odos Muth von neuem stärkten, und ihm die Ertragung der Gefangenschaft merklich erleichterten.

Vier und dreysigstes Kapitel.

Walter folgt dem Grosmeister ins Gefängniß.

Die, welche Nureddin aufsuchen sollten, giengen die ganze Nacht durch ab und kamen an, und in Odos Zelt wurden so viel Nachrichten von dem, was die Boten aussagten, gebracht, daß Walter zitterte, man mögte seinen Leuten auf die Spur kommen, und ihnen das, was er mit Gefahr seines Lebens gerettet hatte, wieder entreißen. Die meiste Sorge machte ihm die Post, daß der Waffenträger des jungen Prinzen, den man des vorigen Tages als tod von der Wahlstatt aufgehoben hatte, sich wieder erhole und zu sprechen anfange. Dieser hatte die ganze Scene von Nu-

reddins Gefangennehmung noch mit angesehen, ob er gleich zu schwach gewesen war, sie zu hindern, er kannte Waltern, und wenig Worte von ihm, so war er entdeckt, und befand sich in der verdrüßlichsten Lage die sich denken läst. Zum Glück bestand seine Aussage nur in gebrochenen Worten von Nureddin und dem christlichen Panier, die wenig Licht in der Sache gaben, und bald darauf verschloß ihm der Tod den Mund. Nie hätte wohl unsers Walters menschenfreundliches Herz sich über den Tod eines Menschen freuen können, wider den er keine weitere Feindschaft als in ofner Schlacht hegte, aber hier kam zu viel auf die Verbergung der Wahrheit an, daß Walter nicht freyer hätte Athem holen sollen, als endlich die Nachricht kam, daß der einige, welcher wider ihn zeugen konnte, dahin sey. Die Verwirrung, in welche Nureddins Verlust das ganze feindliche Heer sezte, lies ihn erst recht vollkommen einsehen, was er für eine Eroberung an diesem von dem ganzen Volke geliebten Jüngling gemacht hatte, und was er sich für seinen Freund Odo für Vortheile von seiner Gefangenschaft versprechen konnte. Der Nachrichten, daß der junge Prinz nicht gefunden sey, kamen immer mehr, und da Walter denken konnte, daß seine Leute diese Nacht über, eine gute Strecke Wegs mit dem Gefangenen würden zurück gelegt haben, so

wuchs sein Muth so sehr, daß er kaum seine Gefangenschaft noch fühlte, und im Stande war, dem Großmeister, der zwar ruhig, doch immer tiefsinnig und in sich selbst gekehrt schien, tausenderley Trost zu geben, den er immer so einzukleiden wußte, daß nur der, für den er bestimmt war, ihn völlig verstand, und diejenigen, welche ihn bewachten, sich wenig daraus nehmen, oder einen Verdacht auf etwas den Sarazenen Nachtheiliges daraus schöpfen konnten.

Der Morgen erschien, und Amru sahe sich genöthiget, aufzubrechen, ohne Nureddin gefunden zu haben. Odo ward dem Heere unter einer starken Begleitung nachgeführt. Amru, der sich auf sein Ehrenwort, das nie ein Tempelherr brach, verlassen konnte, erzeigte ihm so viel Achtung, daß er ihm seine Waffen wiedergeben ließ, und Walltern nicht von ihm trennte. So langten sie zu Damaskus an, wohin Asad mit dem flüchtigen Heere schon voraus gegangen war.

Der Großmeister ward vor Saladins Bruder geführt. Asad bezeugte sich anfangs eben so freundlich gegen ihn wie Amru gethan hatte, und machte ihm gute Hofnung, durch Ueberlieferung einiger wichtigen Vestungen bald wieder frey zu werden, eine Sache, die Odo, der sich nicht auf solche Art zu lösen dachte, und der allezeit wenig sprach, mit Stillschweigen übergieng. Ueberhaupt war

das ganze Betragen des Tempelherrn so stolz, paß Asad beynahe dadurch beleidigt ward. Er stand vor ihm nicht wie ein Gefangener, sondern in der Gestalt wie der englische Dichter den Erzengel beschreibt, als er unserm Uranherrn sein Endurtheil vom Himmel brachte. *)

Asads Freundlichkeit dauerte nicht lange. Er konnte es dem stolzen Manne nicht verzeihen, daß sein königliches Ansehen ihn fast genöthiget hätte, sich vor ihm zu demüthigen, und das er seine Höflichkeit mit solcher Hoheit annahm. — Als er aber vollends den Verlust Nureddins vernahm, so änderte sich sein ganzes Wesen, er wandte sich von Odo weg, um durch seinen Anblik nicht in Ehrfurcht erhalten zu werden. Er ließ seiner Wuth freyen Lauf: Amru ward das erste Opfer derselben, und in Ansehung derer gefangenen Tempelherren gab er Befehle, die ich zur Ehre der Menschheit verschweigen will. Odos

Le-

*) Solemn and Sublime — — Over his lucid arms a military vest of purple flowd, livelier than Melibæan or the grain of Sarra, worn by Kings and heroes old in time of truce; Iris had dipt the woof: His starry helm unbuckled show'd him prime in manhood where youth ended; by his side as in a glistering Zodiac hung the sword, the foe's dire dread, and in his hand the spear. — Adam bow'd low; he Kingly from his state inclin'd not, but his meaning Short declar'd, Milt. parad. lost. Book. XI. v. 240.

Leben ward durch nichts, als durch seinen hohen Stand und durch die Hofnung gerettet, durch seine Auswechselung, ansehnliche Vortheile zu erlangen; nichts konnte ihn indessen von einem Gefängnisse befreyen, welchem jeder andere den Tod würde vorgezogen haben, wenn er hätte wählen dürfen.

Walter entsezte sich, als man ihn nebst seinem Herrn in ein dumpfes feuchtes Gewölbe führte, das zunächst eines stinkenden Sumpfs halb unter der Erde stand, und von keinem Lichte erhellet ward, als von dem, das durch ein enges, übel verwahrtes Loch in dem obersten Giebel des Gefängnisses herabfiel. — Ich könnte noch mehr zu Beschreibung dieser Hölle hinzufügen, die zur Wohnung des edelsten Mannes auf Erden bestimmt war, aber meine Leser sind vielleicht mit Beschreibnngen von dieser Art nicht unbekannt, und ich habe also nichts weiter zu thun, als sie zu versichern, daß dieses Gewölbe die Schrekniſſe aller Kerker in sich vereinigte, von denen sie hier und da gelesen oder gehört haben mögen. Walter stuzte, und Odo gieng ruhig in seine neue Wohnung.

Eile junger Mensch, sagte der Hauptmann der Wache zu Waltern, wenn du von deinem Herrn Abschied nehmen wilst. Dir, der du nichts verbrochen hast, ist die Freyheit geschenkt, und du

kannst Damaskus verlassen, wenn du willst — Walter sahe den Sprechenden mit einem verächtlichen Blick an, und folgte seinem Freunde, ohne etwas auf die Erbietungen, die man ihm that, zu antworten. Die Gefängnisthüre schloß sich krachend hinter ihnen zu, und sie befanden sich in einer Finsterniß, die ihren noch an das Licht des Tages gewöhnten Augen, der ägyptischen Finsterniß ähnlich zu seyn schien.

Odo fand es nicht unerwartet, daß Walter ihm zu Liebe die Gefangenschaft der Freyheit vorzog; er kannte ihn lange genug, daß ihm keine Probe seiner Treue und seines Edelmuths ausserordentlich vorkommen konnte. — Es ist kein Zweifel, daß seine Gesellschaft, und die Freyheit, ohne Zeugen mit ihm zu sprechen, ihm große Erleichterung seines Elends war; was sie aber sprachen, das läßt sich leichter errathen, als ausführlich beschreiben.

O wohl dir, glücklicher Walter, du wurdest gewürdiget deinem Freunde in das tiefste Elend zu folgen, du hattest es in deiner Macht, durch deinen Zuspruch, durch die Aussichten voll Hofnung, die du ihm überall eröfnetest, ihm die finstersten Nächte des Grams zu erhellen! Wohl, wohl dir, Wenige sind im Stande ihrem leidenden Freunde, ähnliche Proben der Treu geben zu können!

Es vergiengen Tage und Wochen, ohne daß man daran dachte, den beyden Helden eine andere Erleichterung ihres Jammers zu geben, als die elende sparsame Nahrung, die man ihnen reichte.

Asad war so von Grimm verblendet, daß er nicht bedachte, wie viel auf seinen erhabenen Gefangenen ankäme, und daß er allen Vortheil verlieren würde, den er sich von ihm versprechen konnte, wenn er ihn umkommen lies; und umgekommen wäre Odo in seinem elenden Aufenthalte, wo alles zusammen kam, die festeste Gesundheit zu zerrütten, wenn nicht eine Botschaft von dem christlichen Heere eine Aenderung in seinem Schiksale gemacht hätte. Die Tempelherren meldeten Asad, daß Nureddin in ihren Händen wäre, und erboten sich ihn gegen den Großmeistee frey zu geben. Daß dieser junge Prinz das nähmliche Schicksal mit seinem Gefangenen zu gewarten hatte, und daß das Gerücht von seiner Grausamkeit gegen Odo, Nureddin in das tiefste Elend stürzen würde, das konnte Asad sich vorstellen. Nichts konnte seinen Sohn retten, als das Leben des Großmeisters, und um dieses zu erhalten, ward augenbliklich Anstalt gemacht, ihm bessere Wohnung, bessere Nahrung und Pflege zu geben.

Die Unterhandlungen wegen Nureddins Auswechslung wurden eifrig fortgesezt. Abgesande von

Akkon

Akkon und Damaskus giengen hin und her, und Asad, dem nichts für seines Sohnes Freyheit zu theuer war, ward bald mit den Tempelherren einig, ihnen ihren Großmeister nebst einigen wichtigen Vestungen gegen Nureddin auszuliefern. — — — —

Terrikus von Tremelai war derjenige, dessen sich die Tempelherren in diesem Geschäfte gebrauchten; er brachte alles zur Richtigkeit, und Asad war so wohl mit seiner Unterhandlung zufrieden, daß er ihm erlaubte, selbst zu Odo zu gehen, und ihm seine Freyheit anzukündigen.

Meine Leser kennen diesen falschen heimtükischen Mann, diesen Terrikus von Tremelai; sie wissen, wie er den Großmeister haßte, und können sich also vorstellen, mit was für einem Herzen er es übernahm, ihm eine Botschaft zu überbringen, die ihm ein Dolch im Herzen war.

Er hatte bisher alles Mögliche gethan, um Odos Befreyung zu erschweren; ihm und seinen teuflischen Künsten war es zuzuschreiben, daß die Unterhandlungen wegen Nureddins Auswechselung, die gleich erstes Tages hätten vorgenommen werden sollen, so lange verschoben wurden. — Endlich da die Tempelherren darauf drangen, den geliebten Odo aus den Händen seiner Feinde zu reissen, und er keine Hindernisse mehr in den Weg legen konnte, so drang er sich dazu, der Abgesande an

Asad

Asad zu seyn, um das Schicksal seines Feindes, allemal auf gewisse Art in seiner Gewalt zu behalten.

Arnold von Toroggio, welcher in Odos Abwesenheit die Oberstelle bey dem Orden vertrat, hätte es für Pflicht gehalten, um den Großmeister zu retten, die schwersten Bedingungen einzugehen, welche die Feinde hätten vorschlagen können, und da sie nichts gegen Odos Person, als den einigen Nureddin verlangten, so hatte seine Auswechselung um so viel weniger Schwierigkeiten.

Terikus hatte also keinen weiteren Auftrag, als Asad die Freystellung seines Sohnes zu versichern, sobald Odo frey seyn würde; aber dieser Boshafte blieb nicht bey dem, was ihm befohlen war. Er suchte Odos Befreyung auf alle Art zu verhindern. Er that Foderungen im Namen der Tempelherren an Asad, die nur ein so zärtlicher Vater wie er war, um seinen Sohn zu retten, bewilligen konnte. Terrikus, welcher gehofft hatte, Nureddins Vater durch seine überspanten Vorschläge aufzubringen, und dem Großmeister Tod oder ewiges Gefängniß zuzuziehen, erstaunte, auf das erste Wort alles bewilligt, und zur Belohnung für Nureddins Loslassung, die Tempelherren nicht allein wieder im Besiz ihres Oberhaupts, sondern auch der Festung Damiate, die schon so viel Blut gekostet hatte, und noch einiger andern nicht weniger wichtigen Plätze

zu sehen. Nur Odos Feind konnte solche kühne Forderungen machen, nur ein Vater wie Asad, konnte sie bewilligen und nur ein Terrikus konnte nachdem so ein teuflischer Anschlag mißlungen war, noch einen andern eben so ruchlosen im Vorrath haben, um seinen Endzwek zu erreichen. Der gehaßte Odo durfte nicht frey werden, und er konnte es nicht, da sein Feind so zu Werke gieng, wie meine Leser sogleich hören werden.

Anstatt dem Großmeister seine Freyheit mit dem Triumphe anzukündigen, die die Vortheile, welche mit derselben verbunden waren verdienten, nahete sich Terrikus mit gesenktem trüben Blicke zu Odo, faßte seine Hand, und sagte mit einem Tone, als wenn er sich zwänge, Thränen die in seinen Augen standen, zurück zu halten: Ihr seyd frey, Herr von St. Amantis; kehrt zu den euern zurück, und nehmt die Stelle bey uns wieder ein, die wir euch nicht zu theuer haben erkaufen können.

Ich danke euch, Ritter! sagte Odo — eure Nachricht kömmt mir nicht unerwartet; man hat mir Hofnung gemacht, heute gegen Nureddin ausgewechselt zu werden.

Ja, erwiederte Terrikus! gegen Nureddin, und Harenk, und Rama, und Belfort.

Ihr scherzt, Terrikus! schrie Odo, indem er zurückfuhr; Gegen so einen Preis, meine Freyheit?

heit? — — — Und kommt euch dieses sonderbar vor? erwiederte der andere, indem er schmeichelnd Odos Hand drückte. Die Sarazenen wissen euren Werth zu schätzen; sie wissen, daß wir bereit sind, unsern theuern Großmeister um jeden Preis zu erkaufen. Glaubt mir, fuhr er fort, indem er den erstaunten Odo in seine Arme schloß, und fest an sein Herz drückte, glaubt mir, mit Freuden werden wir alles, was wir haben, verpfänden, um die Schatzung die uns Asad auflegt zu bezahlen, werden mit Freuden in die Armuth zurück kehren, die der Anfang unsers Ordens war, wenn wir nur euch, nur euch wieder haben. — O daß uns nur nicht durch den Waffenstillstand den wir eingehen mußten, auf zehn Jahr die Hände gebunden wären! unter eurer Anführung wollten wir bald alles wieder erlangen, was wir eurer Befreyung aufopfern mußten! —

Schatzung? Waffenstillstand? schrie Odo, indem er sich aus des Verräthers Armen losmachte. Harenk? Rama und Belfort? Dies alles um meinetwillen? — Sind die Tempelherren von Sinnen gekommen? — Nein! behaltet Nureddin, lösset mit ihm Damiate oder eine andere wichtige Festung aus, und laßt Odo eher im Gefängnisse sterben, ehe ihr ihn auf solche Bedingungen frey machet! — Ich müßte der Elendeste, der Verworfenste unter allen Menschen seyn, wenn ich

die-

die Christenheit, die ich schützen soll, um meinetwillen in das äußerste Elend sinken ließ!

Das Ende dieser Worte, war weder für Walter noch Terrikus hörbar, denn Odo hatte die Thür ergriffen, sich durch die Wache gedrängt, und gefodert, augenblicklich vor Asad geführt zu werden.

Was denkst du Tyrann, schrie er ihn an, einem Tempelherrn auf solche Bedingungen seine Freyheit anzubieten? Wisse, noch nie bezahlten wir um einen Gefangenen einen höhern Preis als ein Messer und einen Gürtel; unser Schwert mußte uns unsere Verlohrnen wiederbringen! — Mit diesen Worten löste er seinen Gürtel ab, an welchem nach damaliger Gewohnheit sein Messer hieng, und warf beydes zu' Asads Füssen. — Führt mich fort! rief er, indem er sich zu der Wache wandte. Bringt mich in mein altes Gefängniß! Ehe will ich sterben, als auf solche unrühmliche Bedingungen frey seyn! — Ja! schrie Asad voller Grimm über Odos Undankbarkeit, gegen die Bedingungen, deren Vortreflichkeit er und Terrikus allein kannten, und die er von dem Großmeister verschmäht glaubte, führt ihn in seinen vorigen Kerker, und die Strafe des Himmels treffe mich, wenn ich je wieder nach diesem Elenden frage. — Unrühmliche Bedingungen? ist es unrühmlich einen Odo gegen Nureddin auszuwechseln, und den Undankbaren

noch

noch zur Zugabe Damiate, das Auge des Orients, zu überlassen? — Odo ward eilig abgeführt, und hörte also nichts von Asads lezten Worten, würde sie auch in dem Grimme in dem er war, schwerlich haben mit Ueberlegung vernehmen können. Man brachte ihn in sein erstes abscheuliches Gefängniß, in welches Walter ihn begleitete; er war ihm auf dem Fuße nachgefolgt, und die Wache hatte ihn nur mit äusserster Gewalt verhindern können, sich nicht mit bis in Asads Zimmer zu drängen. Odos schnelles Hinwegeilen hatte ihm die schrecklichen Dinge besorgen lassen, die nunmehr erfolgten.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Ein Strahl von Hofnung für Waltern und seinen verrathenen Freund.

Auf dem Punkte zu stehen, wieder in den vorigen glücklichen Stand versezt zu werden, und sich plözlich von neuem in das tiefste Elend gestürzt zu sehen, das war fast zu viel für Waltern, es ohne Murren zu ertragen; ach, und wie gern hätte er gleichwohl alles ertragen, wenn nur Odo gerettet worden wäre! — Er verbiß seine

Empfindungen, und folgte seinem Freunde mit anscheinender Ruhe in den Kerker.

Mein Walter! mein bester, einiger, treuster Freund! rief der Großmeister, indem er die Hand des Jünglings drückte, in was für einen Abgrund von Elend reiße ich dich mit mir hinab! — Ach, Ritter! sagte Walter, erwähnt doch von mir nichts, für euch blutet mein Herz! euch leiden zu sehen, das übersteigt meine Kräfte! Ach, ich fürchte, ich fürchte daß ihr zu rasch gehandelt habt!

Nein, mein Freund! erwiederte Odo, um solchen Preis muß das Leben, die Freyheit eines einigen Menschen nicht erkauft werden; um einen zu retten, dürfen nicht Tausende leiden.

Ganz gut, unterbrach ihn Walter, aber traut ihr denn auch dem Ritter von Tremelai, den ihr so oft falsch befunden habt? Und hat sich auch Asad selbst über die ganze Sache gegen euch erklärt?

Walter, versezte der Großmeister, ich verkenne dich! wie kommt dieser Grad von Mißtrauen in ein Herz wie das Deinige! Hat das Unglück deine edle menschenfreundliche Seele so erniedrigt, daß du im Stande bist alle Menschen für unsere Feinde zu halten? — Sage mir, wo liegt in Terrikus Worten der geringste Anschein von Betrug? Hat er irgend etwas gesagt oder gethan, mir meine Befreyung zu erschweren? Konnte er, der so verschieden mit

mir

mir denkt, nur muthmassen, daß ich auf diese Bedingungen meine Freyheit ausschlagen würde? Er an meiner Stelle hätte sie vielleicht um diesen Preis angenommen, und daß er glaubte auch ich würde es thun, das gaben ja alle seine Worte. — Ueberdieses, was könnte ihm doch meine Gefangenschaft oder mein Tod helfen? — Walter schwieg.

Sage mir nur, fuhr Odo fort, was dir in Terrikus Worten verdächtig vorkommt? — Ja, das weis Gott, antwortete der Jüngling, genug, mir ahndet, daß hier nicht alles richtig sey. Ich bitte euch, Ritter! erlaubt mir eins von diesen beyden: entweder, daß ich Terrikus in eurem Namen noch einmal zu euch fodern lasse, und euch denn bitte, ihm mit allem Ernst, der euch eigen ist, einige Fragen vorzulegen, die ich im Sinne habe, und deren Beantwortung, wie ich denke, meine Zweifel an seine Redlichkeit aufklären wird; oder, daß ich gleich in dieser Stunde bey Asad um Gehör bitten lasse, um aus seinem eigenen Munde die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen er euch loszulassen willens war. Denn euch die Wahrheit zu gestehen, so kam mir alles, was Terrikus davon sagte, sehr übertrieben vor, und ich würde mich nicht gescheut haben, euch in seiner Gegenwart meine Meynung darüber zu sagen, wenn ihr das Zimmer nicht in solcher Eil verlassen hättet.

Odo willigte nach einigen Bedenken in den ersten von Walters Vorschlägen; was das andere anbelangt, sagte er, so kann ich es schlechterdings nicht eingehen. Um Gehör bey Asad zu bitten, würde das Ansehen haben, als wollte ich widerrufen, eine Sache, für welche ich lieber den Tod wähle.

Man schickte also nach Terrikus, mit der Bitte, den Großmeister noch einmal zu besuchen, aber man erfuhr, daß er bereits abgereißt sey. Walter machte sich kein Bedenken, dem Befehl des Großmeisters zuwider, insgeheim bey Asad um Audienz bitten zu lassen, aber sie ward ihm abgeschlagen. Er fragte den Hauptmann der Wache, der ihm gewogen zu seyn schien, und der es ihm diesen Morgen, da Odo wieder ins Gefängniß geführt ward, noch frey gestellt hatte, seinen Herrn zu verlassen, ob ihm nicht erlaubt werden könne, eine ganz kurze Reise nach Akkon zu thun, aber er bekam zur Antwort, es sey nun zu spät, und er und sein Herr würden gegenwärtig nicht als Kriegsgefangene, sondern als Verbrecher wider die Majestät Saladins aufbehalten, die sie in seinem Stadthalter Asad beleidiget hätten. — Aber, mein Gott, sagte Walter, was gedenkt man mit uns zu machen? — Wenn Asad, antwortete der Hauptmann, in Saladins Abwesenheit, völlige freye Macht hätte, zu handeln wie er wollte,

so

so mögte es wohl um euer Leben gethan seyn, denn er ist aufs Aeusserste aufgebracht; aber der Sultan wird täglich bey uns erwartet, und dieser, der die Grausamkeit seines Bruders kennt, hat sich vorbehalten, über das Leben von Personen von einiger Wichtigkeit, die im Kriege gefangen werden, allein zu sprechen. Beruhigt euch indessen, wenn Saladin kommt, so kann noch alles besser werden als ihr denkt.

Walter legte dem Sarazenen noch einige Fragen über die Bedingungen vor, die man wegen Odos Befreyung gemacht hatte, aber die Unterhandlungen zwischen Asad und Terrikusi, waren so geheim gehalten worden, daß er ihm keine Nachricht davon geben konnte.

Nachdem Walter alle Mühe vergebens angewendet hatte, seinen geliebten Herrn aus dem schrecklichen Zustande, in welchem er war, zu reissen, so blieb ihm nichts übrig, als alle Mittel zu versuchen, ihm denselben zu erleichtern; aber wie wenig war er im Stande dieses zu thun; — Ich habe meinen Lesern das abscheuliche Gefängniß beschrieben, in welchem Odo sich befand, ich habe auch schon etwas von dem Einflusse gesagt, den es bereits im Anfange auf seine Gesundheit hatte, und es wird ihnen also nicht unerwartet seyn, daß die Lebenskräfte des unglücklichen Großmeisters, in einer Zeit von sechs oder sieben

Wochen, die er von neuen daselbst zubringen mußte, sich vollends ganz verzehrten; schon der große Blutverlust in der Schlacht bey Belfort, und seine schlecht geheilten Wunden hätten ihn dem Grabe nahe bringen können, und das Ungemach daß er ausser denselben noch in seinem Kerker ausstehen mußte, stieß ihn vollends in die Grube hinab. Er ward bald so schwach, daß er nicht mehr von seinem elenden Strohlager aufstehen, nichts von den geringen Speisen, die man ihm reichte, mehr zu sich nehmen konnte. Der Hauptmann der Wache war, wie ich schon mehr gesagt habe, Waltern, und um seinetwillen auch Odo nicht ungeneigt, aber seine Gewogenheit bestand in nicht viel mehreren, als daß er seinen Gefangenen nicht hart begegnete, ihnen, da er sie in seiner Gewalt hatte, keine persöhnlichen Beleidigungen zufügte, und sie zuweilen mit Saladins Ankunft tröstete, die sich doch immer von einer Woche zu der andern verzog. Aber die geringste Erleichterung, die kleinste Stärkung für den kranken Odo von ihm zu erlangen, dazu waren Walters Bitten zu schwach. Asad ward zu gefürchtet von seinen Sklaven, und der Hauptmann liebte sein Leben und die Gnade seines Herrn zu sehr, als daß er nur das Geringste wider seinen Befehl hätte thun sollen.

So standen die Sachen. Der edle Odo nahte

sich

sich immer mehr seinem Tode; er hatte sich so sehr an seinen jungen Freund gewöhnt, daß er ihn keinen Augenblick neben seinem Lager missen konnte. In den Stunden, deren er nicht wenige hatte, in denen seine große Seele ganz über die Schwachheit des Körpers siegte, ganz heiter und frey war, kannte er kein grösseres Vergnügen, als die Unterhaltung des jungen Menschen, welche bald in geistlichen Zuspruch, bald in Erzählung dieser oder jener Begebenheit bestand, die Waltern entweder aus eigner Erfahrung, oder durch andere bekannt war, und die der Erzähler allemal so zu wählen wußte, daß sie dem Kranken Trost und Hofnung in seinem eigenen Elende einflösen konnte.

Eines Tages, als er eben an dem Lager des Großmeisters saß, und ihm von den schrecklichen Zeiten der Pest, die er in dem Kloster auf den stöchadischen Inseln erlebt hatte, und von allen dem Elende erzählte, das er und die unglücklichen Mönche daselbst hatten ausstehen müssen, und nun eben dahin gekommen war wie doch alles überstanden ward, wie die Seuche ein schnelles Ende nahm, und wie die geretteten Landleute in Gesellschaft der Klosterherren das Fest des Wiedersehens feyerten, da öfnete sich schnell die Thüre des Gefängnisses, und zwar viel weiter, als man sonst gewohnt war. Der Hauptmann der

Wache trat nebst noch einigen Männern herein. — Ritter! sagte er zu Odo, der Sultan ist angelangt; er hörte von eurem Zustande, und sendet mich euch zu bitten, dieses Gefängniß mit einer Wohnung zu verwechseln, die eurem Stande angemeßner ist, auch ersucht er euch, wegen eurer Befreyung ausser Sorgen zu seyn. — Der Sultan? wiederhohlte Odo mit schwacher Stimme, es ist zu spät! er lasse mich in Ruhe sterben! ich bin von den Meinen verlassen, und will meinen Feinden weder für Leben noch Freyheit verbunden seyn. — Aber Ritter! fuhr der Hauptmann fort, bedenket eure Freyheit. — Ja ja, meine Freyheit, unterbrach ihn Odo, und Harenk, Rama und Belfort. — Geht, geht, ich verstehe euch, laßt mich von solchen Vorschlägen nichts mehr hören. — Walter stand bey diesem Wortwechsel Todesangst aus. Er kniete vor Odos Lager nieder, und rief, indem er seine Hand an seine Lippen drückte: Ich bitte euch, ich bitte um Gottes willen! — Mehr konnte er vor Beklemmung nicht vorbringen. Der Großmeister riß seine Hand hinweg, und wandte sich auf die Seite. Der Hauptmann und seine Begleiter verließen das Gefängniß, und Walter warf sich schweigend neben Odos Lager nieder, ganz in Gram verlohren, daß die Hofnung, seinen Freund gerettet zu sehen, die ihm so plötzlich, so unvermuthet erschienen war, abermals

mals vernichtet werden sollte. Er getraute sich nicht, den Tempelherrn, den er erzürnt zu haben glaubte, anzureden. Dieser schien zu schlafen, und es mogte ohngefähr eine Stunde in diesem traurigen Stillschweigen verflossen seyn, welches Walter, so gepreßt sein Herz war, nicht einmal durch einen Seufzer zu brechen wagte, um seinen Herrn nicht zu beunruhigen, als sich die Thür zum zweytemal eröfnete, und eine ziemliche Anzahl Leute einließ, welche einen großen majestätischen Mann begleiteten, den man, so einfach er auch gekleidet war, ersten Blicks für den erkennen mußte, der er war. Er nahte sich Odos Lager, nannte etliche mal seinen Namen, und als der Großmeister seine Stimme nicht zu achten schien, so bückte er sich zu ihm nieder, und faßte seine Hand, indem er mit sanfter Stimme sprach: Wie Odo? ihr hört mich nicht? Soll Saladin euch bitten, die Freyheit von seinen Händen anzunehmen?

Saladin? wiederholte der Ritter indem er sich ein wenig umwandte. — Wollt ihr meiner spotten? ihr wißt, daß ich auf eure Bedingungen die Freyheit nicht annehmen kann! —

Bedingungen? fragte Saladin. Ich mache keine. Ihr habt eure Freyheit, und könnt heute nach Akkon abreisen, ohne daß ich etwas anders dagegen von euch verlange, als daß ihr Sorge

tragt, daß mein Neffe seinem Stande gemäß gehalten, und dagegen eine Summe Geld, oder eine Vestung, die ihr selbst bestimmen möget, losgegeben werde.

Großmüthiger Mann! sagte Odo, indem er die Hand des Sultans drückte, und sich bemühte sich aufzurichten, aber aus Schwäche wieder zurück sank — aber es ist zu spät! — Saldin traten die Thränen in die Augen, als er das bleiche abgezehrte Gesicht und die Todesschwäche des Mannes sahe, der ihm so oft in der Schlacht schön und schrecklich wie ein Kriegsgott erschienen war. Er wandte sich hinweg, und Walter, der von neuen anfieng etwas für Odo zu hoffen, nahte sich ihm. — Sultan! sagte er, wenn ihr der seyd, für den euch selbst eure Feinde rühmen, so rettet meinen Herrn, so leidet wenigstens nicht, daß ein Held, der euch oft selbst Furcht eingejagt hat, in diesem Kerker sterbe. — Saladin warf einen durchdringenden Blick auf den jungen Menschen, ohne ihm zu antworten, und befahl seinen Leuten, den Kranken mit möglichster Sorgfalt aufzuheben und nach seinem Palast zu bringen. Du aber, Jüngling, sagte er zu unserm Helden, du kanst mir sogleich folgen. Walter that als ob er den lezten Befehl nicht hörte, denn es war ihm unmöglich seinen Freund allein in den Händen von Saladins Sclaven zu lassen. Er ordnete alles an, wie er dachte, daß es für das Leben des Großmeisters am sichersten wäre, und stellte sich

alsdenn erst vor den Sultan, als Odo schon in einem der prächtigsten Zimmer seines Palasts zur Ruhe gebracht war.

Saladin eilte, seinen edeln Gast zu bewillkommen; er machte die Anordnung zu seiner Pflege mit solcher Sorgfalt, als ob er sein Bruder gewesen wäre; er ordnete ihm Sklaven zu, und befahl seinem Leibarzt, einem Juden, nicht von seinem Bette zu weichen, und alles zu Rettung seines Lebens zu versuchen. Seine Verordnungen hatten in wenig Tagen, so gute Wirkung, daß der Kranke anfieng sich ein wenig zu erholen, und dem, der den Namen seines Feindes führte, und jezt, da jedermann ihn verlassen hatte, sich seiner so großmüthig annahm, seinen Dank etwas deutlicher als im Anfange zu erkennen geben konnte.

Saladin besuchte ihn täglich, und brachte oft viele Stunden vor seinem Bette zu. Immer bemühte er sich, ihn mit etwas tröstlichen zu unterhalten, bald von der Reise nach Akkon, die man blos um seiner Schwäche willen aufschieben mußte, bald von seinen vorigen Heldenthaten, bald von seinem Feind Asad und der Strafe, die er ihm zugedacht hätte — Es war ja einem Sarazenen wohl zu verzeihen, daß er diesen lezten Gegenstand, für den beleidigten Odo für beruhigend hielt, da in den damaligen Zeiten, selbst

Chri-

Christen nicht von Rachsucht frey waren. Asad ist mein Bruder, sagte er, aber schon oft habe ich ihm gedroht, seine unmenschliche Grausamkeit zu ahnden, die er bey so vielen Gelegenheiten bewiesen hat, und nun, da er sich nicht gescheut hat, einen solchen Mann wie ihr, auf so eine Art zu behandeln, nun will ich nichts weiter von Nachsicht hören. Wählt selbst, Ritter! auf was für Art ich euch an eurem Feinde kann Genugthuung schaffen. — Sultan! sagte Odo nach einigem Bedenken, ich weis nicht, ob ihr mir diesen Vortrag vielleicht noch vor kurzer Zeit umsonst gethan haben würdet, aber jezt, da ich selbst auf dem Punkte stehe, vor einem Richter zu erscheinen, der wohl mehr auf mich zu sagen hätte als ich auf Asad, jezt fühle ich, daß ich vergeben muß. Ja, ich vergebe Asad, und ich bitte auch euch, verzeiht ihm! Verzeiht ihm um Nureddins, verzeiht ihm um so vieler treuen Dienste willen, die er euch geleistet, um des Bluts willen, das ihn und euch so nahe verbindet. — Odo! rief Saladin voll Erstaunen, ihr seyd ein Held! — Ich bin ein Christ, antwortete Odo.

Diesem Gespräch folgte eine lange Pause, in welcher Saladin tiefsinnig im Zimmer auf und abgieng, der Großmeister still und ruhig da lag, und Walter ganz in Gedanken verlohren, an sein Bette gelehnt da stand und nichts ausser sich wahrzunehmen schien. — Sultan!

Sultan! fieng Odo nach einer Weile an, ich habe euch vor meinem Tode noch etwas zu sagen; denn ich muß sterben, ich fühle es, obgleich meine anscheinende Besserung mir ein längeres Leben zu versprechen scheint.

Saladin sezte sich schweigend zu Odo nieder, faßte seine Hand, und sah ihm mit einem freundlichen fragenden Blick in die Augen. — Seht diesen Jüngling, sprach der Großmeister, indem er auf Waltern wies. Ich empfehle ihn euch. Es ist unglaublich was er an mir gethan hat. Er verdient Belohnung. Fodert einen Eid von mir, sagte Saladin, bey dem, was euch und mir das Heiligste ist, ich will ihn euch schwören, daß der, den ihr mir empfehlet, mir um euretwillen so theuer seyn soll als Nureddin, daß er an meinem Hofe Anspruch auf die höchsten Ehrenstellen soll machen können. — Nein, unterbrach ihn Odo, ihr sollt ihn nicht bey euch behalten. Eure Güte und Tugend ist verführerisch, wie bald könntet ihr durch dieselbe das Herz eines Jünglings verblenden! Walter ist ein Christ, und er soll es bleiben. — Aber eins bitte ich euch: — Wenn ich nun todt bin, so laßt ihn mit meinem Leichnam sicher nach Akkon bringen, daß meine Asche daselbst neben der Asche meiner Brüder schlafe. Auch wünschte ich, daß ich vor meinem Tode noch einige Worte seinetwegen schriftlich verfassen könnte.

er soll sie den Tempelherren er soll sie Arnold von Toroggio bringen, der vermuthlich nach mir Groß-meister werden wird, und nicht unedel genug denkt, meinen lezten Willen zu verachten.

Walter zerfloß fast in Thränen, und Saladin, welcher den Ausbruch der seinigen zu fürchten schien, versprach dem Kranken mit kurzen nach-drucksvollen Worten, die Erfüllung alles dessen, was er verlangte, und verließ eilig das Zimmer.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Saladin und Odo.

Der Großmeister beschäftigte sich diesen und die folgenden Tage, so viel seine Schwacheit, und die wenige Fertigkeit erlauben wollte, die er in dieser, bey den Rittern damaliger Zeit so seltenen Kunst besaß, viel mit Schreiben. Walter wich nicht von seiner Seite, ausser wenn Saladin ihn besuchte, welcher seit dem lezten Gespräch oft und lang mit ihm allein zu seyn verlangte. Was der Inhalt ihrer damaligen Gespräche war, hat man nie erfahren, nie nur mit einiger Wahrscheinlich-keit muthmaßen können.

Walter zwar hat nach diesem oft geglaubt, Saladin habe dem Großmeister genauere Kenntniß von den lezten Unterhandlungen zwischen Asad und Terrikus gegeben, und ihm vielleicht eine Verrätherey entdeckt, die Walter, bey diesem Manne nur vermuthete, nie zuverläßig erfuhr, die wir aber, da wir mit dem Blicke des Geschichtschreibers alles zu durchschauen vermögend sind, unsern Lesern bereits im Vorhergehenden entdeckt haben.

Walters Muthmassungen bestätigten sich theils dadurch, daß der Großmeister, der sich anfangs so nach Akkon gesehnt hatte, jezt so wenig Kummer darüber blicken ließ, daß er seiner Schwachheit wegen in Damaskus bleiben mußte, theils durch ein feyerliches Versprechen, das er Waltern in seinen allerlezten Tagen fast abnöthigte, und welches darinnen bestand: Walter sollte sich zwar vor Terrikus hüten, sich nie in genaue Freundschaft mit ihm einlassen, aber auch nie daran denken, irgend eine Beleidigung an ihm zu rächen, die etwa irgend jemand von seinen Freunden von diesem Manne wiederfahren seyn mögte. — Laß dich nie in genaue Untersuchung über diesen Punkt ein, sagte er, es ist für uns besser, manche Dinge nicht zu wissen, als sie unbesonnen zu ahnden; es müsse dir genug seyn, so viel von ihm zu wissen, daß du dich vor ihm zu hüten hast. Die

Bösen sind mit ihrer Arglist allemal den Unschuldigen und Guten überlegen, und es ist schwer, sich mit ihnen in einen Streit einzulassen, da, wenn auch der Vorzug des Rechts und der Tapferkeit auf unserer Seite ist, ihnen doch ihre heimlichen Ränke allemal ein Uebergewicht über uns geben werden. Aus diesem Grunde wünschte ich euch, daß du Graf Philippen verzeihen, wenigstens keine Rache an ihm üben mögtest. Hüte dich, wenn du es meiner Warnung ungeachtet dennoch versuchst, daß du nicht durch ihn deinen Untergang findest. — Das Blut des redlichen Andreas ist einmal vergossen, und keine Rache wird ihn ins Leben zurück rufen; auch Hunberga wird dadurch, daß du mit deiner geringen Macht ihren Feind verfolgst, nicht glücklicher werden Alles was zu der Beruhigung der theuren Gräfin, und zu Aufklärung ihrer verwickelten Angelegenheiten möglich war, das habe ich gethan, wie du aus einem Paquet Schriften sehen wirst, die man dir auf meinen Befehl aus meiner Verlassenschaft zu Akkon ausliefern wird. Ein mehreres von Philippen zu erhalten, als ich in der langen Zeit, in welcher ich mich darum bemühte, erhalten konnte, wird dir unmöglich seyn; sey also zufrieden, und überlaß das übrige dem Richter aller Ungerechtigkeit.

Walter mußte sich endlich dazu verstehen, dem

Groß-

Großmeister einen Eid über das abzulegen, was er Terrikus wegen von ihm verlangte; aber den lezten Punkt wegen Grafs Philipps, suchte er immer so viel als möglich zu übergehen. Es war ihm unmöglich seinen innern Grimm gegen ihn aufzugeben, und Odo mochte ihn noch so oft versichern, daß man am Rande des Grabes von gewissen Dingen ganz anders dächte als je zuvor, daß das Andenken an eine verziehene Beleidigung, uns dann weit glücklicher mache, als die vollkommenste Rache, die wir an allen unsern Feinden hätten nehmen können, so blieb er doch bey seinem Sinne, daß es einem Ritter unanständig sey, Bosheit da nicht zu strafen, wo er sie strafen könne.

Verzeihet, meine Leser! verzeihet unserm Walter, diese hartnäckige Rachgier; sie lag theils in seinem Temperamente, theils in den Vorurtheilen seiner Zeiten, die sich leider gewissermassen auch bis auf die unsrigen fortgepflanzt haben. Nichts aber müsse von diesem Zuge seines Characters, seinem Geschichtschreiber zu schulden kommen, welcher ganz mit dem sterbenden Odo und allen sanften gern verzeihenden Seelen übereindenkt.

Endlich erschien der trübe Tag, der unserm Jüngling seinen besten, jezt seinen einigen Freund entriß, und ich bitte den, der diese Blätter liest, daß er mir nicht zumuthe, etwas mehr von dieser trau-

eigen Begebenheit zu sagen, als: Der edle, der große, der menschenfreundliche Odo starb! — Walter, welcher der einzige war, welcher, bis die Schatten des Todes die Augen des Großmeisters bedeckten, an seiner Seite blieb, Walter selbst vermogte nie etwas mehr von dieser Sache zu sprechen.

Odo war sich bis auf den lezten Hauch seines Lebens der Gegenwart und des kindlichen Beystandes seines Walters bewußt. Er hieß, als er die Annäherung seiner lezten Stunden vernahm, jedermann von sich hinausgehen, nur Walter durfte bleiben; er war der Ehre werth an dem Sterbelager des Gerechten allein in der Gesellschaft seines Schutzengels zu stehen. Odo ließ es nicht an Worten fehlen, die dem Jünglinge Lebenslang unauslöschlich in der Seele blieben, ob er aber, wie man von manchen Sterbenden liest, noch lange pathetische Reden an ihn gehalten hat, daran zweifeln wir billig, da Odo sein ganzes Leben hindurch kein Freund vom überflüssigen Sprechen war, und da seine Schwachheit und manche Schmerzen, die seine lezten Stunden noch verbitterten, ihm viele Worte unmöglich machten.

Odo starb, und Walter hatte sich kaum ein wenig von dem, was er im Augenblicke seines Scheidens erlitte, empor gerissen, als er zu Sa-

ladin

ladin eilte, um ihm die traurige Post zu bringen. Der Sultan, welcher nicht so wie andere Fürsten vor dem Anblick des Todes zurück bebte, folgte Waltern an das Sterbebette des Tempelherrn. — Mit in einander geschlagenen Armen und gesenktem Haupte, stand er lange, und heftete seine Augen auf das Gesicht des Helden, dem der Tod zwar die frische seelenvolle Anmuth, welche noch vor weniger Zeit auf demselben verbreitet war, aber nicht jenen Ausdruck von Güte und Größe hatte rauben können, welcher jedem seiner Züge eingewebt war.

Walter stand in halber Verzweifelung an der Seite des Verstorbenen, und Saladin brach endlich das Stillschweigen, faßte mit seiner Linken die erstarrte Hand des Großmeisters, und rief, indem er die Rechte gen Himmel hub; Odo, bey dem Gott den du und ich verehren, bey dem Gott der dich und mich, den Todten und den Lebenden mit Einem allgegenwärtigen Blicke durchschaut, schwöre ich dir: Nichts von dem, was ich dir versprach, soll unerfüllt bleiben! — Nach diesen Worten wandte er sich von der Leiche, gebot Waltern ihm zu folgen, und den Aerzten die Sorge für Odos Ueberbleibsel zu überlassen, und verließ das Zimmer.

Walter war diesen und alle folgende Tage, die man anwandte den Leichnam des Großmeisters

für der Fäulniß zu bewahren, fast beständig um den Sultan. Saladin gewann den Jüngling lieb, und es ward ihm schwer, sich von ihm zu trennen, aber er hatte Odo versprochen, ihn nicht an seinem Hofe aufzuhalten, und er entschloß sich, seine Abreise nicht länger zu verschieben.

Er beschenkte ihn am Tage seines Abschieds mit königlicher Freygebigkeit, versicherte ihn, daß er allemal in Freyheit und ohne Gefahr nach Damaskus kommen könne, umarmte ihn, und ließ ihn von sich.

Man überlieferte Waltern hierauf die Leiche des großen Odo, und gab dem Prachtwagen welcher sie trug, eine ansehnliche Bedeckung von Reuterey zu. Waltern wurde zu seiner Reise gleichfalls ein gutes Pferd angeboten, aber er weigerte sich es anzunehmen weil, wie er sagte, seine Pflicht erfoderte, als Leidtragender neben der Leiche seines Herrn herzugehn.

Die Reise gieng langsam und feyerlich fort, und man langte endlich in dem nächsten Flecken vor Akkon an. Terrikus hatte das Gerücht von Odos Tode schon längst vorher ehe er erfolgte ausgebreitet, und denselben als die Ursache der rückgängigen Auswechselung Nureddins angegeben. Arnold, der sogleich die Stelle des Großmeisters erhielt, verließ sich so blindlings auf Terrikus Worte, daß er keine weitere Untersuchung darüber anstellte.

Die Ritter waren gleichfalls genöthigt sich dabey zu beruhigen, und nur einige wagten es zu murren, daß man nicht wenigstens darauf dächte, den Leichnam des Großmeisters aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Man stellte ihnen vor, daß Saladin auch diesen nicht ohne Auslösung würde abfolgen lassen, und rathschlagte so lange, worinne diese bestehen sollte, wog so genau ab, was hier zu viel oder zu wenig seyn würde, daß man noch nicht einig war als die Post von Walters Ankunft, und dem was er überbrachte, zu Akkon erscholl. Terrikus freute sich, sein Vorgeben von Odos Tode bestättigt zu sehen, und zitterte, an Waltern, den er zur Gesellschaft auch für todt ausgegeben hatte, einen Zeugen wider sich zu bekommen. Ihm, der so reich an Ränken war, fehlte es indessen auch hier nicht an Mitteln sich sicher zu stellen, und Waltern nebst seinem verblichenen Freunde aufs grausamste zu verleumden. Man wunderte sich zu Akkon sehr über die Höflichkeit der Sarazenen, die Leiche des Großmeisters ungebeten, ohne gemachte Gegenfoderungen, in Walters Begleitung, mit solchem Pracht den Christen zuzuschicken, und war sehr geneigt, der großmüthigen Freundschaft Saladins gegen Odo und Walter die nachtheiligsten Auslegungen zu geben. Doch ermahnte Terrikus, welcher dieses Gift in die Herzen der Ritter aus-

streute, alle ihre Gedanken hierüber, die sich doch nicht unumstößlich beweisen ließen, für sich zu behalten, und lieber die ganze Sache, ohne weitere Untersuchung, ruhen zu lassen; ein Rath, welcher freylich zu Verhehlung der Bosheiten des Verräthers, der ihn gab, das sicherste Mittel war.

Walter hatte seine Annäherung zu Akkon melden lassen, und die Gesinnungen einiger der Tempelherren gegen den Verstorbenen, mogten jezt seyn welche sie wollten, so konnte man doch nicht umhin, unserm Helden mit dem entseelten Körper des Großmeisters den Einzug zu verstatten, und dem Lezten das Begräbniß in dem Oratorio des Ordens zu verwilligen, wenn man nicht den größern und bessern Theil der Brüder, welche Odo fast angebettet hatten, und keiner Verläumdung Zugang zu ihrem Herzen ließen, aufbringen wollte. Man ließ den Abgeschickten, welcher Waltern die Freyheit brachte, mit der Leiche des Großmeisters nach Akkon zu kommen, so eilig abgehen, und beredete sich so lange, ob man den Rittern, welche darum baten, erlauben sollte die Ueberbleibsel des geliebten Odo feyerlich einzuholen, daß Walter schon an den Thoren der Stadt war, ehe man darüber einig werden konnte.

Walter entließ Saladins Leute, welche nur ihm und den er begleitete, zu Ehren mitgeschickt waren, und keinen Auftrag an die Tempelherren hat-

hatten. Er hielt seinen Einzug in keiner andern Begleitung als seiner zehn Engländer, welchen er in der lezten unglücklichen Schlacht Saladins Neffen und das christliche Panier anvertraute, und die, seit Terrikus Widerkunft aus Damaskus, seinen Tod, davon dieser die Nachricht mitbrachte, so sehr betrauert hatten, als sie jezt durch sein Leben entzückt wurden.

Auf das erste Gerücht von seiner Ankunft waren sie ihm, ohne um Vergünstigung zu bitten, entgegen gezogen, und führten ihn jezt feyerlich zu Akkon ein. Man begleitete ihn zu dem Großmeister, und Odos Leiche wurde indessen in einer Vorhalle des Tempelhofs niedergesezt. Walter nahte sich mit seinen Leuten, und gieng durch die Reihen der Tempelherren, die Arnolds Stuhl umgaben, ohne sich an einen von ihnen zu kehren.

Ihr wisset, sagte er zu Arnold, nach der Ehrenbezeugung welche die Brüder ihrem Großmeister gewöhnlich machten, ihr wisset Ritter, was ich euch überbringe; es sind die heiligen Gebeine eures Vorgängers, und dieses ist sein lezter Wille, auf dessen Vollziehung er mir zu dringen geboten hat. Mit diesen Worten trat Walter, nachdem er den Brief überreicht hatte, einige Schritte zurück; Arnold öfnete ihn, und las bey sich selbst folgende Worte:

„Ich, Odo von St. Amantis, Großmeister des

Tempelordens, gebiete in den lezten meiner Stunden, euch Arnold von Toroggio, oder wen sonst Gott zu meinem Nachfolger bestimmt hat, daß ihr die Unverlezlichkeit des lezten Willens eines Großmeisters unsers Ordens erwägt, und dem, was ich euch und dem ganzen Kapitel unserer Brüder auflege, schnell und unweigerlich nachkommt."

„Walter von Montbarry, sonst auch nach seiner Mutter Klifford genannt, von edlem Herkommen aus England, von geprüfter Tapferkeit und Treue, und untadelhaften Sitten, wofür ich, euer Großmeister, Bürge bin, überbringt euch diesen meinen lezten Willen, samt meinem entseelten Körper, (welchem ihr ein ehrliches Begräbniß neben unsern Brüdern gönnen wollt). Er fodert zugleich von euch Mantel und Kreuz, und begehrt in unsern Orden der Tempelherren aufgenommen zu werden. Weil es nun schon fünf Jahr sind, daß er als dienender Bruder unter uns gestanden, in welchen er uns manchen Sieg hat mit erfechten helfen, und ihm bisher nichts als die nöthigen Jahre zu seiner Aufnahme fehlten, welche er nun erreicht hat, so gebiete ich euch, nicht allein dieses, sondern auch alles das zu erwägen, was er, seit ich zu Belfort von euch getrennt ward, gethan hat; wie er Nureddin gefangen nahm, die Fahne des heiligen Kreuzes rettete, mir, eurem

Groß-

Großmeister, da jedermann mich verließ, in die Gefangenschaft folgte, und mehr als kindliche Treue an mir bewieß; dieses gedenket, und nehmt ihn, nicht allein um meines Befehls, sondern vornehmlich um seiner Verdienste willen in die ersten Grade unsers Ordens auf. Dafern die Stelle meines Neffen, Hugo von St. Amatis, welcher zu Belfort sein Leben ritterlich aufopferte, noch ledig ist, so laßt ihn unverzüglich in diese, oder widrigenfalls in die nächstfolgende einrücken."

Dieses ist mein Befehl und ernstlicher Wille, und ich lege den Fluch auf den, der dieses und was ich noch hinzuzusetzen habe, zu hindern oder umzustoßen gedenkt. Meine Verlassenschaft nehme der hin, welcher ein Recht auf dieselbe hat, sie ist klein, und wird schwerlich Anlaß zu Streitigkeiten geben; doch fodere ich, daß derjenige, der sich derselben anmaßet, meinem Freunde, Ritter Walter von Montbarry, dem ich als Großmeister hiermit zuerst den Nahmen eines Tempelherrn beylege, aus derselben ein kleines, wohl versiegeltes und mit seinem Namen bezeichnetes Paket ausliefere, welches Schriften enthält, die für niemand als ihn und das Haus von Montbarry von Wichtigkeit sind."

Odo von St. Amatis
Großmeister des Tempelordens.

Arnold las die Schrift mit sichtbaren Unwillen,

bis zu Ende, wande sich hin und her und schien in sich selbst zu kämpfen, was er thun sollte. Endlich behielt die Redlichkeit, die er ungeachtet seiner mannichfaltigen Fehler doch noch nicht geradezu verlezt hatte, die Oberhand. Er wandte sich zu Waltern, den er bisher noch keines Blicks gewürdiget hatte, und sprach: Walter von Montbarry, Kraft des lezten Willens unsers verstorbenen Großmeisters, seyd ihr Tempelherr; er selbst nennt euch zuerst mit diesem geheiligten Namen, und ihr könnt eure knechtische Kleidung diesen Augenblick ablegen, und euch diesen Abend in unserm Oratorio einfinden, um das Kreuz, den Mantel und das Schwert von uns zu empfangen. — Ritter! antwortete Walter, ich danke euch für das Kreuz und den Mantel; das Ritterschwert erhielt ich den Abend vor der unglücklichen Schlacht zu Belfort, von Odo von St. Amantis selbst, in der Versammlung der Tempelherren, die nachmals an seiner Seite stritten, und ihr Leben aufopferten. Ich stehe also, ungeachtet meiner knechtischen Kleidung, nicht mehr als Waffenträger, sondern als Ritter von Montbarry vor euch. —

Walter hatte Recht. Odo hatte ihn an dem Tage, den er benannte, zum Ritter geschlagen, um den Muth des Jünglings zu erhöhen, und ihm alsdenn das Ordenskreuz einmal desto geschwinder beylegen zu können. Aber unter den

Tem-

Tempelherren entstand über seine Rede ein unwilliges Gemurmel. Man forderte Beweise seines Vorgebens; Walter gab sie. Arnold und die Brüder mußten ihn für das erkennen was er war, und man entlies ihn.

Was diesen und folgende Abende bey der Einweihung des neuen Tempelritters vorgieng, bin ich nicht im Stande meinen Lesern zu melden. Man weis, wie genau dieser Orden von jeher seine Geheimnisse zu verhehlen wußte; ich könnte also nichts von denselben wissen, wenn ich nicht selbst zu der geweihten Zahl gehörte, und würde ich nicht in diesem Falle auch schweigen müssen?

Es sey also genug zu sagen, daß niemand es wagte Odos leztem Willen ein Wort entgegen zu setzen. Walter ward in die ersten Ordnungen der Tempelherren aufgenommen, und Hugos Stelle wurde ihm nur darum versagt, weil sie schon vergeben war. Die Auslieferung des Pakets aus Odos Verlassenschaft hatte etwas mehr Schwierigkeit. Vielleicht, daß man sich weniger Gewissen machte, diesen Punkt, welcher eine besondere Klausul in dem lezten Willen des Großmeisters ausmachte, zu überschreiten; genug, man versicherte unsern jungen Ritter, es habe sich dieses ihm zugehörige Stück noch nicht gefunden, und man würde nicht unterlassen, es, so bald es sich zeigte, in seine Hände zu lie-

liefern. Walter mußte sich dieses gefallen lassen, und hofte von einer Zeit zu der andern diese wichtigen Schriften in seinen Händen zu sehen, welche man ihm, nach seinen Gedanken, um soviel weniger vorenthalten könnte, da niemand wußte was sie enthielten, und wieviel ihm daran gelegen war.

Jezt war nun Walter das, was er so lang gewünscht hatte zu seyn, er war Tempelherr. Ich weis nicht, ob diese bloße Vorstellung ihn so entzükte, oder ob die Einweihungsceremonie etwas so großes und Herzerhebendes haben mogte, genung er war des andern Tages nach seiner Aufnahme ganz ein anderer Mensch. Es war, als wäre er sich der Würde, die im Innersten seiner großen Seele, nicht in seinem neuen Stande lag, lebhafter bewußt, als hätte er alle Niedergeschlagenheit mit dem grauen Waffenträgermantel abgelegt, als athmete er höhere und reinere Luft, dächte hellere und größere Gedanken; — ich weis mich nicht recht auszudrücken, genug es war etwas Unaussprechliches, etwas Triumphirendes in seinem ganzen Wesen, welches nur durch die traurige Ceremonie, die ihm an diesem Tage bevorstand, durch die Beerdigung seines Wohlthäters, des edlen Odo, niedergedrükt und unkenntlich gemacht werden konnte. — Er folgte der Leiche dieses Helden als erster Leidtragender zu

Grabe;

Grabe; eine Ehre die ihm, aus einer gewissen Furcht und Scheu, die jezt jeder für ihn hatte, niemand bestritt.

Wir aber wollen uns nicht mit zu den Leichenbegleitern des erhabenen Großmeisters gesellen, wollen uns nicht mit Beschreibung der damals üblichen Leichengepränge aufhalten, sondern das Andenken dessen, der einmal dahin ist, auf einige Zeit verlassen, und zusehen, wie unser Walter sich in seinem neuen Stande verhalten wird.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Walter wächst schnell empor.

Da ich keine Geschichte der Tempelherren schreibe, so kommt nun eine Zeit in dem Leben meines Helden, wo ich wieder einige Jahre zusammen nehmen muß, weil sie nur durch Dinge ausgezeichnet wurden, welche dem Orden, aber nicht der Person unsers Walters, vorzüglich wichtig waren.

Saladins unvermutheter Vorschlag zum Waffenstillstand, der wohl meistens, da er mit sehr vortheilhaften Bedingungen für die Christenheit verbunden war, die Freundschaft des Sultans

für

für den verstorbenen Odo zum Grunde haben mogte: die neue Festung die Arnold auf den Gränzen der Sarazenen bauen ließ, und die von Saladin für einen Friedensbruch angesehen, bestürmt und erobert ward; König Balduins Furchtsamkeit, welcher die Tempelherren abermals im Stiche ließ, und dadurch an der Eroberung der Festung hauptsächlich schuld war, und andere ähnliche Dinge würden meinen Lesern vielleicht sehr gleichgültig seyn, wenn ich sie auch weitläuftig erzählen wollte.

Walter war mit unter den Tempelherren, die bey dieser Gelegenheit in Saladins Hände kamen. Der Saltan verläugnete diesesmal seine gütige Art ganz und gar in dem Betragen gegen seine Gefangenen; nur Walter ward verschont und freygelassen, ohne daß seine Vorbitten für seine Brüder etwas gegolten hätten. Dieser Vorzug, der ihm noch bey einigen andern Gelegenheiten wiederfuhr, erweckte ihm unter den Rittern viel böse Nachrede, vornämlich da Saladin, wenn Vergleiche zu treffen waren, mit niemand handeln wollte, als mit ihm, da er ihn oft öffentlich einladen ließ, die Seite seiner falschen Glaubensgenossen zu verlassen, und zu ihm zu treten.

Walter sezte diesem sonderbaren mit tausend glänzenden Versprechungen verbundenen Zumuthen, feste Treu und Redlichkeit, der bösen Nachrede

Geduld und standhaften Muth, Arnolds Stolz gleichfalls Stolz, und Terrikus Schmeicheley Verachtung und Zurückhaltung entgegen. Auf diese Art wandelte er mitten unter seinen Feinden seinen schönen Weg ruhig fort, ohne auf eine oder die andere Seite zu wanken.

Zu diesen unangenehmen Dingen, die sich ihm in den Weg setzten, um ihn irre zu machen, gesellten sich doch aber auch einige Freuden, die er sich nicht vermuthet hatte. Ich will der Ehre die ihm sein neuer Stand brachte, der Gelegenheit zu auszeichnenden Thaten, die er aufs beste nüzte, und der Furcht gar nicht gedenken, in welche sein wachsendes Ansehen seine Feinde, selbst Graf Philippen sezte, der sich jezt hütete, ihm nicht einmal vor das Gesicht zu kommen; allein ein anderes Vergnügen, das sich ihm, seit er in den Orden getreten war, anbot, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

So lange er bloß Waffenträger war, hatte es der Stolz der Tempelherren nicht erlaubt, sich zu ihm herabzulassen, und das Beyspiel Odos und seines Neffen, die ihn so sehr hervorzogen, hatte nur wenig Eindruk auf sie gemacht. Jezt, da er ihres Gleichen war, flogen ihm eine Menge guter Seelen entgegen, die, wenn sie auch die Vorzüge nicht ganz hatten, die Walter von einem Freunde foderte, wenn sie auch das Mittelmäßige

in

in der Tugend nicht sehr überstiegen, doch immer Gefälliges genug an sich hatten, ihrem neuen Bruder manche angenehme Stunde in ihrem Umgange zu verschaffen. Sogar gab es einige unter ihnen, von welchen Walter voraus sahe, daß sie in der Zukunft Anspruch auf den Platz in seinem Herzen würden machen können, den Blondel und Hugo vormals besaßen. Ob diese Hofnung bey einem oder andern erfüllt ward, werden wir in der Folge sehen; jezt will ich meine Leser mit einer Begebenheit unterhalten, an welcher Walter zu großen Antheil hatte, als daß ich sie übergehen sollte.

Saladin war noch immer im Besitz der neuen Festung, welche Gelegenheit zu Brechung des Waffenstillstandes, und zu Ermordung so vieler Tempelherren gab, und die Tempelherren hielten dagegen noch immer Saladins Neffen in genauer Verwahrung. Tausend Vorschläge, zu Auslieferung des Lezten, waren in der Zeit von vier Jahren, welche der junge Prinz in der Gefangenschaft der Christen zugebracht hatte, vom Sultan gethan worden, und alle wurden als zu wenig vortheilhaft verworfen. Nureddin war seinem Oheim lieb wie sein Leben, er würde Jerusalem, wenn es in seiner Gewalt gewesen wäre, für seine Freyheit hingegeben haben, und die Christen konnten also, sie mogten ihn so lange zurück

hal-

halten als sie wollten, noch allemal hoffen, wenn sie irgend einmal in der höchsten Noth seyn würden, durch ihn einen vortheilhaften Frieden zu machen. Ueber dieses war Asads Sohn ein Held, und sie verlohren nicht allein einen wichtigen Gefangenen an ihm, sondern sie gaben auch in seiner Person den Sarazenen einen furchtbaren Anführer zurük, und stellten wider sich selbst einen Feind ins Feld, der ihnen mehr Schaden gethan hatte und noch thun konnte, als ein ganzes Heer. — —

Saladin ließ sich nicht abschrecken, daß er den Tempelherren so oft vergebliche Vorschläge wegen dieser Sache gethan hatte; er brachte jezt einen neuen an. Er wußte wie lieb ihnen die neue Festung war, und erbot sich, solche gegen Nureddin zurück zu geben. Die Tempelherren hielten fleißige Berathschlagungen darüber; sie wollten die Festung nicht gern ausschlagen, und den Gefangenen eben so ungern hingeben. Man dachte hin und wieder wie beydes zu vereinigen wäre, und konnte keinen Ausweg finden. Endlich beschloß man, die Sache bey dem Alten zu lassen, Sultan Saladin sollte im Besitz der Festung bleiben, und sie wollten den gefangenen Prinzen behalten. Es war schon alles richtig gemacht, den Sarazenen diesen Entschluß kund zu thun, als Graf Philipp von Flandern, welcher bey dem

jetzigen Großmeister in besserm Ansehen war als bey dem vorigen, zu Tabaria anlangte, wo sich damals der größere Theil des Ordens aufhielt

Arnold hatte zu große Begriffe von Philipps Einsichten, als daß er ihm die Sache, worüber so viel gestritten worden war, nicht hätte vortragen, und seine Meynung darüber vernehmen sollen. — Philipp lächelte, und sahe mit einem boßhaften Blicke vor sich nieder. — In Wahrheit, sagte er nach einer Weile, ich hätte nicht geglaubt, daß es dem weisen Arnold von Toroggio, daß es einer ganzen Versammlung von klugen und erfahrenen Männern, so schwer werden sollte, sich aus einer so leichten Sache zu finden. — Warum wollt ihr eure Festung, die euch so nöthig ist, nicht annehmen? Warum wollt ihr einen unnützen Gefangenen nicht um so eines Vortheils willen aufgeben? — Arnold stellte hierauf dem Grafen weitläuftig vor, was für wichtigere Vortheile sie vielleicht noch in der Zukunft durch Nureddins Auswechselung erhalten, und was für Schaden ihnen aus seiner Freyheit entstehen könnte — Was das Erste anbelangt, sagte Philipp, so schlagt es euch aus dem Sinne: Ein gegenwärtiger kleiner Vortheil ist allemal sicherer als ein zukünftiger weit größerer, und in Ansehung des andern? — o dafür lassen sich Mittel finden! Ein einiger Trunk, den man dem jungen Menschen

schen zum Abschied gibt, kan machen, daß Saladins Freude über seinen Neffen nur kurz ist, und die Christen sich nicht für seinen künftigen Thaten zu fürchten haben. — Arnold sahe Philippen steif an, die andern schauderten heimlich in sich zurück, und glaubten nicht recht gehört oder das Gehörte nicht recht verstanden zu haben. Keiner wollte reden, nur Terrikus nahm das Wort, und bat den Grafen, seine Meynung, die ohnedem klar genug am Tage lag, deutlicher zu erklären. Philipp scheute sich nicht es zu thun, und als jedermann widersprach, keiner in einen so teuflischen Anschlag willigen wollte, und es sich fast zu einem Aufruhre unter den Ordensleuten anließ, so sahe sich der Großmeister genöthigt, die Versammlung auseinander gehen zu heissen, und den Schluß auf ein andermal zu verschieben.

Arnold ließ noch denselben Abend den engern Ausschuß der Ritter in seinem Palaste zusammen kommen, um Philipps Vorschlag noch einmal zu hören. — Obgleich Terrikus, der alles bey dem Großmeister vermogte, Sorge getragen hatte, eben nicht die Gewissenhaftesten unter den Brüdern zu dieser Zusammenkunft zu wählen, so wollte doch keiner von ihnen von der Hinrichtung des unschuldigen Nureddins etwas hören. Alle schrien, Gift und Meuchelmord wären entsezliche Worte,

die man nie einem christlichen Ritter müsse nachsagen können. — Nachsagen können? wiederholte Philipp, der die Meynung der Ritter ganz falsch verstand, wer wird euch so etwas nachsagen? Wer wirds erfahren, wenn ihr klug zu Werke geht? Und spricht Saladin in Zukunft etwas von dieser Art, so gilt euer Leugnen so viel, als seine Beschuldigung. Könntet nicht auch ihr ihm die Vergiftung eures vorigen Großmeisters vorwerfen, welche sehr wahrscheinlich, und doch, da, wie ihr alle wißt, Odo eines natürlichen Todes starb, nicht wahr seyn würde? Er würde sie leugnen, ihr sie bejahen; — wer wollte die Wahrheit ergründen? Und wär es dann nicht einerley ob er die That begangen oder nicht begangen hätte? — So auch mit Nureddin: Schuldig oder unschuldig an seinem Tode; wenn euch nur niemand etwas überweisen kan.

Terrikus, welcher, wie meine Leser gemerkt haben werden, schon sehr auf Philipps Seite war, sahe, daß diese Gründe nicht von der Art waren, die Tempelherren ihre Meynung ändern zu machen; er wußte wohl, daß die Meisten von ihnen nicht den Schein, sondern die That selbst scheuten, und diese gering zu machen, sie von dem schrecklichen Namen Meuchelmord und Vergiftung zu befreyen, das war nunmehr sein vornehmstes Bestreben. Er gieng in diesem Stücke

so

so schlau zu Werke, wußte das Wohl der Christenheit, welchem man alles, selbst das Gewissen aufopfern müßte, ähnliche, vielleicht von den Sarazenen empfangene Beleidigungen, welche, wenn man auch nur die entfernteste Möglichkeit von ihnen muthmaßen könnte, nicht ungerochen bleiben dürften, und eine Menge andere Dinge, so künstlich, mit solcher hinreissenden Beredsamkeit anzuführen, daß alle zu wanken begunten, und Arnold schon völlig gewonnen war, als man auf einmal beyde Flügel des Versammlungssaals aufspringen, und Waltern an der Spitze aller derer Tempelherren hereintreten sahe, welche man, aus Furcht vor ihrer Gewissenhaftigkeit, nicht zu dieser Berathschlagung gezogen hatte.

Walter war seit einiger Zeit in den Orden betreffenden Geschäften verreißt gewesen, und hatte also weder von Saladins neuen Vorschlägen, noch Graf Philipps Ankunft und dem herrlichen Rathe, den er Nureddins wegen gab, etwas wissen können. — Mit was für Abscheu derselbe von dem grösseren Theile der Brüder aufgenommen wurde, haben wir gehört, und daß diejenigen, die sich Walters Freunde nennen konnten, mit unter dieser Anzahl begriffen waren, läßt sich errathen. Man hatte die große Rathsversammlung, in welcher des Grafen Anschlag so übel aufgenommen wurde, nicht so bald auseinander gehen

heißen, als Walters Freunde sich unter einander versammelten, alle Gutgesinnte an sich zogen, und einig wurden, um den Orden für dem unschuldigen Blute zu bewahren, das Philipp auf denselben zu laden gedachte, Waltern zu ihrem Oberhaupte zu wählen, und sich der Ausführung von den Rathschlägen des Grafen offenbar entgegen zu setzen.

Die Ritter waren schon im Begrif Waltern entgegen zu ziehen, und ihn zur schleunigen Rückkunft nach Tabaria aufzufodern, als er selbst erschien. Er hatte seine Geschäfte beendigt, trat in seiner Wohnung ab, und erstaunte, daselbst eine solche Menge der Brüder versammelt zu sehen. Die Ursache ihrer Zusammenkunft vermehrte seine Verwunderung, und der Grimm, der seine ganze Seele erfüllte, als er alles umständlich erfuhr, ist nicht auszusprechen. Den Entschluß den er faßte, haben meine Leser gesehen. Er hörte nicht sobald, daß bey dem Großmeister geheimer Rath gehalten würde, und der Graf von Flandern dabey gegenwärtig wäre, so machte er sich mit den Seinigen unverzüglich auf, und betrat den Ort der Versammlung in dem Augenblicke, der für Nureddins Schicksal entscheidend seyn sollte. — Unmöglich ists, das Feuer des Unwillens das aus seinen Augen blizte, unmöglich den Schrecken zu schildern, den seine Erscheinung

über

über die ganze Versammlung ausgoß: auch bin ich nicht im Stande die Worte nachzuschreiben, mit denen er den Versammelten ihre Ruchlosigkeit verwies. Nureddin, schloß er seine Rede, die niemand zu unterbrechen wagte, Nureddin ist eigentlich mein Gefangener, ich habe ihn mit Verlust meines Bluts, mit Gefahr meines Lebens in eure Hände gebracht, weil ich hofte, durch ihn meinen Freund Odo, den ihr verrie-thet und verließet, zu retten. Ich glaubte meinen Gefangenen in den Händen des Oberhaupts unsers heiligen Ordens sicher, und war, hätte ichs nicht geglaubt, damals zu schwach, ihn besser zu versorgen. Jezt erkenne ich meinen Irrthum, jezt bin ich im Stande ihn zu verbessern, Nureddin ist weder mein, noch des Großmeisters, noch einiger wenigen Ritter Eigenthum, er gehört dem ganzen Orden, und diesem muß er augenblicklich ausgeliefert werden, oder ich werde mich der Macht bedienen, die jezt auf meiner Seite ist.

Arnold bebte vor Wuth, sich von einem seiner Ritter, von einem, dem er in vorigen Zeiten so kühnlich Trotz geboten zu sehen. Der Stolz, der ihn beseelte, gab ihm die Antwort auf Walters Foderung ein, aber dieser hörte auf keine Einwendung. Terrikus, welcher sahe, daß hier keine Widersetzlichkeit statt hatte, redete dem Großmeister selbst zu, und viele von den Rittern, wel-

che das Todesurtheil über Nureddin hatten sprechen helfen, waren zu froh, daß sie eine Sache aufgeben konnten, in welche sie nur ungern gewilliget hatten, als daß sie viel wider Walters Begehren hätten reden sollen.

Arnold ward also genöthigt die Schlüssel zu dem Thurme, in welchem Saladins Neffe gefangen saß, auszuliefern. Walter nahm sie an, und wandte sich zu seinen Begleitern. — Ihr Ritter! sagte er, die ihr die Pflichten des Christenthums und unsers Ordens kennt, von nun an sey euch die Verwahrung eines Gefangenen anvertraut, dem ihr wohl zum Besten der Christenheit und unsers Ordens die Freyheit versagen, aber ihn nicht durch Gift und Meuchelmord aus dem Wege räumen dürft. Er ist edel und ein Held; ich kann ihm diesen Ruhm nicht nehmen, ungeachtet ich ihn nie lieben kann, ungeachtet er es war, der in der Schlacht bey Belfort, meinem Freunde, meinem Bruder, dem edlen Hugo von St. Amantis, vor meinen Augen das Leben nahm. —

Das ganze Heer der Tempelherren rief Waltern zu, er solle selbst die Verwahrung des Gefangenen auf sich nehmen, weil sie in keinen bessern Händen seyn könne. Nein, antwortete Walter, ich bin Nureddins Feind; widerführe ihm ein Unglück, so würde man mich in Verdacht der Selbstrache halten, und ihn von meinen Händen

fodern.

fodern. Wählet einen unter euch zu seinem Hüter, und dieser soll aus meinen Händen diese Schlüssel empfangen.

Die Tempelherren wählten nach kurzer Ueberlegung einen gewissen Konrad von Staufen; er empfieng die Schlüssel aus Walters Händen, und entfernte sich darauf auf seinen Befehl mit der Hälfte der Ritter, um für des Gefangenen Sicherheit zu sorgen.

Walter hatte nicht sobald dieses zur Richtigkeit gebracht, als er sich zu dem Grafen von Flandern, den er bisher keines Blicks gewürdigt hatte, wandte, und folgendermassen anfieng:

Endlich Bösewicht! Mörder des Ritters Andreas! Verleumder Hunbergens! gottloser, verruchter Giftmischer und Meuchelmörder! endlich ist die Stunde gekommen, da ich das Blut des einen und die Schmach der andern von deinen Händen fodern, und dir zeigen kann, wer Walter von Montbarry sey! Vertheidige dich, und sey versichert, daß einer von uns beyden diese Stelle nicht lebendig verlassen wird! — Arnolds Grimm wuchs, daß Walter sich immer größere Freyheiten in seiner Gegenwart herausnahm, indessen wagte er es nicht ihm einzureden, weil er nur etliche zwanzig, hingegen Walter fast zweyhundert von den Rittern um sich hatte. — Er mußte einen Aufruhr und gänzliche Absetzung,

wie schon manchen seiner Vorgänger geschehen war, besorgen, und hielt also für das Beste zu schweigen. Auch Graf Philipp schwieg; aber unter den Rittern erhub sich ein Murmeln, er müsse die ihm so oft angeschuldigte und nie zur Gnüge abgelehnte Mordthat des Tempelherrn Andreas, endlich einmal von sich abwälzen, oder sich nicht ferner unter ihnen blicken lassen. — Philipp ermannte sich, und fieng an, in ziemlich höflichen Worten sich gegen Waltern wegen dessen zu rechtfertigen, was er ihm aufbürdete, aber umsonst; Walter drang nur heftiger auf ihn ein. Du mußt sterben, schrie er, und vor deinem Tode noch alle deine Unthaten bekennen; du mußt mir den Beweiß derselben, die mir von Odo hinterlassenen Schriften, die, wie ich zuverläßig weis, durch Arnolds Hülfe in deinen Händen sind, ausliefern, und dann den Lohn aller deiner Schandthaten von meinen Händen empfangen. — Philipp hatte nicht Zeit zu antworten, er mußte sein Schwert ziehen, und sein Leben schützen. Der Streit blieb nicht lange zweifelhaft. — Walters Widersacher war ein großer General, und hatte manchen beträchtlichen Sieg durch seine Leute erfochten, aber seine persönliche Tapferkeit war wie nichts gegen Walters Feuer und Heldenstärke. Bald lag er gestrekt zu Boden, und schon stand sein Ueberwinder auf dem Punkte, alles von ihm zu erhal-

ten

ten was er wollte, als sich in den Vorhallen des Versammlungssaals, ein gewaltiges Getümmel erhub, und Walters Ritter, welche die Thüren besezt hielten, schnell durch eine äußere grössere Macht als die ihrige, zurück getrieben wurden. — Terrikus hatte Mittel gefunden, durch eine verborgne Thür aus dem Saale zu kommen, und Graf Philipps Leuten Nachricht von der Gefahr ihres Herrn zu geben. Sie waren es, welche jezt mit Gewalt eindrangen und es Waltern unmöglich machten, sein Vorhaben auszuführen. Philipp ward seinen Händen entrissen, und die Tempelherren, welche sich gegen eine ihnen fast doppelt überlegene Anzahl wehren mußten, konnten nichts mehr thun, als Waltern in Sicherheit bringen. Sie zogen ihre übrigen Gefährten an sich, und brachten unsern Helden in seine Wohnung, die sie so stark besezten, daß er keinen Ueberfall von seinen Feinden zu befürchten hatte.

Graf Philipp verließ noch in der nämlichen Stunde Tabaria. Waltern geschahe von seinen Rittern einmüthig der Vortrag ihr Großmeister zu werden, und Arnold von Toroggio, welcher dieses fürchtete, fieng an, Gesandte an die abtrünigen Ritter zu schicken, sie ihres Gehorsams zu erinnern, ihnen Vergebung zu versprechen, und Bedingungen vorzuschreiben. Walter, der nicht gesonnen war, die Großmeisterwürde mit

Unrecht

Unrecht an sich zu reissen, nahm Arnolds Abgeschickte freundlich auf, und bot beyde Hände zur Wiedervereinigung, doch mit Bedingungen, die Arnold sehr ungern eingieng. Er war indessen der Schwächere, Walter hatte ausser der grössern Menge, auch noch das Recht auf seiner Seite, und des fünften Tages kam es dahin, daß der Großmeister zwar von allen seinen Rittern den Eid der Treue von neuen empfieng, aber vorher öffentliche Abbitte deswegen thun mußte, daß er durch Einwilligung in Graf Philipps mörderische Anschläge, die Heiligkeit ihrer Ordensregel verlezt hatte. Die erste Foderung, die er nach seiner von neuen bestätigten Würde an die Brüder that, war, daß sie Waltern nöthigen sollten, ihn des Verdachts einiger Mitwissenschaft um Odos verlohrne Schriften zu erlassen, als welchen er durch einen Eid von sich abzulehnen bereit wäre. Terrikus, welcher wohl wußte, daß es wider die Rechte des Ordens war, dem Großmeister einen Eid zuzumuthen, hatte ihm diese List eingegeben; sie that ihre Wirkung und Walter mußte schweigen.

Die Schlüssel zu Nureddins Gefängniß blieben indessen in Ritter Konrads Händen, und Walter war nun ein so furchtbarer Mann für alle seine Feinde geworden, daß niemand es wagte, ihn zu beleidigen, und er überall freundliche Gesichter und demüthige Verbeugungen erhielt.

Acht

Acht und dreyſigſtes Kapitel.

In welchem einige neue Perſonen auftreten.

Die Fabel von dem Igel und der Schlange.

Graf Philipp nahm ſeinen Weg mit ſeinen Völkern nach Antiochien zurück, und ſtieß in einer geringen Entfernung von Tabaria, auf Saladins Heer, welches im Anzug war, um den Tempelherren die Foderungen des Sultans etwas näher ans Herz zu legen, und Nureddins Befreyung, dafern ſie nicht mit der gegebenen Bedingung bewilliget werden könnte, mit Gewalt durchzuſetzen. Der Graf von Flandern verlangte mit dem Heerführer der Sarazenen zu ſprechen. Es ward ihm mit großer Mühe eine Unterredung bewilligt, denn der Feind hätte beym Anblick der chriſtlichen Völker lieber gleich zu den Waffen gegriffen. Philipp ermangelte nicht, die Geſinnungen der Tempelherren auf das Gehäßigſte vorzuſtellen, und ſich mit ſeiner Entfernung aus Tabaria zu rühmen, welche, wie er vorgab, die Folge von einer Uneinigkeit ſey, die ſich zwiſchen ihm und den Rittern über Nureddins Befreyung, welche er zu eifrig getrieben, erhoben habe. Philipps Abſicht, durch dieſe halb wahre halb falſche Rede, ungeſchlagen

schlagen durch die Sarazenen hindurch zu kommen, mißlang. Der Heerführer antwortete ihm mit vielem Stolz: Er sey nicht gekommen, Worte mit den Christen und ihren Anhängern zu wechseln, sondern so lange sie widerspenstig blieben, nichts was ihren Namen führte lebendig aus seinen Händen zu lassen. — Man schickte sich also zum Streit. Philipp und seine Leute fochten verzweifelt; sie erhielten den Sieg, aber sie hüteten sich wohl, den größern Theil des feindlichen Heers, welchen sie in die Flucht schlugen, zu verfolgen, und wie sie wohl gekonnt hätten, aufzureiben. Die Sarazenen flohen nach Tabaria zu, und der Graf von Flandern hatte die süße Hoffnung, daß sie sich daselbst sammeln, frische Völker an sich ziehen, und den Tempelherren, seinen Feinden noch genug zu schaffen machen würden; denn die lezte Schmach die Walter ihm erwiesen hatte, brachte seinen eingewurzelten Haß gegen den Orden auf den höchsten Gipfel.

Wie er gehoft hatte so geschahe es: Tabaria wurde belagert. Die Ritter thaten unter Arnolds und Walters Anführung Wunder; sie waren so glücklich, ihren grimmigen Feind endlich mit grossem Verlust von ihrer Festung abzutreiben, aber ihn gänzlich zu entkräften, ihm alle neue Versuche, auf diesen oder jeden andern Platz unmöglich zu machen, dazu war ihre Macht zu geringe.

Sie

Sie ſtanden jezt ganz allein, Graf Philipp und der Fürſt von Antiochien waren beleidigt. König Balduin konnte oder durfte ſich nicht ſehr aus ſeiner Stadt hervor wagen; und die Volkshülfe, die man ſonſt von Zeit zu Zeit aus Europa, zum Beſten der Chriſtenheit erhalten hatte, hörte nicht allein ſeit einigen Jahren ganz und gar auf, ſondern die europäiſchen Fürſten ließen auch das, was ſie noch etwa von Kriegsleuten in Paläſtina hatten, unter dieſem und jenem Vorwand zurück rufen. Selbſt König Heinrich von England,*) foderte ſeine Dreyhundert Mann zurück, und als ſich von ihnen niemand mehr ſtellen konnte, als die zehn Helden, welche dem Leſer aus der Schlacht bey Belfort bekannt ſind, ſo fand man dieſes ſo wenig der Mühe werth, daß man ihnen erlaubte, in Paläſtina zu bleiben, und mit ihrem Blute, die Ermordung des heiligen Thomas vollends zu büßen, dafern das Blut, ihrer zweyhundert und neunzig Brüder dazu noch nicht ſollte hinlänglich geweſen ſeyn. Sie kehrten zu Waltern zurück, und dieſer, deſſen Macht jezt bey dem Orden nicht viel geringer war, als die Macht des Großmeiſters,

*) Der Leſer wird ſich aus den vorigen Blättern erinnern, daß es dem König von England vom Pabſte aufgelegt ward, zur Buße, für die Ermordung des Erzbiſchofs Thomas a Becket, die man ihm ſchuld gab, drey hundert Mann nach Paläſtina zu ſchicken.

ſters, fand wenig Schwierigkeit, ihnen allen nach und nach das Ordenskreuz zu verſchaffen. Er bildete ſich dadurch, ohne es zur Abſicht zu haben, aus ihnen und noch einigen von den Brüdern, die ihm mit Leib und Seele ergeben waren, eine Art von Garde, oder unzertrennlichem Gefolge, oder wie ich dieſe treuen Freunde ſonſt nennen ſoll, welches ihm bey den mächtigen Feinden die er hatte, und bey dem Neide, welchen ihm ſeine wachſende Größe zuzog, höchſt nöthig war.

Ich habe ſchon einmal erwähnt, daß Walter ſo glücklich war, bey ſeinem Eintritte in den Orden, unter denen, die ihn vormals verachteten, manchen edlen Mann zu finden, welcher ſeiner Freundſchaft nicht unwürdig war, und es kommt nun die Zeit, meine Leſer mit zweyen derſelben bekannt zu machen, welche Walter vorzüglich liebte, und deren Namen wir in dem Verfolg der Geſchichte noch oft hören werden.

Der eine war, Gerhard von Rideſſer, eine weiche gefühlvolle Seele, ſchön und ſanft wie Blondel von Neesle, und tapfer ohne Grauſamkeit wie Hugo von St. Amantis. Der andere war Konrad von Stauffen, den meine Leſer ſchon einmal in dieſer Geſchichte haben auftreten ſehen, und deſſen Name manchen unter ihnen den edeln Kurt von Stauffen in die Gedanken bringen wird,

den

den Leßing so meisterhaft schildert. Ob diese beyden Namensbrüder, so wie sie genaue Zeitverwandten sind, auch einerley Person seyn mögen, kann ich nicht entscheiden; aber so viel ist gewiß, daß diese beyden Konrade viel Züge ihres Charakters mit einander gemein haben, wenn auch ihre Schicksale nicht mit einander übereintreffen sollten. — Mein Konrad war stolz, edel kühn und unbiegsam, wie der Geliebte der schönen Recha, und diese Eigenschaften, die ihn dem grossen Odo in den meisten Fällen so ähnlich handeln ließen, daß Walter oft in dem Ritter von Staufen das Bild dieses treflichen Mannes vor Augen zu sehen glaubte, waren es, die unserm Helden diesen Ritter so theuer machten. — Diese beyden, nebst den zehen englischen Rittern waren fast beständig um ihn, und machten durch ihre Gegenwart, manchen wider ihn gefaßten bösen Anschlag zu nichte; auch hatte er sich so fest mit ihnen verbunden, daß sie bey den meisten Begebenheiten seines künftigen Lebens, ihm nicht von der Seite kamen, und ungetrennte Theilnehmer aller seiner Schicksale waren.

Bey den damaligen wachsenden Bedrängnissen der Christenheit, waren es diese dreyzehn Helden, welche überall dem einreißenden Strom des Verderbens Einhalt zu thun suchten, auch waren sie es, die den ersten Einfall hatten, der allgemei-

nen Noth, durch Hülfe, die man in Europa suchen mußte, auf einmal ein Ende zu machen. Ich habe vorhin erwähnt, wie viel die Tempelherren bey der damaligen Lage der Sachen auf sich hatten, wie geschwächt ihre Macht war, und wie wenige sich fanden, die ihnen wider die Sarazenen Hülfe leisteten. Die Hospitaliter befanden sich fast in eben der Verfassung, und diese gegenseitige Noth vereinigte auf gewisse Weise zwo Partheien mit einander, welche sonst fast von Anbeginn ihrer Orden Feinde gewesen waren. Roger von Mulinis, der Großmeister der Hospitaliter, ein Mann von der geprüftesten Rechtschaffenheit, welcher schon mit Odo in gutem Vernehmen gelebt, und fast alle ehemalige Feindseeligkeiten in Vergessenheit gebracht hatte, wandte sich in Person an den Großmeister der Tempelritter, um mit ihm einen Zug nach Europa abzureden. Walter und seine Freunde hatten schon Arnold von Toroggio von dem Wunsche der meisten Brüder unterrichtet, welcher eben dahin gieng, und der Vortrag der Hospitaliter fand also desto mehr Eingang.

Beyde Großmeister wurden einig, in Person nach Europa zu gehen, und ein jeder eine Begleitung von nicht mehrern als zwölfen ihrer Ritter mit sich zu nehmen. Roger von Mulinis, der bey seinem Orden ein fast königliches Ansehn

hatte

hatte, konnte zu Gefährten wählen, welche er wollte; aber Arnold, welcher seit des lezten Handels wegen der Vergiftung Nureddins bey seinen Rittern viel von der ehemaligen Achtung und Liebe verlohren hatte, mußte sich gefallen lassen, daß seine Begleiter durch das Loos bestimmt wurden. Ein Ritter, wurde nach damaliger Gewohnheit durch eine zufällige Versetzung von Buchstuben und Zahlen, bey welcher aller Betrug unmöglich war, aus der Zahl der andern ausgehoben, welcher aber auf diese Art nicht selbst zum Zuge nach Europa benennt ward, sondern nur durch das Loos das Recht erlangte, Arnolds zwölf Reisegefährten zu wählen.

Gerhard von Riedesser ward getroffen, und daß die Zwölfe, welche er wählte, Walter, Konrad und die zehen englischen Ritter waren, das läßt sich errathen; er war seinen Freunden zu sehr ergeben, zu sehr von ihrem Eifer für das gemeine Beste überzeugt, als daß er anders hätte wählen sollen. Er selbst durfte nun freylich sich selbst nicht die Stimme zum Zuge nach Europa geben, und sahe sich also durch seine Wahl genöthigt, eine Zeit lang von denen, die ihm die Liebsten waren, getrennt zu leben; aber sein Schmerz über eine Trennung, die er zur Ehre seiner Freunde und zum Wohl der Christenheit für wirksam erkannte, verglich sich bey weiten

nicht mit dem Unwillen des Großmeisters, daß er lauter solche Ritter zu Begleitern erhalten hatte, die er haßte, und die mehr die Stelle scharfer Aufmerker, als höflicher nachgebender Reisegefährten, die sich in alle seine Absichten schmiegten, vertreten konnten. — Wäre das Loos auf Terrikus gefallen, wie er wünschte, wie ganz anders würden dann die Sachen gegangen seyn! Die Wahl war indessen unwiderruflich. Man bereitete sich von allen Seiten zur Reise, und hatte schon den Tag derselben festgesezt, als schnelle Post von Jerusalem kam, welche die Sache verzögerte.

Der Patriarch Heraklius sandte an die Ritter mit höflicher Bitte, ihre Abreise ihm zu Liebe noch einige Tage zu verschieben, weil er gesonnen wäre, ihnen zu Akkon, wo sie sich damals aufhielten, einen Besuch zu geben, und einige Sachen von Wichtigkeit mit ihnen abzuhandeln.

Niemand unter den Rittern war, dem dieser Aufschub lieb gewesen wäre, denn niemand liebte den geistlichen Herrn, der sie mit seinem Besuche verehren wollte. Man beklagte, daß es unmöglich gewesen war, die Anstalten zur Reise in solcher Stille zu machen, daß man in Jerusalem nichts davon erfahren hätte. Einige besorgten Verrätherey, einige Hinderung der Reise, und man ließ endlich, da man keine scheinbare Ursache erden-

erdenken konnte, dem Patriarchen seine Bitte zu versagen, ihm zurückentbieten: wie man erfreut wäre, etwas von dem Leben des ehrwürdigen Herrn zu vernehmen, und wie man daraus gute Schlüsse mache, daß gegenwärtig keine Feindseligkeiten von den Sarazenen müßten zu besorgen seyn, weil ausserdem der Patriarch seine geheiligte Person nicht um eines unnöthigen Besuchs willen in Gefahr setzen würde. — Heraklius verstand diese spitzige Rede sehr wohl; er war es sich bewußt, wie so oft er ganz sicher nebst König Balduin und seiner Königin in der festen Stadt gesessen und geschwelgt hatte, indessen die geistlichen Ritter, und die übrige Christenheit in den umliegenden Gegenden, dem Tode, der Gefangenschaft, und dem äussersten Elend ohne Hülfe ausgesezt waren. Niemand hatte zu solchen Zeiten daran gedacht, den Bedrängten nur einen Rath zu geben, niemand hatte sich ihrer erinnert, es müßte denn etwa gewesen seyn, einen ihrer guten Anschläge zu nichte zu machen, oder sie mit Hülfe zu täuschen, und sich dann in dem wichtigsten gefahrvollesten Augenblicke zurück zu ziehen.

Der geistliche Herr mogte indessen die zurückbekommene Antwort noch so gut fühlen und einsehen, so hielt er es doch jezt nicht für die Zeit, sie zu ahnden, sondern stellte sich wider Gewohn-

heit ziemlich sittsam und ohne Gefolge ein. Ehe er aber erscheint, so sehe ich mich genöthigt, meine Leser etwas näher mit diesem Manne bekannt zu machen, dessen Namen wir in Zukunft noch so oft nennen werden.

Patriarch Heraklius schien zum geistlichen Fürsten gebohren zu seyn: das ist — ja ich wollte, daß meine Leser die drey geistlichen Herren kennten, welche mir eben jezt in den Sinn kommen, so würde es mir leicht ihnen zu erklären, was ich hiermit ausdrücken will; da ich aber dieses nicht vermuthe, so sey mir es genug, ihnen zu sagen, daß er von jedem dieser drey ehrwürdigen Männer etwas Leibliches und Geistliches an sich hatte. Der Patriarch, ein Mann von beynahe funfzig Jahren, besaß die ansehnliche, fast riesenmäßige Länge, des Kardinals *** nebst allem seinem geistlichen und weltlichen Stolze, den Embonpoint des Erzbischofs ** und seine große Neigung zum bequemen weiblichen Leben, und schließlich die schwarzen blizenden Augen und die frische Farbe des Prälaten * samt allen seinen Talenten zur Intrigue, aller chamäleonartigen Verstellungskunst, aller Schmiegsamkeit in jede Charakters und Umstände, die diesen Herrn auszeichneten. — Sagt mir, meine Leser! ob ein Mann mit solchen kombinirten Talenten, nicht das werden mußte, was die genannten Personen zu ihrer

Zeit

Zeit waren, und wozu das Glück auch unsern Hochgepreisten Heraklius zu der seinigen machte? Und war er es einmal, ob etwas im Stande seyn konnte, ihn aus seiner Stelle verrücken? — In der That hatte es dem Patriarchen nicht an Feinden gefehlt, welche dieses Lezte wohl gewünscht hätten. Graf Raimund von Tripoli, König Balduins gewesener Vormund, jezt erster Staatsminister, ein alter redlicher Held, ein Hasser alles Unrechts, hatte seiner stufenweisen Erhöhung, vom niedrigsten Mönchsstande, bis zur höchsten geistlichen Ehrenstelle im Orient mit Unwillen zugesehen, aber zu groß, ihn durch Kabale zu unterdrücken, und zu schwach, es durch offene Gewalt zu thun, hatte er ihn müssen steigen lassen, bis er sich endlich auf einen Posten erhoben hatte, in welchem er Graf Raimundes Macht völlig die Wage hielt, und durch die Schwachheit des Königs, und die Partheylichkeit der Königin noch weit mehr vermogte, als dieser trefliche Mann.

Der Graf von Tripoli, hätte sich diese Ueberlegenheit eines Menschen, der an Tugend so weit unter ihm war, noch endlich gefallen lassen, wenn er dieselbe nur nicht so sehr zu Unterdrückung des Rechts, und zu tausend Handlungen angewandt hätte, über welche die ganze orientalische Christenheit seufzte. Was er für eine Rolle in Anse-

hung der Tempelherren spielte, haben wir vorhin mit wenigen Worten berührt; aber er begegnete niemanden, selbst seinen ehemaligen Brüdern, den Mönchen nicht besser. Unermeßliche Reichthümer in die Klöster aufzuhäufen, und sie dann unter diesen und jenem Vorwande an sich zu reissen, die Mönche das Gelübde der Armuth fast bis zum Mangel an der täglichen Nahrung halten zu lassen, und sich selbst der Schwelgerey und allen Wollüsten zu ergeben; immer von Aergerniß und gutem Beyspiel sprechen, und doch den, der seinem erbaulichen Vorbilde nachahmte, oder seine Handlungen tadelte, mit Gift und Tod verfolgen; täglich neue Unordnungen durch geheime Kabalen anrichten, und dann Graf Raimunden wegen der Folgen derselben zur Rechenschaft fodern; dieses waren Dinge, die ihm nichts kosteten, ihm nicht einen einigen Gewissensbiß verursachten, und sein genaues Verständniß mit Königin Sibyllen war so offenbar, so landkündig, daß jedermann davon sprach, und wir uns also auch kein Bedenken machen dürfen, davon zu schreiben. Selbst König Balduin, schwachsinnigen Andenkens, konnte die Vertraulichkeit zwischen Heraklius und Sibyllen nicht verborgen seyn; denn einer von den Schriftstellern, von welchen wir unsere geheimsten Nachrichten haben, ein Mann, welcher lange am Hofe zu Jerusalem lebte, will

sehr

sehr oft gehört haben, daß der König, wenn er mit dem Patriarchen von der Königin sprach; sich des Ausdrucks unsere Sibylle gebrauchte, ein Umstand, der zu den damaligen Zeiten, da sich die Könige des stolzen Wörtleins wir und unser noch nicht in anderer Bedeutung zu bedienen pflegten, viel sagen wollte.

So war Heraklius, und so waren seine Angelegenheiten ohngefähr beschaffen, und es ist vorjezt nichts mehr von ihm zu sagen übrig, als die Ursache, warum er sich zu einem Besuche bey den Tempelherren herabließ. Sie war nichts anders, als die Furcht, seine schlechte Lebensart mögte von ihnen bey ihrem Zuge nach Europa ausgebreitet werden, und sein guter Ruf und geistliches Ansehen mögte dadurch einen gewaltigen Stoß bekommen. — Er hörte nicht sobald von dem Vorhaben der geistlichen Ritter, so beschloß er, da er dasselbe nicht hindern konnte, sich zu ihrem Gesellschafter einzudrängen, und allem, was sie wider ihn vornehmen könnten, seine persönliche Gegenwart entgegen zu setzen. Keine geringe Nebenursache bey diesem Entschluß war auch das Vergnügen, das er sich von einer Reise in das schöne gesittete und aufgeklärte Europa versprach. Es gab eine feine Gemüthsergötzung und Erholung von seiner geistlichen Eingezogenheit. Er hatte Königin Sibyllen so lange geliebt, daß er

ihrer fast müde war; vielleicht fanden sich in Europa andere Sibyllen, bey welchen er die alte vergessen, und von denen er zu der alten, ihm denn wieder neugewordenen, mit verneuter Treue zurükkehren konnte.

Die Tempelherren, welche sowohl als die Hospitaliter unmittelbar unter dem Pabste standen, wußten zu gut, daß der Patriarch kein Ansehen über sie hatte, und haßten ihn zu sehr, als daß sie es ihm nicht auf alle Art hätten fühlen lassen sollen. Sie machten es ihm ohngefähr wie ehemals Graf Philippen; sie holten ihn nicht ein, ließen ihn einen ganzen Tag warten, ehe er beym Großmeister zur Audienz gelassen wurde, und schlugen es ihm sogar ab, als er den Morgen seiner Ankunft ihrem Oratorio die Ehre erzeigen, und eine Messe in demselben lesen wollte.

Heraklius merkte aus dieser Aufnahme bald, wie wenig er zu erwarten hatte, wenn er sich nicht ganz von seiner Größe entkleidete, keine von diesen Beleidigungen ahndete, nicht merken ließ, daß er einen andern Empfang fodern zu können geglaubt hätte, und sich den Rittern ganz in der sanften und demüthigen Gestalt zeigte, die er so wohl anzunehmen wußte, und die es war, welche ihm ehemals zu seiner gegenwärtigen Größe geholfen hatte.

Dieser Kunstgriff gelang. Die Tempelherren hatten sich mit allem ihrem verachtenden Stolz gegen seine Größe gerüstet, und erwarteten die Erscheinung des morgenländischen Pabsts. Er trat ein, aber nicht in Pontificalibus, sondern in geringer geistlicher Kleidung, wie sie kaum der Abt eines mäßigen Klosters tragen würde; den Weg nach dem Tempelhofe hatte er zu Fuße, ohne einen einzigen Begleiter gemacht, und zeigte sich nun, zwar nicht mit der demüthigen Miene eines Gnadesuchenden, aber mit dem offenen gefälligen Blicke, mit welchem ein Freund den andern besucht. Wie sein Ansehen, so war auch seine Rede, ohne Stolz und ohne Niederträchtigkeit, freye offene Darlegung seiner Meynung, doch mit Verhehlung seiner bewegenden Ursache, und Bitte, ihn in ihrer Gesellschaft mit nach Europa zu nehmen. — Da er eine Absicht mit ihnen zu haben vorgab, da er von wegen des Königs von Jerusalem Hülfe in Europa suchen wollte, da er bey Pabst Alexandern ziemlich gut stand, und da sein Rang und seine Macht in Palästina groß war, so konnte seine Mitreise den geistlichen Rittern aller Wahrscheinlichkeit nach eher nüzlich als schädlich seyn. Seine Beredsamkeit war hinreissend, sein Betragen einnehmend, sie waren auf diese Art seiner Erscheinung nicht vorbereitet, sie willigten in alles, was er bat, nicht foderte,

und

und begiengen sogar die Unvorsichtigkeit, die Zahl seiner Begleiter nicht zu bestimmen. Sein gegenwärtiger Aufzug war ja so demüthig, so gering, wem sollte es nur einfallen, daß man ein zu grosses Gefolge bey ihm zu befürchten hätte! —

Der Tag der Abreise ward angesezt. Der Patriarch in Person gieng in den Hafen und machte gute Freundschaft mit dem, den die Ritter zum Aufseher über die einzuschiffenden Sachen gesezt hatten. Man gieng zur bestimmten Zeit unter Seegel, und erstaunte nicht wenig, bey genauer Erwägung zu finden, daß die Hälfte der Mannschaft und der Ladung dem Patriarchen gehörte, und die beyden Großmeister mit ihren Rittern und Knappen und dem, was ihnen zugehörte, nur die andre Hälfte ausmachten. Heraklius hatte alles, was seinen Stolz und seine Liebe zur Pracht in Europa vergnügen konnte, so in der Stille aus Jerusalem kommen, und alles so zu gelegener Zeit einschiffen lassen, daß niemand, selbst der bestochene Aufseher nichts davon hatte merken können. Die Ritter wurden alsdenn erst inne, wie sehr der Patriarch ihre Erlaubniß gemißbraucht hatte, als sie fühlten, wie sehr die Menge der Leute mit denen das Schif erfüllt war, sie beschwerte, und zu besorgen anfiengen, daß es ihnen auf der Länge des Weges, für so viele Menschen an Nahrung gebrechen mögte.

Für

Für dieses leztere hatten sie indessen nicht Ursache sich bange seyn zu lassen. Der Patriarch und seine Diener wußten zu gut, was zu Erhaltung des Lebens diente, als daß sie nicht hierauf hatten Rücksicht nehmen sollen. Heraklius, der noch immer seine sanfte und gefällige Miene nicht abgelegt hatte, suchte die Ritter, als man ihm Vorstellung wegen seines zu zahlreichen Gefolgs that, mit der Versicherung zu begütigen, daß er für sich und die Seinigen überflüßigen Unterhalt besorgt habe; er rechnete ihnen die Anzahl seiner Begleiter her, er demonstrirte bey jedem den er nannte, daß er ihn nicht entbehren könnte, und schloß endlich mit der Entschuldigung, daß man ihm die Stärke seines Gefolges nicht vorgeschrieben hätte, daß er also unwissend gesündigt habe, und daß man dem ganzen Uebel abhelfen könne, wenn die Hälfte der Ritter sich gefallen ließ, zurück zu bleiben, oder wenigstens ihre Knappen zu entlassen, deren sie eher entrathen konnten als er seiner geistlichen Diener. Es fehlte wenig, daß die lezte Aeusserung sehr hoch aufgenommen worden wäre, indessen fühlten die Ritter, daß sie unvorsichtig gehandelt hatten, und der Patriarch ihnen gewachsen war; sie hielten es also fürs Beste, zu einer Sache zu schweigen, die nun nicht mehr zu ändern war, und es blieb bey einigen empfindlichen Worten, die Heraklius mit Liebe und heiliger Sanftmuth aufnahm.

Anstatt,

Anstatt, wie ihr Reisegefährte ihnen rieth, die Hälfte ihrer Leute zu entlassen, hätten sie lieber ihre Anzahl verdoppelt; aber dieses war zu spät, das Schif war zu klein, und sie befanden sich bereits auf dem hohen Meere. Das einige Mittel, das Gleichgewicht, das sie mit den ihrigen gegen ihn hatten, zu erhalten, bestand nunmehro in der Einigkeit; entzweyten sie sich, so war die Unterdrückung des einen oder beyder Theile gewiß. Zwar bezeugte sich Heraklius freundlich gegen sie, und ließ nicht das geringste Kennzeichen blicken, daß er Händel mit ihnen anfangen wollte, aber seine bekannten Tücke hießen sie auf ihrer Hut seyn, und sie fanden bald, daß sie Ursach zu dieser Behutsamkeit hatten.

Hospitaliter und Tempelherren lebten auf dem Schiffe in gröster Einigkeit mit einander, so lange sie unter sich waren, aber nicht so bald fand sich zu einer aus diesen beyden Orden gemischten Gesellschaft, die sich vielleicht in brüderlicher Vertraulichkeit unterredeten, einer von des Patriarchen Leuten ein, so wurden die alten Streitigkeiten auf die Bahn gebracht, beyderseitige Vorzüge untersucht, beyderseitige Mängel getadelt, oder davon gesprochen, welcher Theil von ihnen wohl in Europa den besten Fortgang in den Angelegenheiten der Christenheit haben würde. Dinge von dieser Art mußten zu kleinen Zänkereyen Anlaß

laß geben, und dieſe würden bald ins Große gegangen ſeyn, wenn die Großmeiſter nicht in Zeiten die Abſichten des hämiſchen Patriarchen eingeſehen hätten, deſſen Hand ſie in den ausgeſtreuten Uneinigkeiten nicht verkennen konnten. Er ſelbſt nahm es über ſich, die Häupter der beyden Orden mißtrauiſch gegen einander zu machen, und gieng darinnen nicht ganz mit der ihm eigenen Behutſamkeit zu Werke. Seine Anſchläge wurden merklich. Roger von Mulinis und Arnold von Torroggio entdeckten einander, was Heraklius mit einem jeden von ihnen insbeſondere geſprochen hatte, und ſahen die Fallſtricke, die er ihnen legte, zu deutlich vor Augen, daß ſie nicht gemeine Sache mit einander hätten machen, und ihm mit vereinter Macht entgegen arbeiten ſollen. Er will uns entzweyen, ſagten ſie, und dann ſeinen Vortheil aus unſerer Uneinigkeit ziehen; aber es ſoll ihm nicht gelingen. — Sie foderten beyderſeits alle ihre Leute, Ritter und Knappen vor ſich, offenbarten ihnen, was ſie entdeckt hatten, und gaben ihnen die ſtrengſten Befehle, alle Zwiſtigkeiten zu vermeiden. — Walter hatte dieſe Warnung nicht nöthig, aber ſein hitziger ſtörriſcher Freund Konrad deſto mehr. — Man verſprach der geſezten Ordnung nachzukommen, und nichts mehr auf die Anhetzungen der liſtigen Mönche zu achten. Selbſt Konrad bezwang ſich ſo weit, daß er dieſe Herren

reden

reden ließ was sie wollten, und beantwortete alle ihre ausgesonnene Spitzfündigkeiten so kalt oder so fein, daß sie endlich ihre Versuche aufgeben, und den übrigen Theil der Reise ruhig seyn mußten.

Die Reisenden legten ihren Weg glücklich zurück, und stiegen, ohne besonderes Ungemach von Wind und Meer ausgestanden zu haben, zu Brundisi aus Land.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Etwas weniges von Liebe, und etwas mehr von Gift, Mord und falschem Verdacht.

O Walter! wie war dir, als du den ersten Fuß auf das Land sezteſt, nach welchem deine Gedanken so oft wachend und im Traume geflogen waren? — Zwar zwischen Brundisi und England, wo du alle deine Lieben, nach denen dein Herz sich sehnte, vermutheteſt, lag noch manche Meile Land und Meer, aber wer weis nicht, daß dem, der lange durch die größten Entfernungen von seinen Freunden geschieden war, schon der Gedanke Trost und halbe Wiedervereinigung ist, sich mit ihnen in einem Welttheile zu befinden! — So sehr unser Walter auch in allen seinen Handlungen von heis-

sem

sem Eifer für das Beste der Christenheit getrieben ward, so können wir doch nicht leugnen, daß seine Freude über seine Reise und nunmehrige Ankunft in Europa nicht allein von diesem Heldentriebe, sondern vielleicht eben so sehr von der Erwartung herrührte, endlich einmal seine Wohlthäterin Hunberga und seine Jugendfreunde Blondel und Matilde wieder zu sehen. Ihr Andenken war mitten in den tausendfältigen neuen Beschäftigungen, die er in Palästina fand, nie in seinem Herzen erloschen, aber er hatte nicht immer mit gleicher Ruhe an diese drey lieben Personen denken können, ja des Andenkens zweyer derselben hatte er sich oft mit dem höchsten Grad von Unruhe und Unwillen über sich selbst entschlagen müssen. An seinen geliebten Blondel dachte er immer mit gleicher Freude und Sehnsucht; aber wenn Hunberga ihm vor Augen schwebte, und er sich vorstellte, was sie alles um seinetwillen gelitten hatte, und wie er demohngeachtet noch so gar nichts hatte thun können, um ihr das verlohrne Glück wieder zu verschaffen, so war es, als müßte er sich von ihrem Bilde hinwegwenden, als schämte er sich vor sich selbst, daß er so schwach, so unvermögend war. Was halfen ihm seine Heldenthaten? Hatte er Graf Philippen, Hunbergens Feind, demüthigen oder strafen können? — Brachte er seiner Pflegemutter etwas mehr mit, als

die Muthmaßung, daß sie nicht durch den Willen ihres Gemahls, sondern durch die Bosheit ihres Stiefsohns aus Montçon vertrieben wäre? Wo waren die Beweise dieser Unthat, wo die Wiedereinsetzung in ihre Rechte? Hatte er ihren Feind auch nur nöthigen können, die Papiere heraus zu geben, von welchen er aus Odos Worten glauben mußte, daß sie für das Schicksal der Gräfin von Flandern von Wichtigkeit seyn mußten?

Die zweyte Person, deren Andenken sich unser Tempelherr nie ganz ohne Unruhe überlassen konnte, war Matilde. — Wenn er sich sie in der ersten Schönheit des angehenden jungfräulichen Alters dachte, wie er sie zulezt sah, wenn er sich vorstellte, was sie nach ihren Anlagen, in einer Zeit von länger als zehen Jahren geworden seyn mußte, so entstand eine Bewegung in seiner Seele, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, die er aber nach seinem zarten Gewissen, bey einem geistlichen Ritter, der für nichts Gefühl haben sollte, als für Religion und Heldenmuth, für unrechtmäßig erkannte: und weil er nicht im Stande war, Empfindungen von dieser Art zu unterdrücken, so trieb er lieber Matildens Andenken so viel als möglich aus seiner Seele, und zürnte selbst mit seinen Träumen, die ihm das Bild dieses reizenden Mädchens nur gar zu oft mahlten. — Ungeachtet alles dieses innerlichen Kampfs,

sehnte

sehnte er sich doch mit allen Kräften seiner Seele nach ihr, und brachte oft ganze Stunden in der Einsamkeit zu, sich vor sich selbst zu rechtfertigen, und sich zu demonstriren, daß seine Neigung für Matilden bloß brüderliche Freundschaft wäre, und daß ein Tempelherr gar wohl Freundschaft für ein schönes Mädchen haben dürfe. — Oft gelang es ihm, sich auf diese Art zu beruhigen, und nie besser, als wenn Geschäfte von Wichtigkeit von aussen dazu kamen, und ihn von allzuscharfem Nachdenken über sich selbst abhielten.

Dieses war auch jezt der Fall. Sie hatten nun Italien betreten, und es war nöthig, ernstlich darauf zu denken, wie die Angelegenheiten der Christenheit mit gutem Erfolg könnten getrieben werden. Auf Waltern, als den Vornehmsten unter den Begleitern des Großmeisters, kam viel bey diesen Berathschlagungen an; er hatte von den Gutgesinnten unter den Tempelherren, welche Arnolden nicht ganz trauten, den Auftrag, die Geschäfte der Christenheit selbst zu treiben, und sich nicht bey den Einrichtungen des Großmeisters, wenn sie nicht gut und zweckmäßig wären, zu beruhigen. Dieses war ein schwerer Auftrag, aber Waltern lag die Sache der Religion zu sehr am Herzen, als daß er bey der Sorge für dieselbe schläfrig hätte sollen zu Werke gehen.

Der Patriarch, welcher die Zeit nicht erwarten

konnte, sich von seinen lästigen Reisegefährten, den beyden Großmeistern und ihren Rittern zu trennen, und welcher aus Furcht, daß sie irgend etwas zu seinem Nachtheil vorbringen mögten, es lieber dahin gebracht hätte, daß sie gar nicht vor den Pabst gekommen wären, that in der ersten Berathschlagung den Vorschlag, daß man sich, um das Beste der Christenheit mit desto ausgebreiteterem Nutzen zu treiben, theilen müsse. Er für seinen Theil erbot sich, es bey dem Pabste durchzusetzen, daß er in allen christlichen Landen das Kreuz predigen lasse, und rieth, die beyden Großmeister mögten einer nach England und der andere nach Frankreich gehen, um die Gemüther der Könige und des Volks, zum vorhabenden Kreuzzuge und zum Mitleiden gegen ihre bedrängten Brüder in Palästina vorzubereiten.

Die Absichten des Patriarchen bey diesem Vorschlage mogten seyn welche sie wollten, so war doch der Vorschlag selbst gut, und Roger von Mulinis, welcher blos um seiner heiligen Geschäfte willen nach Europa gekommen war, und alle Nebenabsichten verachtete, stimmte sogleich in Heraklius Meinung ein. Aber Arnold von Torroggio, welcher fürchtete, Heraklius möchte ihm beym Pabste Schaden thun, und der den Gedanken, den Patriarchen selbst zu stürzen, nicht aufgeben konnte, blieb dabey, daß er, ehe er sich zu einer

beson-

besondern Reise in die vorgeschlagenen Länder entschlösse, schlechterdings den Pabst sprechen, und ihm die Noth der Christenheit selbst vortragen müsse. Walter und seine Gefährten pflichteten ihm nicht bey, aber da Arnolds Bewegungsgründe, die, wie er seine Ritter insgeheim versicherte, nichts als Furcht und Besorgniß wegen der Tücke des Patriarchen waren, untadelhaft schienen, so behielt der Wille des Großmeisters die Oberhand, und Heraklius mußte sich gefallen lassen, die Tempelherren zu Reisegefährten auf der Reise nach Verona zu bekommen, wo der Pabst damals eine große Kirchenversammlung hielt.

Roger von Mulinis trennte sich gleich zu Brundisi von seinen Gefährten. Vom Patriarchen und den Seinigen nahm er sehr kalten Abschied, aber das Lebewohl, das er den Tempelherren sagte, war etwas herzlicher: Lebt wohl Ritter! sagte er zu Arnold von Toroggio, indem er ihm treuherzig die Hand drückte, gebe Gott, daß wir uns glücklich in England oder Frankreich wiedersehen; aber wenn dieses geschehen soll, so müßt ihr euch nicht zu lange da aufhalten, wo der heimtückische Patriarch seinen Siz aufschlägt. Ich ahnde nichts gutes für euch. — Und euch ihr Ritter, fuhr er fort, indem er sich zu den Tempelherren wandte, vornehmlich euch, Ritter von Montbarry, euch ermahne ich, sorgt für euren Großmeister, und

trauet dem Patriarchen nicht zu viel. — Walter, welcher mit dem Großmeister der Hospitaliter einerley Meynung hatte, nahm sich diese Worte sehr zu Herzen, und ermangelte nicht, Arnolden in der Folge oft für dem genauen Umgange mit einem Manne zu warnen, den er haßte, und von dem er wiederum so herzlich gehasset ward; aber der Großmeister war zu gewohnt, alles, was Walter sagte, zu misbilligen, und in jedem seiner Worte, eine Spur von Obermacht, die er sich über ihn anmaßte, oder irgend etwas anders zu finden, das seinen Stolz beleidigte, als daß er ihm hätte Gehör geben sollen. Er fragte, was er glaubte, das ihm Heraklius schaden könne? Und als Walter, dessen Furcht auf bloßen Muthmaßungen bestand, ihm keine bestimmte Antwort gab, so lachte er, und fand sich noch diesen Abend, Walters Warnungen zum Trutze, bey einem Gastmahle des Patriarchen ein, weil man, wie er sich ausdrückte, es mit diesem Manne nicht verderben, sondern äusserlich Freundschaft mit ihm halten müsse, um ihm heimlich desto sicherer zu schaden. Walter hatte einen Abscheu vor solchen Grundsätzen, und würde sich nie mit Heraklius eingelassen haben, oder zu einem von seinen Festen, die er häufig gab, gegangen seyn, wenn nicht Arnolds Sicherheit, für die ihn die Pflicht zu sorgen verband, ihn und die andern genöthigt hätte, ihn dahin zu

beglei-

begleiten. Heraklius hatte nun seine geistliche Demuth, die er bisher so meisterlich behauptete, gänzlich abgelegt. Er hatte nicht sobald italiänischen Boden betreten, als er in der vollen Pracht eines weltlichen Fürsten erschien, und lange vor seiner Ankunft in Verona, von sich daselbst reden machte. Die Tempelherren machten eine so schlechte Figur neben ihm, daß sie von ihm abzuhängen, nur von seinem Gefolge zu seyn schienen. — Welches Wunder, daß der stolze Arnold dieses nicht bemerkte, ihn nach wie vor überall begleitete und bey allen seinen Festen war!

Der Pöbel fieng an, die Ritter für eine Art von Leibgarde zu halten, die der morgenländische Pabst zum Staat oder zur Sicherheit um sich hätte. Walter und seine Gefährten merkten dieses wohl, und schämten sich deß; aber Arnold, vielleicht blos um ihrer Meynung entgegen zu handeln, blieb bey seiner angenommenen Lebensart, und begnügte sich, ins Geheim auf den Untergang des Patriarchen zu denken, dem er öffentliche freundliche Mienen machte. Je mehr sie sich Verona näherten, je näher hofte der Großmeister zu seinem Zwecke zu kommen. Seine Absicht war, seinen stolzen Reisegefährten bey der ersten Audienz beym Pabste, oder lieber auf öffentlicher Kirchenversammlung zu beschämen, und sich dadurch für den Uebermuth zu rächen, den er

jezt von ihm erdulden mußte; aber sein Anschlag ward auf das schrecklichste vernichtet. —

Sie langten des Tages vor dem Osterfeste zu Verona an. Ihre Ankunft ward dem Pabste gemeldet und dieser ließ sie des andern Morgens zum öffentlichen Kirchgange, und dann zu Ablegung ihres Anbringens einladen. Heraklius lud diesen Abend noch den Großmeister und seine Ritter zu sich, um, wie er sagte, das Nöthige wegen der morgenden Audienz mit ihm abzureden. — Arnold wollte es, und man fand sich ungeachtet aller Gegenvorstellungen, die Walter machte, ein. —

Ich weis nicht wie es war, ob Walter eine Ahndung hatte, oder ob er, wie einige versichern wollen, diesen Abend vor besonderer Nachstellung gewarnt war; genug er beredete sich mit den Rittern, heute besonders auf der Hut zu seyn, und in alles, selbst in Speisen und Getränke, ein Mißtrauen zu setzen. Sie baten insgesamt den Großmeister desgleichen zu thun, und unter dem Vorwande, daß der Osterabend bey ihrem Orden ein Fasttag sey, nichts von dem zu sich zu nehmen, was man ihnen vorsetzen würde. — Arnold versprach es mit genauer Noth, ob er es aber so streng gehalten haben mag wie seine Ritter, welche auch sogar nichts von dem abgekochten Wasser kosteten, das man ihnen zu Ehren ihres Fasttags vorsezte,

das

Das weis ich nicht. Soviel ist gewiß, daß der unglückliche Arnold von Toroggio des Morgens, als ihn die Tempelherren zur Messe abholen wollten, todt im Bette gefunden ward. Seine Waffenträger schliefen in seinem Gemach, und die Ritter rund um ihn her, daß also alle Gewaltthat unmöglich war. An dem Leichnam konnte man keine Merkmahle sehen, die sich nicht eben sowohl auf Schlag als auf Vergiftung hätten deuten lassen, und die entseelten Körper zu öfnen, war damals noch nicht so gebräuchlich wie jezt. Den Patriarchen, auf welchen sie alle muthmaßten, etwas zu beschuldigen, war unmöglich; wo waren die Beweisen? Und diente nicht das selbst zu seinem Vortheil, daß die Tempelherren sich des vorigen Abends unter dem Vorwande eines Fasttages geweigert hatten, etwas bey ihm zu sich zu nehmen? Wer hatte es gesehen, ob Arnold dieser Weigerung ungeachtet doch etwas gegessen oder getrunken habe?

Man wandte alle Mittel an, den Großmeister zu sich selbst zu bringen; man überlegte, als dieses umsonst war, die ebenangezeigten Dinge hin und her, und der Schluß fiel endlich dahin aus, daß man sowohl aus Mangel an Beweisen, als auch um alle Weitläuftigkeit zu verhüten, und der abendländischen Christenheit nicht gleich anfangs durch Zwistigkeiten und so schreckliche Be-

schuldigungen, als Vergiftung gewesen seyn würde, ein Aergerniß zu geben, seine wahren Gedanken verschweigen, und diese Sache der Rache des Himmels befehlen wolle.

Was indessen der Tod des Großmeisters für Unruhe und Aufsehen erregte, was für boshafte Winke Heraklius wegen der Ursach desselben gab, wie unsere Ritter genöthigt waren, sich durch einen Eid von allem Verdacht, der auf sie viel, zu reinigen, dieses weitläuftig zu erzählen, werden mir meine Leser erlassen. Es ist ein mühseliges Geschäft, den Kampf der Unschuld mit falschem Verdachte zu schildern; es ist fürchterlich, sich die Möglichkeit lebhaft zu denken, daß oft die Wahrscheinlichkeit so ganz wider den Schuldlosen seyn kann, daß er mit Mühe im Stande ist, seine Sache vor dem gerechtesten irdischen Richter glücklich auszuführen, daß er hier oft unterliegt, und seine Rechtfertigung nur vom großen Weltrichter erwarten darf. Dieses lezte war indessen nicht der Ausgang von der Sache der Tempelherren; der Pabst untersuchte alles mit der äussersten Strenge, und fand unsere Ritter so unschuldig, daß er ihnen mit Widerwillen, und nur auf ihre eigene dringende Bitte, den Eid zuließ, es selbst über sich nahm, Arnolds Tod auf die beste Art nach Palästina berichten zu lassen, und Waltern zum Stellvertreter des Großmeisters in Europa ernann-

ernannte, bis der Orden andere Verfügung deswegen getroffen haben würde. Was den Patriarchen anbelangt, so wurde er nach einer geheimen Unterredung, die Walter und Konrad von Stauffen, nachdem sie schon völlig losgesprochen waren, mit ihm hielten, so sanft und gefällig, daß er es gar nicht mehr Wort haben wollte, daß er der erste war, der Anlaß zu dem schrecklichen Verdachte gab, dessen sich die Ritter so völlig und zur Zufriedenheit einer ganzen Kirchenversammlung entbrochen hatten, und daß er bis auf den lezten Augenblick durch tausend Kabalen ihre Lossprechung zu hindern gesucht hatte. — Was es für Worte gewesen seyn mögen, die der heldenmüthige Walter und der wilde Konrad dem ehrwürdigen Herrn ans Herz legten, um seine hämische Bosheit zur Ruhe zu bringen, hat man nie erfahren können; vermuthlich war es Furcht, seine Unthaten aufgedeckt zu sehen, die ihn so vollkommen mit denen aussöhnte, an deren Untergang er bisher gearbeitet hatte; genug er war ganz auf der Seite der Tempelherren, nannte sie seine lieben Söhne, und gab ihnen, als sie ihre Geschäfte beym Pabste geendiget hatten und Verona verließen, seine Absolution und seinen väterlichen Seegen, ohne daß sie eins von beyden erbeten hätten.

Vierzigstes Kapitel.

Welches beweißt, daß Walter sich besser ins Kloster, als an den Hof schickte.

Wer je empfunden hat, was ein edles grosses Herz bey falschem Verdacht leidet, und sollte es auch denselben bis auf den Grund haben zernichten können, der stelle sich vor, wie Waltern bey den Beschuldigungen, die er und seine Gefährten zu Verona erdulden mußten, so völlig sie auch gehoben waren, zu Muthe gewesen sey. Sein Leben hätte er hingegeben, wenn er es hätte, ungeschehen machen können, daß man es gewagt hatte seinem Charakter einen solchen Flecken anhängen zu wollen, und der bloße Gedanke an diese Geschichte, war lange nachher noch im Stande, ihn ganz ausser sich zu setzen.

Seine Ritter beschleunigten die Reise nach Frankreich, welche Walter sich vorgenommen hatte, da die Hospitaliter nach England gegangen waren, und hofften an König Philipps fröhlichem Hofe, Zerstreuung für ihres Anführers gekränktes Herz zu finden. Aber wie sehr hatten sie sich geirrt! Konnten die Vergnügungen, wie sie damals in Frankreich Mode waren, Erhohlung für eine

Seele,

Seele, wie die Seele unsers Helden seyn? — Walter fand zu wenig Geschmack an allem, was er zu Rouen sahe und hörte, als daß er sich nur einen Augenblick dabey hätte aufhalten sollen, er trieb sein Hauptgeschäft mit Eifer, hatte aber weniger Fortgang darinne, als er erwartet hatte. — König Philipp, ein würdiger Namensbruder des hochgepreißten Philipps von Flandern, hatte mehr zu thun, als an das Beste der Christenheit zu gedenken. Die Angelegenheiten des Königs von England, und seiner Söhne, die er in steter Unordnung erhalten mußte, beschäftigten jezt seine ganze Seele. Zween dieser unglücklichen Prinzen, die er zu Werkzeugen brauchte, den König von England zu kränken und zu beunruhigen, waren bereits dahin, der eine durch Krankheit, der andere im Turnier, und er gieng jezt eben mit Anschlägen um, auch den dritten, den edeln treflichen Richard, auf den Weg seiner Brüder zu leiten, und wider seinen Vater aufzubringen. Alles was nicht in diese Hauptangelegenheit seines bösen Herzens einschlug, fand wenig Eingang bey ihm, und man kann also denken, ob Walter mit seinen Vorschlägen zum Kreuzzuge viel Gehör bey ihm fand.

Die Prinzeßin Alice, des Königs Schwester, eine Dame, welche die Welt bis aufs äusserste liebte, und ihre Vergnügungen bis auf die Hefen

genoß,

genoß, hörte nicht sobald von der Ankunft der Tempelherren, oder vielmehr, sie sahe sie nicht sobald in aller ihrer Heldenschönheit, als sie einen gewaltigen Trieb zur Andacht in sich spürte. sich zu einer mächtigen Beförderin der Angelegenheiten der Christenheit aufwarf, und mit Waltern und seinen Rittern sehr gern über dieselben konferiren mogte. Aber unsere Ritter mußten ihren Einfluß in die Entschliessungen des Königs nicht für kräftig halten, oder sie mußten sich schämen, mit Weibern über männliche Angelegenheiten zu Rathe zu gehen, oder was ihnen sonst bey Alicen nicht anstand, genug sie gaben sich weder mit ihr noch ihren Damen ab, wurden von ihnen für Barbaren, für rohe ungesittete Menschen, für wilde Thiere gescholten, und wandten sich, da sie sahen, daß zu Rouen sogar nichts auszurichten war, zum Bischof Wilhelm von Tyre, durch dessen Vermittelung es ihnen endlich glückte, den König von Frankreich zu einem guten Entschlusse für die bedrängte Kirche in Orient zu bringen.

Bischof Wilhelm kannte seinen König und die Triebfedern, wodurch er in Bewegung zu setzen war; er wußte wo Eigennutz und hämische Bosheit nichts zu thun hatten, da wirkte noch am ersten der Ehrgeiz. Wilhelm redete mit dem Könige, und er hatte ihm kaum einigemal mit Nachdruck vorgestellt, daß Kaiser Friedrich Völker nach

dem

dem heiligen Lande schickte, daß sogar ein Feind, der König von England, dergleichen zu thun gesonnen sey, so fiel es ihm aufs Herz, daß er, der eben so viel, wohl noch mehr sey, als der Kaiser und der König von England, diesen beyden nicht nachstehen dürfe, und er bewilligte den Tempelherren in dem Eifer, der ihn bey diesen Gedanken ergrif, eine Volkshülfe, welche die Sarazenen allein aufgerieben haben müßte, wenn sie vollkommen so geleistet worden wäre als sie versprochen ward. Bischof Wilhelm, welcher schon wußte, was hier etwa abzurechnen wäre, verbürgte sich bey Waltern für die Hälfte des Versprochenen, und dieser, zufrieden mit dem, was er ausgerichtet hatte, schickte sich nebst seinen Rittern zur Abreise.

Wohin diese Reise gehen sollte, werden meine Leser beynahe errathen. Nach England, wohin sein ganzes Herz sich neigte, nach dem glücklichen Lande, welches ihm die Freude des Wiedersehens kennen lehren, ihm seinen Blondel, seine Matilde und die Gräfin von Flandern in die Arme liefern sollte; nach dem Lande, das er als das Land seiner Geburt kannte, wo er Vater und Brüder hatte, die er kennen lernen mußte, wo das Grab seiner Mutter war. Seiner Mutter! — Seine ganze Seele bewegte sich, wenn er an sie dachte, und zu den zärtlichen Empfindungen, die ihm der

Name

Name Rosemunde Klifford erregte, gesellten sich schreckliche Gedanken der Rache, blutiger Rache an ihren Mördern.

Dieses waren die Bande die sein Herz nach England zogen, ein Land, das er auch ausserdem mit seinen Rittern hätte besuchen müssen, um das, was die Hospitaliter daselbst ausgerichtet hatten, sich denn mit ihnen zu vereinigen, und in ihrer Gesellschaft nach Palästina zurück zu kehren.

Walter war schon im Begrif diese so lang gewünschte Reise anzutreten, als ihm der Bischof von Tyre zu verstehen geben ließ, es würde gut seyn, wenn er sich noch einige Zeit in Frankreich aufhielt, um König Philippen sein gethanes Versprechen in frischem Andenken zu erhalten; wenigstens mögte er sich nicht eher entfernen, bis man sehe, daß der König Anstalt zur Werbung der versprochenen Völker machte. Walter mußte sich diesen Aufschub gefallen lassen; aber der französische Hof mit seinen Lustbarkeiten, und Prinzeßin Alice, die regierende Schönheit, und König Philipps Majestät mit allem was ihn umgab, war ihm so widerlich, daß er sich entschloß, die Zeit der Erwartung, die er noch aushalten mußte, in ganz kurze Erinnerungsbesuche beym Könige, und in kleine Reisen einzutheilen, die er sich während seines Aufenthalts in Europa zu thun vorgenommen hatte. Es war seine Schuldigkeit,

die

die Tempelherren zu Barzellona zu besuchen, welche daselbst auf einem Schlosse ihren Sitz hatten, das Graf Raimund Berengar ihnen geschenkt hatte, und an welche er verschiedne Aufträge von dem Orden hatte. Gern hätte er den Hof König Alphonsus von Arragonien, den Hauptsitz der Troubadurs und eben so gern den Hof zu Marseille besucht, wo er in seinen ersten Jünglingsjahren so freundschaftliche Aufnahme fand, und den er, wie wir wissen, fast ohne genommenen Abschied verließ. Aber vor allen andern lagen ihm seine geliebten Mönche auf den stöchadischen Inseln am Herzen; er hatte, als er sich von ihnen trennte, versprochen, sie zu besuchen, und er freute sich, daß er sich nun den guten Vätern in gegenwärtigem so ruhmvollen Stande zeigen konnte. Er besorgte keine Vorwürfe von dem frommen Abte, daß er das Klosterleben aufgegeben hatte, denn der Stand eines Helden, der für das beste der Christenheit sein Leben aufopferte, mußte selbst diesem heiligen Greise, so sehr er auch für seine Lebensart eingenommen war, vorzüglich scheinen.

Walter fand so viel Vergnügen in der Vorstellung die Gegenden wieder zu sehen, wo er so manche traurige und frohe Stunde verlebt, wo er den ersten festen Gedanken gefaßt hatte, das zu werden, was er jetzo war, daß er sich entschloß, unter allen Orten die er sehen wollte, die stöchadischen Inseln zuerst zu besuchen.

Ein einziger Umstand hielt ihn noch kurze Zeit zu Rouen auf, es war das Gerücht von der Ankunft des englischen Prinzen Richard. Walter hatte so viel von ihm gehört, daß er begierig ward, ihn zu kennen: aber der lange Aufschub seiner Erscheinung, und ein gewisses Vorurtheil, das wider ihn in seinem Herzen Plaz nahm, wenn er bedachte, was dieser Prinz durch König Philipps Verführung werden könnte, oder vielleicht schon geworden wäre, schwächte sein Verlangen nach seiner Bekanntschaft, und er trat nebst seinen Rittern die vorgesezte Reise ohne weitere Verzögerung an.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Auch der Hof zu Marseille wird dem Kloster zu Liebe verlassen.

Meine Leser haben Waltern schon mehr auf Reisen begleitet, und sie wissen, daß es meine Art ist, ihn sehr geschwind an Ort und Stelle zu bringen; ich werde mich auch diesesmal derselben bedienen, denn die Abentheuer die ihm unterwegens begegneten, die Beschreibungen der Wege die er nahm, und die Bemerkungen die er machte, sind theils unerheblich, theils würden sie mir den Platz zu Begebenheiten hinwegnehmen, die sich unter meiner Feder häufen, und die ich erzäh-

erzählen muß, wenn ich der Welt die Schicksale meines Helden nicht unvollständig liefern will. Vielleicht entschliesse ich mich, das, was Walthern auf seinen bisherigen und folgenden Reisen begegnete, einmal unter dem Titel: Reisen und Bemerkungen eines Tempelherrn, oder Beyträge zur Geschichte des zwölften Jahrhunderts, heraus zu geben; ein Name, welcher wenigstens in vorigen Zeiten, da jedermann reiste, jedermann Bemerkungen machte, schon im Stande gewesen seyn würde mein Buch zu heben.

Walter langte in der Gegend von Marseille an, und obgleich seine Absicht war, den Hof des Vikomte von Barral diesesmal vorüber zu gehen, so war es doch unmöglich, daß ein Mann wie er jetzt war, mit einem Gefolge wie das Seinige, unbemerkt durchkommen konnte.

Die schöne Grasende, zwar jetzt um zehen Jahre weniger schön als da sie unser Held zum erstenmale sahe, war noch immer eine so große Liebhaberin des Schönen und Vortreflichen wie damals, und suchte Personen, die von diesen Eigenschaften etwas an sich hatten, noch eben so gern an ihren Hof zu ziehen. Man hörte zu Marseille, wo man alles in dem Augenblicke hörte da es geschahe, nicht sobald von der Ankunft der Tempelherren, von denen bisher in ganz Frankreich so viel gesprochen worden war, als der Vikomte von Barral sich mit seiner ganzen Hofstatt aufmachte, sie einzuholen.

Walter durfte der verbindlichen Einladung nicht widerstehen, und sahe sich also genöthiget, die sidchadischen Inseln auf eine kurze Zeit aus den Gedanken zu lassen. — Drey glückliche Tage lebte er an dem Orte, wo er den ersten Grund zu ritterlichen Uebungen legte, wo er die ersten Proben von dem gab, was er einmal werden würde. Hätte ihn sein Name auch nicht verrathen, so wäre es ihm doch unmöglich gewesen, sich dem würdigen Vikomte und seiner schönen Gemahlin zu verbergen, denen er so viel zu danken hatte; aber es war hier keine Entdeckung nöthig. — Die schöne Grasende hörte nicht so bald beym Empfange, den Namen **Walter von Montbarry** nennen, als sie ihn fester ins Auge faßte, und mit einem Tone, aus dem Verwunderung und Freude sprach, ausrufte: Walter von Montbarry? der schöne Jüngling, der uns im Pilgerkleide verließ, ohne denen, die ihn so sehr liebten, das lezte Lebewohl zu sagen.

Walter wurde von diesem sanften Vorwurfe gerührt, er faßte die Hand der schönen Grasende, setzte ein Knie auf die Erde, und sprach mit einem Blicke, in dem die Thräne der Dankbarkeit blinkte: O ihr! die ihr mir ehemals Mutter waret, verzeihet dem, der sich mit Gewalt von einem Orte loßreißen mußte, wo er in Gefahr war, sich durch die sanftesten Bande von seiner Pflicht zurück halten zu lassen.

Die Vikomtesse schien froh zu seyn, daß ihr der Muttername, den ihr Walter beylegte, und der sonst

nicht

nicht allen schönen Damen gefällig ist, das Recht gab, die Freude, die sie über ihren Gast hatte, völlig ausbrechen zu lassen. Sie schloß ihn in ihre Arme, nannte ihn ihren Sohn, und bat ihn, seinen ehemaligen Fehler nun durch einen desto längern Aufenthalt zu Marseille wieder gut zu machen.

Meine Leserinnen schütteln den Kopf über Grafendens Liebkosungen, damit sie den Tempelherrn beehrte, und ziehen vielleicht in Gedanken eine Paralelle zwischen ihr und der französischen Prinzeßin Alice; aber sie thun der guten Vikomtesse unrecht, wenn sie hier etwas von der Art vermuthen wie es zu Rouen Mode war. Es ist wahr, man liebte zu Marseille die Galanterie, man wußte Schönheit und Vortreflichkeit zu schätzen, aber die Neigung, womit man diese Eigenschaften beehrte, war von einer edleren Art, als die, welche man an König Philipps Hofe kannte. Rouen war der Sitz der Ausgelassenheit, und Marseille hingegen der Ort, wo das, was man Chevallerie nannte, in der höchsten Vollkommenheit herrschte; Tugend und Minne in gleich hohem Grade. Schönheit ward daselbst bis zur Vergötterung geschätzt, und Tapferkeit und Dichtkunst stritten um den Vorzug, welche ihr die größten Opfer bringen konnte.

Auch männliche Schönheit und Tugend blieb nicht unbemerkt, und die Damen, vornehmlich die, welche schon die ersten Jugendjahre zurückgelegt hatten ohne ihre Reize zu verlieren, scheuten sich nicht, sich für

Bewunderinnen derselben zu bekennen; aber sie äusserten ihre Neigung zu denen, die sie schätzten, auf die edelste Art. Freundschaft, Unterricht in den Gesetzen der Chevallerie, und mütterliche Vorsorge war es, was ihren Günstlingen von ihnen zu Theil ward, und diese Gunstbezeugungen wurden ihnen von den Rittern mit mehr als kindlicher Zärtlichkeit, und mit dem ausgesuchtesten Bestreben ihnen Freude zu machen und Ehre zu erzeigen, vergolten. Kein Gemahl ward über Verbindungen von dieser Gattung eifersüchtig, denn alles blieb so in den engsten Schranken der Tugend und des Wohlstandes, daß nur die Lästersucht, welche in der Ferne von dem Tone der zu Marseille herrschte, sprechen hörte, ohne selbst Zeuge zu seyn, wie alles zugieng, etwas darauf zu sagen haben konnte.

Dieses Bestreben zu gefallen, diese gegenseitigen Zuneigungen und Bündnisse, welche hier durchgängig herrschten, und deren sich niemand schämte, machten Marseille zu einem so reizenden Aufenthalte, daß mich meine Leser wohl nicht strafen werden, daß ich vorhin sagte, Walter habe hier glückliche Tage verlebt. Sie verstrichen nur gar zu bald, und reichten kaum zu, daß unser Ritter der schönen Grasende und seinen andern Freunden und Freundinnen so viel von seiner Geschichte erzählen konnte, als ihnen zu wissen nöthig war. Er drang auf seine Abreise, und machte durch seine Eilfertigkeit, daß er erst auf den stöchadischen Inseln eine Nachricht erhielt, die ihm von der äusser-

sten

ften Wichtigkeit war, und die er zu Marseille eben so gut hätte erfahren können, wenn er seinen Freunden Zeit gelassen hätte, ihm alles zu sagen, was sie für ihn auf dem Herzen hatten.

Der Vikomte von Barral, wollte Waltern auf die Insel des Klosters begleiten, aber er verbat es, weil sein vornehmstes Vergnügen darauf beruhte, diesen Ort ohne Zwang, und ganz in der Einsamkeit wieder zu sehen, in der er ihn ehemals gekannt hatte, ganz den Umgang der ehrwürdigen Mönche, und der redlichen Landleute so zu geniessen, wie er ihn vormals genoß. Um diesen Endzweck völlig zu erreichen, hätte er lieber auch seine Ritter von sich entfernt, wenn er nicht endlich ihren Bitten hätte nachgeben müssen.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Walter besucht einen Ort, den er nie so schön und ruhig wieder sehen wird.

Wollte ich meine Leser mit den Gefühlen unterhalten, die Walters Herz bey seiner Ueberfahrt nach dem Kloster einnahmen, so hätte ich Gelegenheit manche Seite mit Dingen zu erfüllen, die vielleicht nicht allen verdrüßlich zu lesen seyn würden; aber ich übergehe sie mit Stillschweigen. — Derjenige, welcher sich die Lage, in der unser Ritter diese Insel zum erstenmal be-

trät, lebhaft denken, und dasjenige, was ihm seit dieser Zeit begegnet war, und wahrscheinlich noch bevorstand, dazu rechnen kann, der wird seine Empfindungen am glüklichsten errathen. — — —

Es war eine feyerliche, stille, gedankenvolle Stunde, die er auf dieser kurzen Reise zubrachte. — Um ihn her saßen seine Ritter, und weideten sich an den Schönheiten, mit welchen die Natur hier so verschwenderisch geschmükt ist. Die gränzenlose Aussicht ins Meer, die Pracht des Morgenhimmels, der sie umwölbte, und die lachenden Gegenden der zauberischen Inseln die sich ihnen immer mehr nahten, waren Gegenstände, die auch den, der schon mehr Schönes gesehen hatte, entzücken konnten. Walter saß unter ihnen, bald mit tief ins Meer gesenkten, bald dankbar zum Himmel erhobenen Bliken, bald mit einem stillen Lächeln, bald mit einer verhaltenen Thräne im Auge und kein Laut als das Rauschen des Schifs unterbrach die Stille. Sie stießen ans Land. Der Flor, in dem die ganze Gegend vor ihnen lag, und die blühenden Gesichter der arbeitenden Landleute, zeigten Waltern, wie vollkommen das Elend, daran er vormals auf dieser Insel mit Theil nahm, verschmerzt war. Er gab sich vielen von denen zu erkennen, die ihm begegneten, und keiner war, der sich nicht mit Entzücken seines ehemaligen jungen Wohlthäters erinnert hätte. Sie erhuben ein allgemeines Freudengeschrey. Mancher, den er hier als Knabe von seinem Alter gekannt hatte,

trug ihm seine Kinder entgegen, und mancher, der schon vor zehn Jahren ein Greis war, schlich am Stabe herbey, und freute sich, lang genug gelebt zu haben, um des geliebten Waltets Wiederkunft zu sehen. Die Tracht, welche Walter und seine Gefährten trugen, und welche in der That etwas Großes und majestätisches hatte, machte zwar anfangs die guten Leute schüchtern, aber die freundliche Herablassung der Ritter, und der trauliche Ton, in welchem sie mit ihnen sprachen, verbannte bald alle Zurükhaltung. Einige unterhielten sich mit Walters Begleitern, und die meisten drängten sich um ihn selbst, und befleißigten sich, ihm tausend Dinge von ihren Privatschikfalen, und dem Zustande der Insel zu sagen, wovon sie wunder dachten, wie wichtig sie ihm seyn müßten. Er hörte alles mit leutseliger Theilnehmung an, und bewieß durch mancherley Fragen, daß ihm die höhere Spähre, in der er jezt lebte, nicht das Andenken an vergangene Dinge benommen hatte.

In Gesprächen von dieser Art waren sie schneller bey dem Kloster angelangt, als sie gedacht hatten. Walter klopfte an die bekannte Pforte, und sie wurde auf die gewöhnliche Art eröfnet. — Er fragte nach dem Abte, und der Mönch welcher ihn und die Seinigen einließ, zuckte die Achseln. Ihr müßt verzeihen, Herr! sagte er mit einer Demuth, die durch das herrliche Ansehen der Ankommenden noch vermehrt ward,

ihr müßt verzeihen, daß unser Abt euch nicht selb empfängt, aber seine Jahre! — —

Waltern traten die Thränen in die Augen. E rechnete nach, daß der Abt, wenn es noch sein eh maliger Freund wäre, wenigstens vier und neunzig seyn müßte, und sein Herz brach ihm, wenn er sich den schwachen entkräfteten Zustand vorstellte, in dem er ihn vielleicht wieder finden würde. Er bat, man mögte ihn und seine Gefährten zu ihm führen.

Er fand den ehrwürdigen Greis in seiner Zelle an der Seite eines andern Mönches sizen, den er erstes Blicks für Hunbergens ehemaligen Diener Paul erkannte, für den, der ihn zuerst auf diese Insel gebracht, und der bey seiner zweyten Ankunft auf denselben, das Klosterleben erwählt hatte.

Mein Vater, sagte der Tempelherr, indem er sich dem Abte langsam näherte und seine Rechte auf die gefaltenen Hände des Greises legte, kennt ihr euren Walter noch? Walter? wiederholte der Abt, indem er sein gesenktes Haupt ein wenig aufrichtete, o ja ihr seyd es, mein Herz sagt es mir, obgleich meine Augen eure Gestalt kaum mehr erkennen. Gott! ists möglich? ists möglich daß ich euch wieder sehe? — O mein Sohn! mein Lebensretter! setzt euch an meine Seite, damit ich euch bewillkommen kann, ihr sehet, ich bin sehr schwach. — Diese und andere mit gebrochner kaum hörbarer Stimme gesprochenen Worte, bewegten Walters ganze Seele. Er zog sich einen

Sitz

Sitz an die Seite des Greises, drückte und küßte seine Hände, und konnte vor Rührung lange kein Wort sprechen. Paul, dessen kaltes Herz sich bey dem Anblicke von Hunbergens Pflegesohn auch ein wenig erwärmte, fieng nun an, Walters Bewillkommung mit dem Abte zu theilen. Die Neuigkeit von der Ankunft der Fremden breitete sich bald im ganzen Kloster aus, und unser Ritter sahe sich, als er mit seinen beyden alten Freunden endlich zu deutlichern Fragen und Antworten gekommen war, als die erste Freude des Wiedersehens verstattet hatte, von der ganzen Zahl der Mönche umringt, welche das Kloster enthielt. Er fand unter derselben noch einige von seinen vorigen Bekannten, die ihn gleichfalls väterlich bewillkommten, und den Tag segneten, der ihnen eine solche Freude mitgebracht hatte. — Alles war im Kloster geschäftig die Fremden so gut als möglich zu bewirthen, indessen Walter vor allen Fragen, die ihm seine alten Freunde vorlegten, kaum zu Athem kommen konnte.

Der Abt war der erste, welcher Rechenschaft wegen seiner Kleidung vom ihm foderte, und das, was er darauf erfuhr, gab ihm und seinen Mönchen, so viel Stof zu neuen Fragen, so viel Stof zu Lob, Freude und Verwunderung, daß dieser Tag vergieng, ohne daß man es gewahr wurde, und ohne daß man sich den zehnten Theil von dem gesagt hatte, was man sagen wollte.

Walter hatte beschlossen, acht Tage im Kloster zu

bleiben.

bleiben, und die guten Väter hatten also volle Zeit sich an seinem Umgange zu ergötzen, und aus seinen Erzählungen Stof zu Gesprächen auf ganze Jahre für ihr Kloster zu sammen.

Unter den mancherley Bildern voriger Zeiten die Walter in diesem Aufenthalt seiner ersten Jugendjahre, mit doppelter Stärke vorschwebten; besuchten ihn keine fleißiger als Hunbergens und Matildens; aber von ihnen zu sprechen, enthielt er sich vielleicht auch darum, weil er nicht hoffen konnte, hier jemand zu finden der ihm etwas von ihnen sagen könnte. — Paul war der erste von ihnen beyden, der in einem ihrer Gespräche ihre Namen nennte. — O Ritter! rief er aus, warum seyd ihr nicht vor zwey Jahren um diese Zeit gekommen, als die Gräfin von Flandern bey uns war, euch noch in unserm Kloster vermuthete, und euch bey uns besuchen oder abholen wollte. Hunberga? wiederholte Walter. Ja ja, die Gräfin von Flandern, sagte der andere. Sie verließ unsere Insel, um sich mit Matilden, welche sie begleitete, nach Brignolle in das Kloster de la Celle zu begeben. O wie trauerten sie, als sie euch hier nicht fanden, und wir ihnen sogar keine Nachricht von euch zu geben wußten!

Eine Nachricht wie diese, war zu wichtig, als daß Walter nicht genauer nach derselben hätte fragen sollen, aber was er erfuhr, war nicht viel mehr, als die Wiederholung, daß er sich, ohne es zu wissen, ganz

in der Nähe von seinen liebsten Freundinnen, nur durch wenige Meilen von ihnen getrennt befand; eine Bothschaft, welche ihm eine Empfindung verursachte, die schlechterdings nicht zu beschreiben ist; es war, als hübe er sich auf Flügeln empor ihnen zuzueilen, als sähe er sie schon vor sich, spräch mit ihnen wie vordem, und die ganze lange Zeit der Trennung wäre vor seinen Augen vernichtet, der gegenwärtige Augenblick hienge unmittelbar mit denjenigen zusammen, da er sie zuletzt sahe. Eine höchst sonderbare Empfindung, die denenjenigen nicht unbekannt ist, die einesmals da, da sie es am wenigsten dachten, diejenigen wiedersahen, oder Hofnung bekamen sie wiederzusehen, an denen ihre ganze Seele hieng.

Ich weis nicht, ob nach dieser Post etwas vermögend gewesen seyn würde, Waltern länger auf der Insel zu halten, wenn nicht ohnedem die versprochenen acht Tage verflossen gewesen wären. Er hatte nichts mehr zu thun, als sich des andern Tages nebst seinen Rittern zu Schiffe zu setzen, und die Insel zu verlassen; wir aber, die wir eben so eilig sind ihn an den Ort seiner Wünsche zu bringen, als er denselben zu erreichen, übergehen seinen Abschied von dem Abte, den Mönchen, den Landleuten und Ufos Grabe, ohne einmal zu erwähnen, daß er fast bey jedem wovon er sich trennte, hätte sagen können: Zum lezten Mal!

Drey und vierzigstes Kapitel.

O Wiedersehn! Vorschmack ewiger Freude nach letzter Trennung!

Wie soll ich die Gemüthsfassung beschreiben, mit welcher Walter die Reise nach den Geliebten seines Herzens antrat! Freude, entzückende Freude war es, was er fühlte, aber mit einer gewissen Angst verbunden, die sich meine Leser aus demjenigen erklären können, was ich ihnen in einem der vorigen Kapitel, von seinen Empfindungen beym Andenken an Hunbergen und Matilden, gesagt habe.

Die Gräfin von Flandern, sie, die des glänzendsten Schicksals würdig gewesen wäre, im Kloster wieder finden; nicht im Stande seyn, ihr das zu vergelten was sie an ihm that, und wodurch sie sich zum Theil ihr Unglück zuzog; — Matilden wieder finden; in Gefahr stehen, da ihr Andenken ihm schon Unruhe genug machte, nun vollends durch ihren Anblick in einen Zustand versetzt zu werden, welcher so wenig mit dem Stande eines geistlichen Ritters zu vereinigen war; — Hätte Walter den Orden den er trug nicht so sehr geliebt, er wäre bey Betrachtungen von dieser Art in Gefahr gewesen, den Entschluß, ein Tempelherr zu werden, zu verwünschen, da ihm dieser Stand noch so wenig zu Erreichung seiner vorgesetzten Endzwecke geholfen hatte, und ihm doch die liebste Hof-

nung

nung seines Herzens, Matilden einst zu besitzen, vernichtete; ein Wunsch, eine Hofnung, deren er sich, in den ersten Jahren die er im gelobten Lande zubrachte, kaum bewußt war. Seine damahlige große Jugend, das Bestreben nach Ehre, und die Hindernisse die ihm bey Erlangung des Ordenskreuzes in den Weg gelegt wurden, unterdrückten diese Gefühle; aber sie lagen immer in seinem Herzen, erwachten, so wie er an Jahren zunahm, und ein fester gegründetes Glück ihm mehr Muse zum Nachdenken gab, mit doppelter Lebhaftigkeit, und erreichten einen immer höheren Grad, je näher er dem Orte kam, wo Graf Raimunds schöne Tochter sich aufhalten sollte. Oft kam es ihm jetzt bey diesen Gedanken in den Sinn, sich der Freyheit zu gebrauchen, welche den Tempelherren unter gewissen Bedingungen nicht ganz versagt war, mit Vergünstigung des Pabsts, das Ordenskreuz niederzulegen, und als weltlicher Ritter zu leben; aber er verwarf solche Gedanken mit Unwillen, sein Herz hieng fast so stark an seinem Orden, als an seiner Geliebten, und es ward ihm so schwer unter beyden zu wählen, daß er sich des Nachdenkens über diesen Gegenstand gänzlich entschlug, und seine meiste Ruhe in der Vorstellung fand, daß er ja Matilden im Kloster, und also vermuthlich als Nonne wiederfinden würde; daß auf diese Art eine nähere Vereinigung mit ihr, auch von ihrer Seite unmöglich gemacht würde, und ihnen folglich nichts mehr übrig blieb, als eine geistliche Liebe, oder ein gewisser

wisser höherer Grad von zärtlicher Freundschaft, welcher weder das Gelübde des einen noch des andern verletzen könnte.

Mit Betrachtungen dieser Art, setzte er seine Reise nach Brignolle fort, und brachte sie zu Ende. — Seine Ritter hatte er entlassen, um die Geschäfte des Ordens bey den Tempelherren zu Barzellona auszurichten, und er langte also ganz einsam vor dem Kloster de la Celle an.

Dieses Kloster war keins von den strengsten, und der Ritter fand also wenig Schwierigkeiten eingelassen zu werden; auch hätte er, wenn man nicht so bereitwillig gewesen wäre, die Pforten zu öfnen, nichts weiter zu thun gehabt, als den Namen seiner Freundin, der schönen Grafende von Barral zu nennen, deren Mutter, die Gräfin von Provence, die mit ihrer Tochter gleichen Namen führte, Aebtißin dieses Klosters war, und welche einen Ritter, der sich rühmen konnte ihrer Tochter bekannt zu seyn, nicht würde haben abweisen lassen. Man lies ihn ohne Weitläuftigkeiten ein, und Hunberga erfuhr nicht so bald, daß ein Tempelherr nach ihr frage, als sie mit aller der Ehrerbietung erschien, die man diesem Orden zu erzeigen pflegte.

Walters ganzes Herz bewegte sich, als er seine Pflegemutter, von welcher er nur ein Jahr hatte abwesend seyn sollen, und von der ihn das Schicksal auf so lange Zeit getrennt hatte, wiedersahe. — Hätte er seinen

ersten

ersten Bewegungen gefolgt, er wäre ihr entgegen gestürzt, hätte sich zu ihren Füßen geworfen, sie in seine Arme geschloßen, oder wenigstens ihre theure Hand tausendmal an seine Lippen gedrükt; aber das neidische Gitter, und die Ehrfurcht, die man einer Klosterfrau schuldig ist, verhinderten Ausbrüche von dieser Art.

Hunberga erschien in geistlicher Tracht, und diese gab ihrer Schönheit, welche unverwelklich zu seyn schien, ein hinreissendes Ansehn. Die Kleidung der Nonnen de la Celle war ganz weiß mit einem breiten goldnen Gürtel, und einem rothen Kreuz auf der Brust; eine Tracht, welche dem Tempelherrn um so viel mehr auffiel, weil sie eine große Aehnlichkeit mit der Seinigen hatte, selbst der goldne Ring, welchen diese Damen wegen des Namens Verlobte des Herrn den sie führten, tragen durften, kam mit dem, den er als Ritter trug, überein, und der ganze Unterschied bestand in dem Schnitt der Tracht, und in dem feinen Schleyer der die Gestalt der Nonnen bis auf die Knie bedeckte; eine Hülle, die so leicht und ätherisch war, daß sie zu nichts diente, als die geistvollen Augen und die blühenden Wangen die sie bedecken sollte, mit mehrerm Vortheil zu zeigen. — Noch einmal, Hunberga, ob sie gleich nicht mehr jung war, erschien hinreizend schön in dieser Kleidung.

Walter, der seine Empfindungen gegen seine Wohl-

thäterin so viel als möglich zu unterdrücken suchte, nahte sich langsam dem Gitter, legte die Hand auf die Brust, wollte sprechen, und konnte nicht. Hunberga, welche bey seinem ersten Anblick wie von einer heftigen Bewegung zurück zu beben schien, faßte sich jezt ein wenig. Sie sah den jungen Mann der in solcher Bestürzung vor ihr stand, mit forschendem Auge an, schlug die Augen nieder, heftete sie von neuem auf ihn, schlug mit einem Mal die Hände zusammen, rief: O mein Walter! und sank empfindungslos zur Erde.

Der Tempelherr ergrif die Glocke, und läutete so stark, daß das Sprachzimmer bald mit einem Dutzend Nonnen erfüllt ward, welche sich bemühten, die Gräfin zu sich selbst zu bringen, und die, da sie alle schön waren, dem, der im Stande gewesen wäre, auf sie zu achten, ein reizendes Schauspiel gezeigt haben würden. Unser Walter, welcher nur um Hunbergen bekümmert war, bemerkte sie kaum, und warf nur so viel Blicke auf sie, als nöthig waren, zu untersuchen, ob keine unter ihnen wäre, welche Matilden glich. Er suchte vergebens. Hunberga kam wieder zu sich selbst, und bat die Schwestern, der Aebtißin die Ankunft ihres Sohns zu melden. Die Nonnen eilten ihren Befehl auszurichten, und unsere beyden wiedervereinigten Freunde nahten sich nun einander so viel sie konnten, und bestrebten sich, ihren Empfindungen, welche unaus-

sprech-

sprechlich waren, Luft zu machen. Aber wie soll ich beschreiben auf was für Art sie dieses thaten? Abgebrochne Worte, Thränen, Hand und Mund an das Gitter gedrükt welches sie noch trennte, diese und dergleichen, Unempfindlichen vielleicht lächerlich scheinende Dinge, giengen unter ihnen vor, bis auf Befehl der Aebtissin das Gitter geöfnet, und der geistliche Ritter in das Innere des Klosters eingelassen wurde; eine Sache, welche wegen des Ordens den Walter trug, um so viel weniger Schwierigkeiten hatte.

Der Tempelherr sank zu Hunbergens Füßen, sie legte die Hand auf seine Stirn ihn zu segnen, sie drükte ihn an ihre Brust, und die Klosterfrauen, welche sich in noch größerer Anzahl eingefunden hatten als zuvor, standen umher, und weideten sich an dieser herrlichen Scene des Wiedersehens, die ich nicht ganz zu schildern vermag, und also so viel als möglich abkürze.

Hunberga eilte ihren Sohn der Aebtißin vorzustellen, und er ward von dieser ehrwürdigen Dame mit vieler Huld aufgenommen, man lud ihn ein, die Mahlzeit im Kloster einzunehmen, und so lange er zu Brignolle blieb, den Tag über so oft zu kommen, und so lange zu bleiben, als er wollte und der Wohlstand erlaubte. Ob der Ritter diese Erlaubniß mit Dank erkannte, läßt sich errathen.

Diesen Tag ward zwischen ihm und Hunbergen

fast nichts zusammenhängendes gesprochen. Beyder Herz war zu voll, als daß es zu einer ruhigen Unterredung hätte kommen sollen, und es war ihnen nicht unangenehm, daß die Aebtissin sich dieser Zeit, die doch für sie ungenüzt verstrichen seyn würde, bediente, um mit dem Tempelherrn näher bekannt zu werden. Walter erzählte in der Gegenwart aller Nonnen, was alle wissen durften, und die Domina hörte keinen Theil seiner Erzählungen mit mehrerm Vergnügen, als den, in welchem ihrer Tochter, der schönen Vikomtesse von Barral gedacht ward. Sie war entzückt, in dem liebenswürdigen Fremdlinge den alten Bekannten einer ihr so lieben Person zu finden und ihre Gespräche mit ihm, wurden dadurch so verlängert, so ins Weite gezogen, daß der Gräfin von Flandern und Waltern bange zu werden anfieng, sie mögten bey dem Geschmack, den die alte Dame an der Unterhaltung ihres Gastes bezeugte, des andern Tages so wenig zu einer Unterredung unter vier Augen kommen können, als jezt.

Die Aebtißin war indessen nicht so unbillig, und Walter fand, als er des andern Morgens ins Kloster kam, Hunbergen allein im Sprachzimmer. Ihre Gespräche waren diesesmal so ganz unerschöpflich, daß man zur Mittagsmahlzeit läutete, ohne daß noch die Hälfte von dem abgehandelt war, was sie sich zu sagen hatten. Besonders Eine Frage lag Waltern auf dem Herzen, welche er sich immer,

er wußte selbst nicht warum, vorzubringen scheute, und die er vielleicht auch jezt noch zurückgehalten haben würde, wenn ihm nicht Hunberga in derselben zuvorgekommen wäre. — Wie? sagte sie zu ihm, als sie nach der Tafel wieder allein waren, es sind nun schon mehr als vier und zwanzig Stunden seit wir uns wieder gesehen haben, du hast noch nicht mit einem einzigen Worte nach deiner Jugendfreundin, deiner Matilde gefragt? — Ach Gott, erwiederte der Tempelherr, indem eine glühende Röthe sein Gesicht überzog, ich weiß am Besten wie mein Herz schlägt, so oft sich eine Thür öfnet; wie ich in jeder neuen Klosterfrau die mir vorkommt, sie zu finden glaube, unter jedem Schleier sie auszuspähen suche. — Und würde es dich freuen, erwiederte Hunberga, sie als Nonne wieder zu finden? — Walter schwieg. — Zwar fuhr sie fort, Matilde war von jeher nichts als deine Freundin, und — du bist ein Tempelherr. — Walters Wangen glühten stärker, seine Augen trübten sich, und er faßte die Hand seiner Mutter die er stillschweigend an sein Herz drückte. O Walter! Walter! sagte die Gräfin, indem sie ihm schärfer ins Gesicht sah, wie viele meiner Hofnungen sind in dir vernichtet worden! — Als ich Matilden zum erstenmal sahe, als ich eure kindische Zuneigung gegen einander bemerkte, da hatte ich manchen Gedanken von euch beyden, der nun durch dein Kleid ver-

nichtet wird. Himmel! dich als Tempelherrn wie der sehen, in all dieser langen Zeit keine Nachricht von dir haben! Waren unsere Namen so unbekannt, daß du nicht unsern Aufenthalt hättest ausforschen können? Konntest du nicht den Mönchen auf den sidchadischen Inseln Nachricht von dir geben? — Ach wie ganz anders würde alles gegangen seyn, wenn mein Rath deine Entschliessungen hätte leiten können! Du weißt nicht zu was für einer Rolle dich dein Schicksal bestimmt! Du weißt nicht, was du in Matilden verlohren hast! Himmel! wie täuschte ich mich, als ich hofte, aus deiner kindischen Freundschaft für sie, würde einst Liebe erwachsen!

Walters Herz ward zu sehr durch diese Worte bestürmt, er sprang auf, warf den Hut von sich, rieb die Stirne, gieng mit starken Schritten auf und ab, und die Farbe seines Gesichts veränderte sich so oft, daß man ihm den innern Kampf seiner Seele anmerken konnte. — Ach Mutter! rief er endlich indem er sich wieder an Hunbergens Seite sezte, ich fürchte, dies alles ist nun zu spät! Unglücklicher, armseliger Walter! was hättest du seyn können und was bist du jezt! — Beruhige dich, mein Sohn, antwortete die Gräfin, Matilde ist nun freylich für dich verlohren, aber wer wüßte auch, ob sie dir noch so wie in ihren Kinderjahren gefallen würde? Wer wüßte ob sie sich deiner noch erinnerte?

te? — Für das erste, erwiederte der Tempelherr, bürgt mir mein Herz; und das andere — doch es ist nun zu spät! — Hunberga sah ihren Sohn lächelnd an. Um dir, sagte sie, einen bessern Bürgen für das erste zu geben, als das kalte Herz eines Tempelherrn seyn mag, so nimm hier ihr Bild, und was das andere anbelangt, so kannst du nicht besser davon überzeugt werden, als durch Matildens Geschichte. Agnes mag dir sie morgen erzählen, wenn ich mit den andern Nonnen in der Messe bin, du mußt sie ohnedem vorher wissen, ehe ich dir die Geschichte deiner Mutter, und die völlige Nachricht von deiner Geburt gebe, nach welcher du so sehr verlangst.

Hunberga und ihr Pflegesohn wurden hier durch die Ankunft der Gräfin von Provence gestört; der Tempelherr mußte der Aebtißin noch einige Nachrichten von ihrer Tochter geben, die er, wegen der Bewegung in der er war, so kurz als möglich faßte, sich bald empfahl, und des andern Morgens sich sehr früh einstellte, um von Hunbergens Kammerfrau das zu erfahren, woran ihm, nachdem er Matildens Bild gesehen hatte, noch unendlich mehr als zuvor gelegen war. Himmel! was für ein Bild! O Hunberga! ziemte es einer Klosterfrau einen solchen Abriß aller Vollkommenheit in die Hände eines geistlichen Ritters zu geben? Ziemte es dir, einen solchen mächtigen Funken irrdischen Feuers in ein Herz zu werfen, das dem Himmel geweiht seyn sollte?

Vier und vierzigstes Kapitel.

Geschichte Matildens von Tripoli.

Mit matten Augen, den Zeugen einer durchwachten, vielleicht gar durchweinten Nacht, mit bleichen Wangen, auf denen die Züge tiefen Grams und hofnungsloser Liebe zu sehen waren, fand sich unser Held im Kloster ein. Agnes hatte auf Hunbergens Befehl die Messe versäumt, und machte sich jezt fertig, Waltern das zu erzählen, was meine Leser sogleich erfahren sollen.

Verzeiht mir, Ritter! sagte sie, wenn ich das, was ich euch zu sagen habe, mit Thränen beginne. Himmel! wer hätte es denken sollen, daß wir euch so wiedersehen würden! Wer hätte geglaubt, daß der muntre, fröhliche, muthige Knabe, der zu einem Weltbeherrscher gebohren zu seyn schien, einst dieses traurige Kleid, dieses lügenhafte Zeichen eines Mittelding zwischen Freyheit und Sklaverey tragen sollte! Und die zärtliche, die unglückliche Matilde! — Doch ihr werdet ungeduldig, ihr wollt keine Vorrede haben, und ich fange meine Erzählung an.

Wie wir zu Montçon nach eurer Abreise, bis zu Empfang des fatalen Briefs von Graf Theoderich, den der seelige Herr immer hätte können ungeschrieben lassen, gelebt haben, das wird euch Paul bey seiner Ankunft auf den stöchadischen Inseln gemel-

det

det haben, auch kann euch die Art unſers ſchleunigen Abſchieds von unſerm ſchönen Schloſſe nicht unbekannt geblieben ſeyn.

Wir eilten, den widrigen Anblick von Graf Philipps Töchtern, nunmehrigen Beſitzerinnen von Montçon auszuweichen, und waren froh, daß der ehrliche Mathias von Boulogne, wahrhaftig noch der Beſte unter Theoderichs Kindern, uns behüflich war, unſere kleinen Schätze mit uns zu nehmen. Hanberga war faſt nicht bey ſich ſelbſt. Der Stoß, den der abgeſchmakte Zettel ihres Gemahls ihrer Ehre gab, durchbohrte ihr Herz. Matilde weinte und rang die Hände, und ich, die einige, welche die Gräfin von allen ihren Bedienten mit ſich nahm, die einige, welche bey dem Unglück das uns traf ihres vollen geſunden Verſtandes mächtig war, mußte für die Uebrigen ſorgen, und kam dadurch unverdienter Weiſe zu der Ehre, die Hauptperſon bey unſerer Reiſe vorzuſtellen. Dieſes kam vielleicht der Sicherheit unſerer Flucht am beſten zu Statten. Es fehlte uns auf unſerm ganzen Wege nicht an Merkmalen, daß wir verfolgt wurden, aber dem Himmel ſey Dank, die Bemühungen unſerer Feinde waren vergebens; man erkannte uns nicht, und wer hätte auch die Gräfin von Flandern in einem einzelnen Wagen, ohne Gefolge, und in einer Geſellſchaft von drey Perſonen ſuchen ſollen, in welcher ich die Hauptfigur vorſtellte.

Von unserer Ueberfahrt nach England und von der Reise, welche wir, als wir ans Land gestiegen waren, noch bis zu dem Orte unserer Bestimmung zu thun hatten, kann ich euch wenig Merkwürdiges sagen, als daß unsere Gräfin sich in der Luft dieses glücklichen Eilandes ein wenig zu erholen schien, und Fräulein Matilde oft sagte, sie glaubte in England recht glücklich seyn zu können, wenn nur Walter bey uns wäre. — Walter seufzte, und Agnes fuhr fort.

Unser Weg lenkte sich nach Klisford, einem alten Schlosse am Ufer eines Flusses, dessen Namen ich vergessen habe. — Klisford? wiederholte Walter welchen das Andenken an seine Mutter überfiel, und dem der Name welchen er hörte, Hofnung machte, hier etwas von ihr zu erfahren. — Ja, antwortete Agnes, was kommt euch in diesem Worte bedenklich vor? Nichts versezte der Tempelherr, ich wollte nur fragen, ob ihr wohl eine gewisse Rosemunde Klisford gekannt habt? — Nein, sagte die Kammerfrau. Sie mag wohl etwa von der Familie des Schlosses gewesen seyn, weil sie seinen Namen führt; aber zu der Zeit da ich diesen Ort zu sehen bekam, war keine einige Dame daselbst zu finden, sondern das ganze weitläuftige Gebäude ward von einem widerlichen, eigensinnigen Manne, und seinen Bedienten bewohnt, welcher zwar den Namen Klisford führte, aber wie wir hernachmals erfuhren, nur von einer Nebenlinie dieses Hauses war, und erst seit Kurzen die Besitzungen des kürzlich ausgestorbenen Hauptgeschlechts angetreten hatte.

Eini-

Einige Damen in diesem verödeten Gebäude zu sehen, war so etwas Seltnes, daß alle Hausgenossen herbey liefen; sie kannten die wenige Verbindung die ihr Herr mit unserm Geschlecht hatte, und es kostete uns einige Mühe Zutritt an einem Orte zu bekommen, von welchem wir in der Folge so oft wünschten, ihn nie gesehen zu haben.

Obgleich unsere Gräfin wußte, daß der alte Lord Klifford, der Vater einer ihrer Freundinnen, vielleicht eben der Rosemunde nach der ihr fragt, vor einiger Zeit gestorben war, so glaubte sie doch, den Bruder derselben hier anzutreffen, und sich seiner in ihren Angelegenheiten am englischen Hofe bedienen zu können: aber welches Schrecken, als sie in dem, dem man den Namen Lord Klifford gab, ganz einen andern erblickte als sie erwartet hatte. Wiewohl das traurige Ansehen, welches alles im Schlosse hatte, hätte ihr schon sagen sollen, was es jezt für einen Besitzer haben müsse.

Er war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, lang, hager und von einer widerwärtigen menschenfeindlichen Physiognomie. Er war nie verheyrathet gewesen, nicht wie ich anfangs dachte, aus einem natürlichen Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht, sondern wie wir nachmals erfuhren, aus einem Abscheu den dasselbe von jeher gegen ihn gehabt hatte. Unser Empfang bey ihm war nicht besonders freundlich, doch entfaltete sich sein Gesicht

ein

ein wenig, als er den Namen der Gräfin von Flandern hörte. Wer hätte es wagen sollen einer Dame von solchem Stande die Geistfreyheit auf eine einzige Nacht zu versagen, denn mehr verlangte Hunberga nicht; das Schloß kam ihr abscheulich vor, nachdem sie erfuhr, daß es alle seine Besitzer, die sie ehedem kannte und liebte, verlohren hatte.

Die Gräfin und Matilde wurden der widrigen gezwungenen Freundlichkeit ihres Wirths bald überdrüssig. Sie begaben sich zeitig in die Zimmer, die man ihnen angewiesen hatte. — Die Gräfin begrüßte jede Stelle, die sie vordem gekannt hatte, mit Thränen, sie klagte gegen Matilden, wie sich hier alles so ganz verändert habe. Warum sind wir hieher gekommen? sagte sie, und was sollen wir hier? Morgen mit anbrechendem Tage wollen wir dieses Schloß verlassen, das mir jezt, nachdem es nichts mehr von dem enthält was ich liebe, ein Grab zu seyn dünkt. Ach ihr edeln Klifforde! Vater und Bruder meiner Freundin, warum mußte ich euch nicht mehr lebendig finden? Wie sehr werden mir meine Anschläge verrückt! An wen werde ich mich nun in meines Walters Angelegenheiten wenden? Wen werde ich zum Unterhändler zwischen mir und dem Könige brauchen? Und wer wird mich für der Wuth der Königin schützen, wenn sie meine Anwesenheit erfährt? — Ich wiederhole euch diese Worte, welche ich behalten habe, so unverständlich sie mir

auch

auch sind, aus mehr als einer Ursache; vielleicht daß ihr euch mehr aus denselben nehmen könnet als ich.

Meine beyden Damen brachten die Nacht in Gesprächen und Berathschlagungen zu, von welchen ich, weil ich mich in einiger Entfernung halten mußte, nichts verstand, als daß sie zum öftern euren Namen nannten, und des Königs und der Königin fleißig erwähnten. Des andern Morgens war unser erstes Geschäft, uns zur Abreise zu schicken, und Hunberga erschien nebst Matilden nur darum beym Frühstück, wozu sie Lord Klifford einladen ließ, damit sie von ihrem unangenehmen Wirthe Abschied nehmen könnten. Aber diese Sache war nicht so leicht ausgeführt als sie dachten. Der Herr des Schlosses weigerte sich schlechterdings in einen so schleunigen Abschied zu willigen. — Dieses war sicherlich eure Absicht nicht, sprach er, mein Schloß so bald zu verlassen, da ihr es zu eurem Zufluchtsorte wähltet, es ist euch nur darum verhaßt, weil ich der Besitzer desselben bin. Aber ihr seyd ungerecht gegen mich, schöne Damen, sezte er hinzu, indem er sich mit einer verhaßten Freundlichkeit zu Hunbergen kehrte, warum kann ich nicht eben so viel ausrichten als die edeln Klifforde, der Vater und Bruder eurer verstorbenen Freundin? Kann nicht auch ich Unterhändler in eures Walters Angelegenheiten zwischen euch und dem Könige seyn?

Kann

Kann nicht auch ich euch für der Wuth der Königin schützen, wenn sie eure Ankunft erfährt?

Hunbergen überlief ein kalter Schauer als sie den Lord alles was sie vergangene Nacht mit Matilden gesprochen hatte, wörtlich wiederholen hörte, und aus allen Umständen merkte, daß uns unser gastfreyer Wirth behorcht haben müsse. Ihre Angst nahm zu, als er noch viel mehr, als ich gehört hatte, und als ich verstehen und nacherzählen kann, denn ihr wißt, Bediente müssen die Geheimnisse ihrer Herrn nicht verstehen, vor den Ohren seiner Leute, die beym Frühstück aufwarteten, zu wiederholen anfieng. — Um Gotteswillen, Mylord, sagte sie, indem sie seine Hand ergrif, bedenkt, daß wir nicht allein sind, und gebietet wenigstens euren Dienern sich zu entfernen, wenn ihr eure Zunge, die so geschwätzig ist als eure Ohren neugierig sind, nicht bezähmen könnt.

Lord Klifford ließ sich bewegen Hunbergens Bitten zu erfüllen, und ich bekam von meiner Gebieterin Befehl, an der Thür zu bleiben, damit kein Platz daselbst für einen Horcher wäre. Dieses Amt hätte in keinen bessern Händen seyn können als in den meinigen. Das Horchen ist niemals meine Sache gewesen, und ich bemühte mich also nicht das zu hören, was im Zimmer zwischen meinen Damen und unserm Wirthe vorgieng, ungeachtet sie zu Zeiten ziemlich laut wurden.

Die Thür öfnete sich endlich, und Hunberga kam nebst Matilden ganz erhizt und in Thränen gebadet heraus und gebot mir zu folgen. — Alles ist verlohren, schrie sie mit gefaltnen Händen, als wir wieder auf unsere Zimmer kamen; an unsere Abreise ist nicht zu denken. Lord Klifford ist einer von Eleonorens vertrautesten Anhängern. Alles, unsere geheimsten Heimlichkeiten, selbst Walters Aufenthalt auf den stöchadischen Inseln, hat er uns abgehorcht. Wir sind ganz in seiner Gewalt. Er wird alle seine Drohungen erfüllen, wenn wir uns nicht in seine Absichten fügen.

Was dieses für Drohungen waren, wurde mir nicht vertraut, und seine Absichten konnten meine Damen zur Zeit selbst noch nicht errathen. Wir wußten weiter nichts, als daß wir keinen Tritt aus dem Schlosse setzen durften, und von allen Seiten wie Gefangene bewacht wurden.

Die fleißigen Besuche des Lords und die Süssigkeiten, mit welchen er seine geheimnißvollen Drohungen, an denen er es nie fehlen ließ, immer vermischte, verursachten mir indessen bald den Argwohn, daß seine Absichten auf eine von meinen Gebieterinnen giengen, und daß er etwas der Liebe ähnliches in seinem steinernen Herzen zu fühlen anfieng. Ich entdeckte meine Meynung Hunbergen, und es fand sich nur gar zu bald, daß sie gegründet war. Matilde war der Gegenstand seiner Lei-

den-

denschaft, er entdeckte sie ihr ohne Umschweif, und drang gleich nach der Entdeckung mit der nachdrücklichsten Kürze darauf, daß sie ihm ihre Hand geben sollte. Die Gräfin erstarrte vor Schrecken, Matilde weinte, und er mogte noch so ungestüm in sie dringen, so blieb sie bey einem kurzen Nein, und versicherte, daß sie lieber sterben, als ihrer ersten Neigung untreu werden wollte. Auf wen diese Neigung gerichtet war, kann ich nicht wissen, vielleicht daß ihr, Ritter! der ihr mit dem Fräulein erzogen worden seyd, glücklicher muthmaßen könnt.

Lord Klifford verließ uns in einer Wuth, die ihn einem wilden Thiere ähnlich machte, Man schloß uns des andern Tages noch enger ein, und wir bekamen den ganzen Tag über, weder ihn noch jemand von seinen vornehmern Bedienten zu sehen, die sonst beständig auf unsere Winke warteten, oder vielmehr alles was wir thaten beobachten mußten. Indessen fehlte es uns nicht an Zeitvertreib; meine Damen beschäftigten sich mit ihrem Kummer, und ich hatte genug Unterhaltung für meine Augen. In dem Hofe auf welchen unsere Fenster giengen, war vom anbrechenden Morgen bis in die Nacht eine beständige Unruhe. Bestäubte Reuter kamen an, andere wurden abgeschickt. Es wurden Anstalten zu einer großen Reise gemacht, und ich fieng schon an, meinen Gebieterinnen Trost einzusprechen, und sie

zu versichern, daß wir unsern Verfolger gewiß auf einige Zeit los werden würden.

Schon ziemlich spät in die Nacht, kam der Lord in unser Zimmer. Er wandte sich, ohne Matilden anzusehen, an die Gräfin, und fragte mit einem kalten Tone, ob sie etwas an ihren Walter oder an die Königin zu bestellen hätte. Ihr seht, daß ich verreisen will, sezte er hinzu, und ihr seyd klug genug zu errathen, wohin. — Die Königin fodert mich zu sich, ich kann nicht wissen, ob sie schon etwas von eurer Ankunft erfahren hat. Wahrscheinlich wird sie mich nach den stöchadischen Inseln abschicken, wenn sie erfährt, daß sich eine Person daselbst aufhält, an der ihr so viel gelegen ist. Ich werde Waltern abholen müssen; sprecht daher, wenn ihr zu guter lezt noch etwas an ihn zu bestellen habt, ihr könnt glauben, daß ich es treulich ausrichten werde.

Matilde stieß bey diesen Worten einen lauten Schrey aus, und fiel in Ohnmacht, wir bemühten uns, sie zu sich selbst zu bringen, und sie hatte sich nicht sobald wieder erholt, als sie zu Lord Kliffords Füssen sank, und um Gnade für euch, um Verschweigung eurer Geheimnisse bat. Hunberga vereinigte sich mit ihr in ihren Bitten; aber der Grausame blieb unbeweglich. Gestern, sagte er, gestern hättet ihr mich nicht beleidigen sollen; hättet ihr meine Hand angenommen, Matilde! so wäre

ich in eurer Gewalt. Was würde ich meiner Gemahlin abschlagen können? Aber jezt? — Ihr haßt mich, ihr verachtet mich, ihr wollt lieber sterben als die Meinige seyn; und ich, was habe ich für Verbindlichkeiten, einer solchen Person die geringste Gefälligkeit zu erzeigen? —

Matilde antwortete mit nichts als mit Thränen, und Hunberga machte ihm tausend Vorwürfe. Grausamer! sagte sie, was habt ihr für ein Recht, Personen von unserm Range gefangen zu halten, und uns einen solchen unerhörten Zwang anzulegen? — Gefangen? unterbrach er sie, ja ihr habt recht, das ist grausam! nein, meine schöne Damen, ich fühle es, ich muß euch frey lassen. Geht! alle Thüren stehn euch offen! Befehlet nur wohin man euch führen soll; Pferde, Begleitung, alles steht zu euren Diensten; ich bin euch diese Dankbarkeit schuldig, da ihr euer bestes Geheimniß in meiner Gewalt lasset, und mich in den Stand setzet, durch Auslieferung eures Lieblings, meiner Königin einen so grossen Dienst zu thun.

Meine Gebieterinnen befanden sich in der tödtlichsten Unruhe, sie wußten nicht was sie sagen und anfangen sollten. Klifford sahe sie eine Weile stillschweigend an, und verließ dann das Zimmer mit einem hämischen Gelächter. — In der Thüre kehrte er sich noch einmal um. Nun, sagte er, ich denke ihr habt mich verstanden. Euch zu Liebe will ich meine Abreise

reise noch bis morgen verschieben. Ueberlegt diese Nacht mit einander, was für euch das Beste seyn wird. Ihr seht wohl, da ich so gefällig für euch bin, da ihr mich nichts angeht, was ich im Stand seyn würde für meine Gemahlin zu thun. Führt Maltilde einmal diesen Namen, so ist euer Walter in Sicherheit, die Königin erfährt weder etwas von ihm noch von euch, und euer Geheimniß ist das Meinige.

In meinem Leben will ich den Jammer nicht vergessen, der sich nach Lord Kliffords Abschied bey uns erhub; eine schrecklichere, schlaflosere, angstvollere Nacht, habe ich kaum erlebt. Ihr waret nach unsern Gedanken schon so gut als in den Händen eurer Feinde. Der Tod eurer Mutter, deren Namen aber nicht genennt ward, wurde auf die grauenvollste Art erzählt, und euch ein ähnliches Schicksal prophezeiht. Euer Leben und Tod hieng an Matildens Munde, und auf das schreckliche Ja das sie aussprechen mußte, wenn sie euch retten wollte, kam ihr eigenes Glück und Elend an. Ihr werdet errathen, was sie wählte. Elend mußte sie durch die Verbindung mit einem Manne werden, wie Lord Klifford war; elend würde sie mit jedem Manne, ausser dem, den sie liebte, gewesen seyn; aber euch sterben, euch in den Händen eurer Feinde sehen? — Welch eine Wahl.

Der Morgen erschien. Meine Damen erneuerten

ihre Bitten, und Lord Klifford seine Drohungen; er war unerbittlich, und Matilde — ward Lord Kliffords Gemahlin. — Verdammte Treulosigkeit der Weiber! schrie Walter, welcher bisher fast athemlos zugehört hatte, und nun wüthend aufsprang, Matilde? Kliffords Weib? — Ihr bedenkt nicht was ihr redet, sprach Agnes, erwägt, weil ich doch deutlich mit euch reden muß, erwägt eure Verhältnisse mit Matilden, bedenkt, ob sie euch grössere Treue beweisen konnte, als indem sie ihre Hand dem gab, der euer Leben in seiner Gewalt hatte. Sie ein Mädchen, zwar nur von vierzehn Jahren, aber die euch schon mit allem Feuer einer erwachsenen Person liebte; ihr, zwar auch von diesem Alter, aber doch immer nur ein bloser Knabe, von dem sie nicht wußte, ob er je etwas mehr als Freundschaft für sie fühlen würde. Ihr in der augenscheinlichsten Todesgefahr; sie in der Nothwendigkeit eine Wahl zu thun, von welcher euer Leben und Tod abhieng. — Armer Ritter! ihr lebtet damals ruhig in eurem Kloster, und wußtet nicht, was euch das beste Mädchen auf der Welt aufopferte, wisset es jezt noch nicht, sonst könntet ihr sie nicht tadeln. — So, sagte Walter indem er wüthend auf den Boden stampfte, also soll ich wohl noch für die Erhaltung dieses elenden Lebens danken, die mir mit dem Verlust meines höchsten Guts, meiner Matilde erkauft ward? O Hunberga! fuhr

er

er mit wehmüthiger Stimme fort, nun verstehe ich dich: Matilde ist für dich verlohren! Doch Matildens Glück. — Wartet nur, unterbrach ihn die Erzählerin, ihr werdet schon hören, was für ein Glück sie in Kliffords Armen genoß. — Walter sezte sich mit verstörtem Gesicht an Agnes Seite, und diese fuhr fort.

Es ist unmöglich, euch das mannichfaltige Elend zu schildern, das eure unglückliche Freundin, um euret, ja ja, bloß um euretwillen bey ihrem Gemahl ausstand. Seine unangenehme widerwärtige Gestalt, alle seine körperlichen Unvollkommenheiten und seine verhaßten Arten, wären schon im Stande gewesen, eine Dame von Matildens Jugend und Schönheit höchst unglücklich zu machen; aber dieses war noch immer der geringere Theil ihrer Leiden. Seine verabscheuungswürdige Gemüthsart, sein Geiz, sein Eigensinn, seine Unbescheidenheit, seine Härte gegen alle die von ihm abhiengen, seine Gottlosigkeit und seine Schwelgerey, machten ihr täglich so viel Herzeleid, daß es zu verwundern ist, wie sie es überstehen konnte. Ihr einiger Trost war' Hunbergens Umgang, und bloß ihr zu Liebe theilte die Gräfin ihren Aufenthalt zwischen das nahgelegene Kloster zu Godstow und Kliffords Schloß, wo ihr nicht allemal mit der gehörigen Achtung begegnet wurde. O wie gern hätte sie Matilde zuweilen zu Godstow besucht; aber Klifford hatte

so einen Abscheu vor dem dasigen Marienkloster, und redete oftmals in so räthselhaften und beleidigenden Ausdrücken von demselben, daß seine Gemahlin dasselbe nicht gern erwähnte, und froh war, daß Hunberga zuweilen es verließ um ihr zu Klifford Gesellschaft zu leisten, ohne sich an die finstern Gesichter zu kehren, mit welchen sie von dem Lord aufgenommen wurde.

Matilde ertrug alles mit wundernswürdiger Geduld, sie bemühte sich sogar, den, der es so wenig verdiente, zu lieben. Sie sorgte für sein Leben, welches bey dem Hasse, den alle seine Unterthanen gegen ihn hatten, oft in Gefahr war; sie wartete ihn in seinen Krankheiten, den Folgen seiner Schwelgereyen; sie ertrug alle seine Launen mit himmlischer Sanfmuth, und die Belohnung dafür war, daß sie in beständiger Furcht euretwegen gehalten wurde, manchen Hohn euretwegen ausstehen mußte. Immer drohte er ihr, euch Eleonorens Grausamkeit zu übergeben, und sie hat zu der Zeit noch oft Todesangst euretwegen ausgestanden, da ihr, wie wir nun wissen, längst in Sicherheit waret, und eure Feinde euch auf den stöchadischen Inseln vergeblich gesucht haben würden. Die Gräfin schickte in dieser Zeit oft Boten nach dem Orte eures Aufenthalts um euch zu warnen, aber keiner kam zurück, und wir wissen nicht was aus ihnen geworden ist.

Wir

Wir hatten auf diese elende Art vier Jahr in unserer Einsamkeit gelebt. Kliffords Gemahlin war nun in ihr neunzehntes Jahr getreten, und prangte mit einer Schönheit, die ich mit Recht unvergleichlich nennen kann. Der Lord sahe dieses sowohl als andere es würden gesehen haben, und er entschloß sich, seinem Stolze ein Opfer zu bringen, und den Schatz den er besaß, an König Heinrichs Hofe zu zeigen. Was für ein Triumph für einen Mann in seinen Jahren, für den, der von allen, auch von den Schönheiten der untersten Gattung, verachtet und verworfen worden war, sich den Gemahl einer solchen Dame wie Matilde nennen zu können! Er kützelte sich mit der Vorstellung, wie er alle seine Verächterinnen durch Matildens Reize demüthigen wollte, und eilte mit ihr nach Hofe, sie mogte bitten, sie mogte vorstellen wie sie wollte, daß sie die Einsamkeit allen Freuden der großen Welt vorzöge.

Hunberga hatte keine Lust sich Königin Eleonoren zu zeigen, und wählte in ihrem Kloster zu Godstow zu bleiben, ein Entschluß, der Matilden so traurig als ihrem Gemahl erwünscht war. Er, der gewohnt war, alles zu hassen was andern Freude machte, haßte auch Hunbergen, und gönnte seiner Gemahlin das Vergnügen nicht, das sie in ihrer Gesellschaft genoß. Weil er wußte, daß sie auch mich liebte, so erhielt ich mit genauer Noth Erlaubniß

sie nach Hofe zu begleiten; indessen drangen doch Matildens Bitten diesmal durch, und ich war also Zeuge von allem dem, was ihr zu London begegnete.

Es schien, sie sey nur darum an König Henrichs glänzendem Hofe erschienen, um ein neues ihr bisher noch unbekanntes Laster ihres Gemahls kennen zu lernen. Er, der sie selbst alles Bittens und Widerstrebens ungeachtet in die große Welt gezogen hatte, er, der sie überall zeigte um sich mit ihrer Schönheit groß zu machen, er scheute sich nicht, sie mit der wüthendsten Eifersucht zu quälen.

Unglüklicher Weise mußte der Hof zu eben der Zeit, da meine junge Dame nach London kam, zahlreicher und glänzender seyn als gewöhnlich. — Ihr wisset die beständigen Streitigkeiten König Heinrichs mit seinen Söhnen, die der König von Frankreich so wohl zu unterhalten wußte. Heinrich, der älteste von diesen Prinzen, hatte sich jetzt gänzlich von seinem Vater losgerissen, und scheute sich nicht, die Länder die ihm dieses guten Königs übertriebene Liebe überlassen hatte, von dem König von Frankreich als ein Lehn, gleichsam von neuen anzunehmen, und als sein Lehnsmann an seinem Hofe zu leben. Aber zu eben der Zeit, da der König von England den Kummer hatte, diesen verblendeten Prinzen für seine väterliche Liebe völlig verlohren zu sehen, war es ihm gelungen, durch seine gränzenlose Güte, seine übrigen drey Söhne in seine

Arme

Arme zurück zu bringen, eine Freude, welche zwar nur kurze Zeit dauerte, die aber damals, da wir nach Hofe kamen, noch ganz neu, und also in ihrer ersten Stärke war.

Alle drey Prinzen befanden sich am Hofe. Man feyerte die Vermählung des jüngsten von ihnen, mit Adelaiden, einer savoyischen Princeßin, und jeder Tag dieses Hochzeitfests, wurde durch neue Lustbarkeiten ausgezeichnet. Matilde erschien bey diesen glänzenden Festen wie ein neuer unbekannter Stern; sie verdunkelte alles um sich her, und verblendete durch ihre Reize um so viel mehr, je weniger sie es wünschte, je weniger sie sich ihrer Vorzüge vor jeder andern Dame bewußt war. Ihre Jugend, ihre Unschuld und Schönheit, die bezaubernde Anmuth, die stille ungekünstelte Einfalt, die in ihrem ganzen Wesen herrschte, und selbst der Anstrich von Schwermuth, den ihr ihre unglükliche Lage gab, zog aller Augen auf sie. Sie machte in einem Abend tausend Eroberungen, die ich weder alle kenne, noch alle nennen kann, sondern nur derer gedenken will, die Lord Kliffords Eifersucht am meisten erregten, und seiner unglücklichen Gemahlin unendlichen Kummer machten.

Matildens Reize eroberten zu gleicher Zeit die Herzen dreyer Brüder, der drey Prinzen von England, und jeder von ihnen bezeugte ihr seine Neigung so unverholen, daß Lord Klifford schon beym

ersten Schritte, den er seine Gemahlin in die Welt thun ließ, Ursach genug fand, seinen unüberlegten Einfall zu bereuen.

Der Bräutigam, dessen Hochzeitfest gefeyert wurde, Prinz Johann, der jüngste unter seinen Brüdern, ein leichtsinniger, gedankenloser Mensch, scheute sich nicht seine Braut zu verlassen, und Matilden auf allen Schritten zu begleiten; Prinz Gottfried, der zweyte unter diesen dreyen, ein wilder, lasterhafter, ausgelassener Jüngling, legte sich noch weniger Zwang an, er drängte Lord Klifford von der Seite seiner schönen Gemahlin, setzte sich zu ihr, und unterhielt sie den ganzen Abend mit seiner Leidenschaft, mit der Häßlichkeit und allen Unannehmlichkeiten ihres Gemahls, und mit dem Glücke, das sie an seiner Seite genießen sollte, wenn sie Kliffordden verließ, und ihm die Hand gab. Er that dieses mit so lauter Stimme, daß Matildens Beschämung, ihres Gemahls-Grimm, und das Erstaunen der Anwesenden ohne Gränzen war.

König Heinrich, welcher seine kürzlich wieder gewonnenen Söhne nicht von neuem aufbringen wollte, that als wenn er von dem unanständigen Betragen Gottfrieds nichts merkte, und die arme Matilde hätte sich den ganzen Abend die überlästige Gesellschaft des Unbescheidensten aller ihrer Liebhaber gefallen lassen müssen, wenn nicht Prinz Richard, der älteste von König Heinrichs anwesenden Söhnen

nen ihre Angst zu Herzen genommen, und durch Bitten und Drohungen Gottfrieden endlich genöthiget hätte, sie zu verlassen. Aber ihre unangenehme Lage ward hierdurch nur verändert, nicht aufgehoben. Unter dem Vorwande sie für den Zudringlichkeiten seines Bruders zu schützen, begleitete Richard sie überall, und gab ihr seine Liebe zwar etwas feiner als Gottfried, aber immer noch deutlich genug zu verstehen, um sie und ihren eifersüchtigen Gemahl zu beunruhigen.

Ich weiß nicht, Ritter, ob ihr den Prinzen Richard je gesehen habt, und ich finde es also schicklich, euch eine Beschreibung von seiner Person zu machen, um einen Wunsch zu rechtfertigen, den ich, ich bekenne es, damals that, und den ich mich jetzt noch nicht entbrechen kann zu wiederholen. Ich wünschte: O möchte doch die unglückliche Matilde, statt Lady Klifford, Prinzeßin von England seyn! Richard war der schönste Mann den ich damals gesehen hatte. Erröthet nicht, Ritter, ich trete euch mit diesem Ausspruche nicht zu nahe; ich hatte euch zu jener Zeit noch nicht erwachsen gesehen, und doch — selbst jetzt da ich euch vor mir sehe, kann ich mein damaliges Urtheil noch nicht ganz zurück nehmen; alles was ich thun kann, ist, daß ich bekenne, daß mir nie eine auffallendere Aehnlichkeit, als zwischen euch und dem unvergleichlichen Prinzen von England vorgekommen ist. Diese majestäti-

jestätische Gestalt, dieser königliche Anstand, diese Heldenmiene, das blendende Feuer im Auge, kurz alles, alles wie ich es an euch vor mir sehe; nur dünkt mich, ihr habt in diesem Zuge eures Mundes etwas Holdseligeres, und in diesem Blicke etwas Liebevolles, Schwärmerischzärtliches, das Richarden fehle, der den Mund selten zum sanften Lächeln verzieht, und dessen Augen, auch wenn er sie zum höchsten Ausdruck des Wohlwollens mildert, immer etwas Furchtbares an sich haben.

So war Richards Gestalt, und ich glaube, ihr werdet mich nicht tadeln, daß ich ihn statt des häßlichen Kliffords an Matildens Seite wünschte. — Aber dieses ist noch nicht genug. Wie soll ich euch vollends alle das Edle und Große schildern, davon seine ganze Heldenseele erfüllt seyn mußte, weil jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen den Abdruck davon führte.

Hört auf, Agnes, rief Walter indem er die Augenbraunen ein wenig zusammen zog, ich denke ihr wollt mir Matildens Geschichte erzählen, und nicht eine Lobrede auf Richarden halten, dem ich übrigens unmöglich den Grad von Größe und Güte zugestehen kann, den ihr ihm beymesset. Wie wär es sonst möglich, daß er ein ungehorsamer Sohn eines solchen Vaters seyn könnte? — Es ist zu beklagen, sagte Agnes mit einem kleinen Achselzucken, aber auch die edelsten Gemüther lenken sich

zuwei-

zuweilen auf eine falsche Seite; wie wär es sonst zum Beyspiel zu erklären, daß man zuweilen, auch bey großen Seelen, Spuren von Mißgunst und Verkleinerung fremder Vorzüge findet? — Walter erröthete, und Hunbergens Kammerfrau fuhr fort. Weil ihr denn nichts mehr von Richarden hören wollt, so will ich den Abend dieses merkwürdigen Tages zu Ende gehen lassen, und nichts von allen den bezaubernden Künsten erwähnen, die der Prinz von England brauchte, Matildens Herz zu stehlen, wenigstens einen Anspruch auf ihre Freundschaft zu bekommen.

Man gieng auseinander. Richard trauerte über Matildens Härte, Gottfried schäumte vor Wuth von ihrer Seite verdrängt zu seyn, und Johann hätte sich lieber beständig nur an ihrem Anblick geweidet, als daß er zu seiner Braut zurückgekehrt wäre. Adelaide weinte über ihres Bräutigams Betragen. Königin Eleonore schalt, und die arme Matilde, mußte diese Nacht, und den ganzen folgenden Tag, bis es wieder Zeit wär bey Hofe zu erscheinen, die bittersten Vorwürfe über das was vorgegangen war, von ihrem mürrischen Gemahl ausstehen. — Wie es diesen Tag gegangen war, so gieng es alle folgende, und niemals hat wohl eine Person die Bewunderung, die sie überall fand, so theuer bezahlen müssen, als die unglücklichie Lady Klifford.

Gleichwohl that ihr die Leidenschaft der Prinzen von England und alle ihre übrigen Eroberungen, bey weitem nicht so viel Schaden, als die Liebe und der Umgang eines andern viel geringern aber gewiß nicht weniger reizenden Jünglings, als die schönsten unter ihren Anbetern waren. — Ich weiß nicht, ob ihr euch noch auf einen gewissen Blondel von Nesle besinnt. — Blondel von Nesle? wiederholte Walter, er? mein Freund, mein Nebenbuhler? — Ihr bedenkt nicht was ihr redet, Ritter, sagte Agnes mit einem kleinen boßhaften Lächeln. Sagt mir nur im Ernste ob ihr Matilden liebt? Liebt ihr sie, welches sich doch schlecht zur geistlichen Rittertracht schicken würde, wer hat dieses errathen sollen, da ihrs vielleicht kaum selbst recht wissen möget? Und überdieses, wo sind denn eure Rechte auf sie, welche euch ausschließend erlauben, allein die Vollkommenheit ihrer Reizungen einzusehen? — Ihr schweigt? — Nun gut, ich fahre fort. Blondel von Nesle also befand sich in dem großen Gefolge von Minstrels, welche Richard, ein mächtiger Beschützer der schönen Künste, und selbst Sänger und Dichter, beständig um sich hatte. Er war Richards Liebling; Er war noch mehr als dieses Wort gemeiniglich bey großen Herren sagen will; er war sein Freund. —

Matilde sahe sich genöthigt, um Richarden nicht gänzlich zu beleidigen, ihm, dessen Hülfe sie wenigstens

stens wider die Zudringlichkeiten seiner Brüder nöthig hatte, unter dem Namen der Freundschaft einer Art von Umgang mit ihr zu verstatten, den die strengste Tugend nicht tadeln konnte, und dem sich Lord Klifford, aus Furcht vor Richards Macht, nicht widersetzen durfte. Der Prinz besuchte sie oft, und weil er sich nicht getrauen durfte, von Liebe mit ihr zu sprechen, so waren Musik und Dichtkunst, worinne er Meister war, und die, wie ihr wißt, Matilde immer mit Leidenschaft liebte, meistens der Gegenstand ihrer Unterhaltungen.

Einesmals gedachte er gegen sie seines Blondels, und Matilde, welche sich augenblicklich ihres Jugendfreundes erinnerte, bezeugte das größte Verlangen diesen geliebten Jüngling wieder zu sehen. Sie erzählte Richarden von ihrer Erziehung mit ihm und mit euch, und bezeugte so lebhafte Theilnehmung an dem jungen Minstrel, daß Richard ihn gleich des andern Tages zu ihr brachte, und daß von dieser Zeit an, fast kein Tag vergieng, daß Blondel nicht bald in Gesellschaft seines Freundes, bald allein die Gräfin von Klifford besuchte. Ich weis nicht ob Blondel Matildens Gemahl zu gering vorkam um eifersüchtig auf ihn zu werden, oder ob eine Boßheit hinter seiner Nachsicht bey den Besuchen des jungen Minstrels verborgen lag, genug er, der sonst jedes männliche Geschöpf um den kleinsten Blick seiner Gemahlin beneidete, er,

der

der sahe, daß Matilde, ihrer ehemaligen kindischen Freundschaft mit dem lieblichen Harfenspieler eingedenk, freyer und freundlicher mit ihm umgieng als mit irgend jemand, sprach nie ein Wort wider den Umgang mit ihm. Matilde überließ sich demselben um so viel ruhiger, da sie nichts von Blondels Leidenschaft merkte, und ich, die ich hierinnen weiter sah, fand die Zusammenkünfte mit einem so ehrerbietigen furchtsamen Liebhaber so unschädlich, daß ich unmöglich meiner Lady die einige Freude die sie genoß, dadurch rauben konnte, daß ich ihr die Augen über des jungen Minstrels Neigung für sie öfnete, und sie dadurch nöthigte ihn zu fliehen. Ueberdieses, was waren für Bedenklichkeiten bey Besuchen, wo sich allemal ihr Gemahl gegenwärtig befand? Lord Klifford war vorsichtig genug, denselben allemal beyzuwohnen. Er schien Geschmack an der Musik zu gewinnen, die hier allemal der Gegenstand der Unterhaltung war, und die Harfe, welche weiland den bösen Geist von König Saul verjagte, schien bey seinem wilden Herzen oft die nämliche Wirkung zu thun, und ihn etwas freundlicher und menschlicher zu machen. Doch dieses war eine gefährliche Stille, welche vor einem fürchterlichen Sturm hergieng. Wo dieser Sturm herkam, werdet ihr errathen, wenn ich euch nur einen einzigen Namen nenne; ihr habt ohnedem lange nichts von euren alten Freundinnen Graf Philipps Töchtern gehört. Ihr

Ihr wißt die närrische Neigung, die diese Fräuleins beyde für den Grafen von Leiceſter hatten, und ihr könnt wohl glauben, daß ſie, nachdem ſie Beſitzerinnen von Montçon, und freye Gebieterinnen über ſich ſelbſt geworden waren, noch weniger als zuvor daran dachten, dieſe Leidenſchaft zu unterdrücken. Nicht ein Jahr vergieng, nachdem Hunbergens Schloß ihr Eigenthum geworden war, ſo ſahe ſie ſchon England in ſeinen Gränzen.

Wir lebten damals noch in der Einſamkeit zu Klifford, und wußten weder etwas von ihrer Erſcheinung am engliſchen Hofe, noch von den Verfolgungen, welche Graf Leiceſter von ihrer Liebe auszuſtehen hatte, noch von dem Zwiſte der endlich ſeinetwegen unter ihnen entſtand, und der ſie nöthigte, ſich zu trennen. Anna gieng nach Frankreich unter die Hofſtatt der Prinzeßin Alice, und ihr habt ſie ohne Zweifel daſelbſt geſehen ohne ſie zu kennen. Edita aber, welche gemerkt hatte, daß Graf Leiceſter ſie doch noch etwas beſſer leiden konnte als ihre Schweſter, blieb in England und wollte daſelbſt abwarten, ob ſich das Herz ihres Geliebten nicht endlich völlig gegen ſie erweichen ließ.

Sie befand ſich noch daſelbſt, als Lady Klifford zuerſt in der großen Welt erſchien, und ob die Art ihrer Erſcheinung und der Beyfall den

sie fand, ihrer neidischen Seele behagen konnte, vornehmlich da sie sah, daß der geliebte Leiceſter auch mit unter Matildens Bewunderern war, das läßt sich errathen. — Edita sann auf Rache gegen die, welche sie von Kindheit an verabscheut hatte, gegen die, welche ihr von jeher im Lichte stand. — Ihr die allgemeine Bewunderung zu rauben, war unmöglich, aber es gab einen andern Theil ihres Glüks, den sie ebenfalls beneidete, und den sie zu untergraben suchte; sie neidete sie um das, weswegen jeder andre sie beklagte, um die Ehre Lord Kliffords Gemahlin zu seyn. Der Name Gräfin von Klifford, der Glanz mit welchem die Eitelkeit des Lords sie in der Welt erscheinen ließ, und andere ähnliche Kleinigkeiten, blendeten ihren schwachen Verstand, und sie nahm sich vor, ihre Feindin dieser Glückseligkeiten zu berauben.

Lord Klifford, so alt und häßlich er, und so schön und reizend seine junge Gemahlin war, beobachtete doch die eheliche Treue gegen sie nicht allemal zum gewissenhafteſten, und wenn er sie nicht öfter überschritt; so lag es gewiß nicht an ihm, sondern an der fehlenden Gelegenheit. Ob Edita, die doch wirklich schön genug ist, bey dieſer Beschaffenheit sich vergeblich bemühte, ihn an sich zu ziehen, wenn sie die Absicht hatte es zu thun, das ist leicht zu ermeſſen. Es währte nicht

lan-

lange, so hieng Lord Klifford so fest an ihr, liebte sie so zärtlich, als er vielleicht Matilden nie geliebt hatte; eine Sache, die ich mit nichts, als mit der vollkommenen Gleichheit ihrer boshaften Seelen, und der daraus entspringenden Simpathie erklären kan. — Was für unnennbare Leiden für die arme Lady Klifford aus diesem Bündnisse entstehen mußten, brauche ich euch nicht erst zu sagen. Da sie ihren Tyrannen unmöglich lieben konnte, so fand zwar hier keine Eifersucht statt, aber gekränkte Eigenliebe, Bewußtseyn eigener Vorzüge, und Verdruß, sich Unwürdige vorgezogen zu sehen, wie können diese nicht ein gefühlvolles Herz quälen! und doch waren diese Leiden noch die Geringsten von denen, die Matilde auszustehen hatte, aber — doch ich übergehe alles womit die übermüthige Edita und ihr boshafter Liebhaber meine unschuldige Gebieterin kränkten; ein Grausen kommt mir an, wenn ich an die Beleidigungen denke, die sie erdulden mußte, und ich wende mich schnell zu dem, was den meisten Einfluß auf die Entwickelung ihres Schiksals hatte.

Lord Klifford hatte, wie ich vorhin erwähnte, den unschuldigen Umgang zwischen Blondel und Matilden lange stillschweigend angesehen; niemand konnte besser von der Schuldlosigkeit desselben überzeugt seyn als er, der überal mit gegenwärtig war. Editens Anreizungen gaben das

Signal, das bisherige Stillschweigen zu brechen, und auf einmal brach der Sturm loß. Er überhäufte seine unschuldige Gemahlin ohne den mindesten Anlaß mit den schrecklichsten Beschuldigungen; er begegnete ihr mit verdoppelter Grausamkeit; er ließ es nicht dabey bewenden, ihr insgeheim tausend Quaalen anzuthun, er wollte sie auch öffentlich beschimpfen, und nicht lange, so war die Klage wider sie fertig. Er drang darauf von ihr geschieden zu werden. Aller Beweiß, den er von der Untreu, deren er sie beschuldigte, aufbringen konnte, war ein Bild von ihr, das sie Blondeln geschenkt haben sollte, das sich auch wirklich bey ihm fand, aber kein anders als dasjenige war, welches er, wie ihr euch erinnern werdet, am Tage seiner Einweihung von Hungergens Hand erhielt. Welch ein armseeliger schwacher Beweiß! vornehmlich da es in die Augen fiel, daß das Bild Matilden nicht anders als in ihrem zwölften oder dreyzehnten Jahr vorstellen konnte. — Demohngeachtet drang Lord Klifford mit demselben durch, und seiner Gemahlin ward die Rechtfertigung zuerkannt. Wie konnte sie sich rechtfertigen, da alle Beweise ihrer Unschuld, selbst der, der von ihres Gemahls Gegenwart bey allen ihren Zusammenkünften mit Blondeln hergenommen war, verworfen wurden? Sie erbot sich zur Wasser und Feuerprobe; aber König Heinrich hatte

diese

dieſe Art die Unſchuld zu retten, vor kurzem in ſeinen Landen abgeſchaft, und es war uns alſo nichts weiter übrig, als unſere Sache dem göttlichen Gericht zu übergeben, das iſt, ſie durchs Schwert ausmachen zu laſſen. — Die Rechtfertigung durch den Kampf vor dem göttlichen Gerichte konnte ihr nicht verſagt werden, und Lord Klifford, ſo ſehr er auch dawider murrte, mußte ihn eingehen. — Da er der Stärke ſeines eigenen Arms nicht traute, ſo ſtellte er zum Vertreter ſeiner Sache einen berühmten däniſchen Ritter von faſt rieſenmäßiger Größe, welcher wegen der vielen Siege die er erfochten hatte, für unüberwindlich gehalten wurde. — Matilde war zu geliebt, zu angebetet von jedermann, als daß dieſer fürchterliche Umſtand jemand von ihrer Vertheidigung hätte abſchrecken ſollen. Ganze Schaaren von Rittern, und unter ihnen, zu Editens größter Kränkung, auch Graf Leiceſter, boten ſich zu ihren Kämpfern an; aber ſie wurden alle verworfen, und der höchſte und vortreflichſte Ritter des Königreichs, Prinz Richard behielt den Vorzug. — O Ritter, wo waret ihr damals! vielleicht beſchäftigt irgend einen unbedeutenden Vortheil von den Sarazenen zu erringen, indeſſen euer Arm ſo nöthig war, die Unſchuld, das Leben der Freundin zu retten, die euch alles aufgeopfert hatte! — Doch zweifle ich, daß der Prinz von England

sich von euch das Recht die Dame die er anbetete, und seinen liebsten Freund zu vertheidigen, würde haben streitig machen lassen. — Der Tag des Kampfs erschien, ich zitterte für meine Dame und für ihren erhabenen Kämpfer. Ihr kennt die grauenvollen Zubereitungen zu einem Gottesgerichtskampfe. Das furchtbare Ansehn der Kampfrichter, das offene Grab für den Ueberwundenen, das Läuten der Sterbglocke, die langen Reihen der traurenden Verwandten, der schwarzbezogne Schauplatz, die Todtenstille, die bey der unzähligen Menge der Zuschauer fast unglaublich ist, und die nun plötzlich durch die feyerliche Stimme des Herolds unterbrochen wird, der die Kämpfer vor das Gericht Gottes, des Rächers der Unschuld ladet, um durchs Schwert zu beweisen was wahr ist, und dann dreymal im Namen Gottes betheuert, daß das Unrecht auf den Kopf des Unterliegenden fallen, und von der Unschuld nicht mehr soll gefodert werden. Schrecklich, schrecklich waren mir diese Feyerlichkeiten, und ich hielt es für unbillig, daß sie nicht um des geliebten Richards, des Sohns des Königs willen, ein wenig gemildert wurden, der festeste Heldenmuth mußte nach meinen Gedanken durch dieselben weit mehr als durch das Schwert des Feindes erschüttert werden. Ob der Held, der unsere Sache vertheidigte, gezittert habe, mag der Ausgang beweisen.

Er

Er kämpfte, und wenn ihr seine Tapferkeit so gut kennt wie jedermann, so wird es unnöthig seyn hinzuzusetzen: er siegte. Matilde ward für unschuldig erkannt. Lord Klifforden ward das Recht sich von ihr scheiden zu lassen abgesprochen, und ihr hingegen bekannt gemacht, daß sie durch die Bosheit ihres Gemahls die volle Freyheit erhalten habe, sich mit Beybehaltung aller seiner Güter und Titel von ihm zu trennen.

Matilde war zu edel, zu gewissenhaft, zu fest von der Unzertrennlichkeit des Bandes der Ehe überzeugt, als daß sie sich dieser Erlaubniß hätte bedienen sollen. Kliffords Freunde, die entzückt über ihre Großmuth waren, führten ihn zu ihren Füssen. Ich verzeih euch, sagte sie, indem sie ihn mit dem himmlischen Blicke, den ihr an ihr kennet, von der Erde aufhub, ich verzeihe euch wie ich wünsche, daß mir Gott in meiner lezten Stunde verzeihen mag. Hierauf erneuerte sie öffentlich das Gelübde der ehelichen Treue, das sie nie mit einem Gedanken gebrochen hatte, und kehrte wieder in sein Haus zurück, welches sie, ob ihr gleich bald wieder auf den Fuß in demselben begegnet ward, doch gewiß nie verlassen haben würde, wenn sich nicht bald deutliche Spuren gezeigt hätten, daß ihr grausamer Gemahl, welcher vor Verlangen brannte, sich mit Editen zu verbinden, ihr mit Gift nachstellte.

Der König drang nun selbst darauf, daß sie diesen Unmenschen verlassen sollte. Sie mußte sich unter den Schutz der Königin Eleonore begeben, und Lord Klifforden ward das Leben abgesprochen, ohne daß jemand von seinen ehemaligen Gönnern, ohne daß selbst die Königin, deren Gnade er sich ehemals so sehr rühmte, es wagte, für ihn zu bitten. Matilde ward durch einen Spruch des Pabsts für frey erklärt; sie nahm dieses auf Bitten ihrer Freunde an, doch nur unter der Bedingung, daß man ihrem Verfolger das Leben schenken sollte. Was konnte man einer solchen Vorbitterin abschlagen? Die Todesstrafe des Verbrechens ward in ewige Verweisung auf seine Güter verwandelt, und Matilde blieb im Gefolge der Königin, welche ihr mehr Gnade zuwandte, als sie vielleicht in ihrem Leben einer Person erzeiget hat. Matilde hat etwas Zauberisches an sich, welches im Stande ist die wildesten Herzen, nur nicht die Herzen eines Kliffords und einer Edita zu besänftigen.

Die Ruhe, welche sie an Eleonorens Hofe genoß, war indessen nicht von langer Dauer. — Sie liebte ihren Erretter, den edeln Prinzen von England, mit einer Freundschaft, wie sie die Dankbarkeit in einem Herzen wie das ihrige nur hervorbringen kann; aber Richards Bitten, ihm nun da sie frey sey, ihre Hand zu geben, wurden zu

dringend, und Matilde hatte nur Ein Herz, das sie schon in ihrer Kindheit vergeben hatte. — Ich leugne es nicht, ich war eine grosse Tadlerin dieser schwärmerischen Treue, und an mir lag es nicht, Ritter! daß euer Ebenbild, der unvergleichliche Richard, nicht glücklich ward; aber eure Freundin blieb unbeweglich. Anfangs diente ihr Lord Klissords Leben und ihr Gewissen zum Vorwand, welches ihr vor seinem Tode keine neue Verbindung erlaubte; aber als dieser ein Jahr darauf an den Folgen seiner Schwelgerey starb, und sie noch immer unerbittlich blieb, als Prinz Richard aus Verzweifelung nach Frankreich gieng, wo man sich nicht ohne Erfolg bemühte ihn wider seinen Vater aufzuhetzen, als der König und die Königin anfiengen ihr ungnädige Mienen zu machen, und sich nicht scheuten, sie ins Gesicht die Ursach aller dieser Unordnungen zu nennen, so verließ sie den Hof, und begab sich zu Hunbergen in das Kloster zu Godstow, das ich schon mehr erwähnt habe.

Hunberga traute der Sicherheit in England nicht mehr, und beredete Lady Klifford nebst ihr dieses Land zu verlassen. Sie begaben sich in dieses Kloster, wo die Gräfin von Flandern den Schleyer annahm, und Matilde gewiß das nämliche gethan haben würde, wenn sie es nicht aus Liebe zu demjenigen unterlassen hätte, dessen Bild ih-

rem Herzen unauslöschlich eingedrückt ist. Die Hofnung, euch noch in diesem Leben wieder zu sehen, welche oft bey ihr ganz verschwunden war, lebte wieder auf, als wir bey unserer Reise auf die stöchadischen Inseln, von den Mönchen vernahmen, daß ihr nach dem heiligen Lande gegangen wäret, und also die weite Entfernung den Mangel an Nachrichten von euch entschuldigte; aber euch einst als Tempelherrn wieder zu sehen, Himmel wer hätte das gemeint;

Unsere Nachforschungen nach euch waren vergebens. Gram und fehlgeschlagene Hofnung, fiengen an Matildens Herz zu verzehren, und an ihrem Leben zu nagen. Das eingeschränkte Leben im Kloster, und die beständige Einsamkeit mit sich und ihrem Kummer, würde sie endlich getödtet haben, wenn sich nicht eine Gelegenheit gezeigt hätte, diesen Ort auf einige Zeit zu verlassen.

Wir trafen bey unserer Ankunft in diesem Kloster eine junge Dame an, welche Matilden an Schönheit und Charakter so ähnlich war, daß eine gegenseitige Freundschaft unter ihnen entstehen mußte. Es war die Prinzeßin Zoe des Königs von Zypern Tochter. Die fromme Unschuld, die sie mit meiner jungen Dame gemein zu haben schien, war bey ihr mit so viel Anlage zur Fröhlichkeit, und einem so muntern Geiste be-

gleitet, daß wir die Wirkung ihres Umgangs an Matildens zunehmender Heiterkeit bald spürten.

Zoe ward vor dem Jahre von ihrem Vater in sein kleines Königreich zurück gefodert, sie bat Matilden sie dahin zu begleiten, und die Gräfin von Flandern fand diese Reise ihrer Pflegetochter so zuträglich, daß endlich diese sich bereden ließ, den Bitten und Vorstellungen ihrer beyden Freundinnen nachzugeben. — Wir haben unterschiedlichemal Nachricht von ihr gehabt, aber doch nicht so umständlich als wir wünschen, weil der König von Zypern etwas darunter sucht, keine ausführlich geschriebenen Briefe aus seiner Insel abgehen zu lassen.

So weit war Angnes in ihrer Erzählung gekommen, und sie schien derselben noch etwas hinzusetzen zu wollen, als Hunberga aus der Messe zurück kam, und sie störte.

Die Gräfin von Flandern wandte sich zu dem Tempelherrn, um seine Meynung über das, was er gehört hatte, zu vernehmen, aber er war so ausser sich, so in Nachdenken versunken, daß sie nur einsilbige Antworten aus ihm bringen konnte. — Geh, mein Sohn! sagte sie, als sie sahe, daß er sich gar nicht aus seinem Tiefsinn zu reisen vermogte, geh, ich sehe, daß du für heute genug gehört hast, und daß alles andere, selbst die Geschichte deiner Mutter, die ich dir auf die-

sen

sen Nachmittag zugedacht hatte, nur einen halben Zuhörer an dir finden würde.

Walter hörte nicht sobald die Geschichte seiner Mutter erwähnen, als er sich ein wenig aus seinem Nachdenken empor riß, und die Gräfin bat, ihm dieselbe nicht länger vorzuenthalten.

Morgen, morgen, mein Sohn! sagte Hunberga, indem sie ihm freundlich die Hand drükte, und morgen, morgen sagen wir zu unsern Lesern, indem wir den ersten Theil unsers Buchs schließen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google